

Deutsche Militärzeitschrift

DMZ

73131

www.dmz-netz.de



4 197313 112806 01

1/2017 • € 12,80

Österreich € 13,90 • Luxemburg € 14,90 • Schweiz CHF 16,90

Spanien € 14,90 • Italien € 14,90

Sonderausgabe

Wehrmacht Bundeswehr



- Wehrmacht-Soldaten bauten die Bundeswehr auf
- Das Bundeswehr-Liederbuch: noch zeitgemäß?
- Ist die Wehrmacht nicht traditionswürdig?
- Bedeutende Soldaten im Porträt
- Das Ausland beurteilt die Wehrmacht positiv
- Waffen-SS-Soldaten in der Bundeswehr
- Der deutsche Soldat im Kinofilm
- Verteidigungsministerin im Zwielficht





Die Deutsche Militärzeitschrift

berichtet alle 2 Monate in Wort und Bild über

- Militärgeschichte
- Sicherheitspolitik
- Wehrwissenschaft
- Krisenherde
- Bundeswehr
- Streitkräfte aller Welt
- Flucht und Vertreibung
- Soldatenporträts
- Interviews
- und vieles mehr

Lassen Sie sich keine Ausgabe entgehen!

Im Zeitschriften- und im Bahnhofsbuchhandel finden Sie die aktuelle Ausgabe der Deutschen Militärzeitschrift (DMZ) im Umfang von 84 Seiten zum Preis von € 7,95.

Noch besser: Mit Ihrem Abonnement stärken Sie die DMZ und sichern sich Ihr druckfrisches Exemplar zustellungsfrei und eine Woche früher als im Zeitschriftenhandel.

Sie möchten sich erstmalig unverbindlich ein eigenes Bild von der DMZ machen? Kein Problem:

Bestellen Sie jetzt Ihr kostenloses Probeexemplar!

Starke 84 Seiten!

Alles in Farbe!

Nur € 7,95!



Ein Geschenk für Sie!

Werben Sie einen neuen Abonnenten oder werden Sie selber Abonnent. Dann senden wir Ihnen nach Erhalt des ersten Jahresabonnements-Betrages kostenlos als Werbeprämie eines der nebenstehenden wertvollen Bücher.



Buch I:
Im Sommer 1936 greifen deutsche Soldaten in den Spanischen Bürgerkrieg ein. – 160 S., farb. und s/w. Bilder – Bildband, geb. im Atlas-Großformat – Ladenpreis € 25,95.



Buch II:
1940 ursprünglich vom OKW herausgegeben, zeigt dieses Kartenwerk Tag für Tag das Kriegsgeschehen in Polen, Norwegen und Frankreich. 240 S., geb. im Atlas-Großformat – Ladenpreis € 25,95



Buch III:
Die USA traten in den Ersten Weltkrieg ein, um einen Fuß in Europa zu haben. – 480 S. – geb. im Großformat – Ladenpreis € 25,95.

DMZ DEUTSCHE MILITÄRZEITSCHRIFT

☐ Ja, ich möchte ein preisgünstiges Abonnement!

(6 Hefte jährlich, inklusive Versandkosten)
Inland: Normal-Abo € 47,70 • Schüler- und Studenten-Abo € 42,- (Kopie des Schüler- oder Studenten-Ausweises mitsenden) • Förder-Abo: € 55,-
• Ausland: Normal-Abo € 58,- • Schüler- und Studenten-Abo € 52,- • Förder-Abo: € 65,-
☐ Mit Sammelordner (2 Jahrgänge) zzgl. € 10,-

☐ Außerdem erhalte ich als kostenlose Werbeprämie: ☐ Buch I ☐ Buch II ☐ Buch III
(Legion) (Feldzüge) (Amerika)

☐ Kostenloses Probeheft

☐ Sammelordner, ermöglicht das Archivieren von zwei Jahrgängen der DMZ (Stück € 13,95)

☐ per Rechnung

☒ Gewünschtes bitte ankreuzen

geb.

Vorname

Name

Tel./E-Post

Straße

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

☐ per Einzugsermächtigung

Einzugsermächtigung

Hiermit ermächtige ich den Verlag, meine Abonnementgebühren ab sofort bis auf Widerruf von nachstehend bezeichnetem Konto abzubuchen.

Bank/Ort

IBAN

BIC

Kontoinhaber

Datum, Unterschrift

Verlag Deutsche Militärzeitschrift (VDMZ)
Postfach 52 • D-24236 Selent
Telefon: 04384/59 70-0 • Telefax: 04384/59 70-40
E-Post: verlag@deutschemilitaerzeitschrift.de

Deutsche Militärzeitschrift

DMZ

Die Waffen-SS

In dieser *DMZ*-Sonderausgabe wird eine Ausnahmetruppe vorgestellt, die – bei dem ehemaligen Gegner geachtet und bewundert – im eigenen Vaterland immer noch heftigste Diskussionen auslöst. 116 Seiten.

Art. 450212

€ 9,80

Rommel und das deutsche Afrikakorps

Das Themenspektrum dieser *DMZ*-Sonderausgabe umfaßt unter anderem die Biographie Rommels von seinem Einsatz im Ersten Weltkrieg bis zu seinem Tod und geht zahlreichen Aspekten des Afrikafeldzuges nach. 132 Seiten.

Art. 450368

€ 9,80

Die Panzerwaffe – damals und heute

Die *DMZ* widmet der Panzerwaffe, einem der schlagkräftigsten Kampfmittel, ein ganzes Sonderheft. Von den Anfängen bis zur Gegenwart werden hier die Stahlkolosse faktenreich und bestens bebildert vorgestellt. 96 Seiten.

Art. 450469

€ 9,80

Fallschirmjäger

Die Geschichte der Fallschirmjäger in all ihren Facetten: Waghalsige Kommandounternehmen und große Schlachten prägen den Mythos dieser Elitesoldaten bis heute. Ausführlich würdigt die *DMZ* diese Elitetruppe. Mit Gratis-CD mit Liedern der Fallschirmjäger. 116 Seiten.

Art. 450544

€ 12,80

Tötet die Deutschen – Flucht und Vertreibung 1945

Ein *DMZ*-Sonderheft, das das Inferno dokumentiert, das 1945 über den deutschen Osten hereinbrach. 132 Seiten.

Art. 450791

€ 12,80

Scharfschützen – Sniper

Anschaulich werden die Geschichte, Ausbildung und Bewaffnung der Scharfschützen verschiedener Länder und Epochen vorgestellt. 116 Seiten.

Art. 450889

€ 12,80

Verehrter Leser,



seit Jahren, wenn nicht Jahrzehnten, beobachten wir den Verfall der Bundeswehr. Sparmaßnahmen, Bundeswehr-Reformen, die Aussetzung der Wehrpflicht – das alles hinterließ seine Spuren bei der Truppe. Nichts geschah, um den Niedergang zu stoppen. Daher staunten viele nicht schlecht, daß es noch schlimmer werden konnte, als sie sahen, welchen Aktionismus Bundesverteidigungsministerin Ursula von der Leyen (CDU) angesichts der Fülle an Skandalen in den letzten Monaten entwickelte. Mit den Medienberichten zum Fall Franco A., über angebliche entwürdigende Aufnahmezeremonien am Standort in Pfullendorf und „Sexismus“ unter Bundeswehrausbildern sieht sich die Truppe einer der tiefgreifendsten Krisen seit ihrer Gründung ausgesetzt. Als hätte die Bundeswehr nach dem „Eurohawk“- und G-36-Desaster nicht schon genug Probleme, trägt die Inhaberin der Befehls- und Kommandogewalt den Streit um ein angebliches „Haltungsproblem“ der Truppe in aller Öffentlichkeit aus.

Monatelang kam die Bundeswehr nicht mehr aus den Schlagzeilen, Ursula von der Leyen reagierte mit Schuldzuweisungen und Entlassungen. Persönliche Verantwortung hat sie bislang nicht übernommen. Der zur Schau getragene Aktionismus der Ministerin überdeckt ihr gestörtes Verhältnis zur Truppe – Frau von der Leyen ist nie in ihrer Rolle als Verteidigungsministerin angenommen worden. Zu groß sind die Gräben, die unter ihrer Ägide aufgerissen wurden, zu viel wurde an der Vertrauensbasis zwischen Führung und Truppe zerstört, zu unpopulär sind die Reformen der ehrgeizigen Politikerin.

Noch in den 1950er Jahren sprach man von der „neuen Wehrmacht“, wenn es um eine Wiederbewaffnung der Deutschen ging, weil man sich schlichtweg nicht vorstellen konnte, einer deutschen Armee eine andere Identität als die ur-eigene zu geben. In Zeiten, in denen in Bundeswehrlebensgemeinschaften hängende Fotos des früheren Bundeskanzlers Helmut Schmidt (SPD) abgenommen werden, weil die Bilder ihn als Offizier in seiner Wehrmachtuniform zeigen, muß endlich geklärt werden, wofür diese Bundeswehr eigentlich steht. Ein Blick in die Frühphase dieser Armee reicht, um sich der Kontinuität zwischen „alter“ und „neuer“ Wehrmacht zu vergegenwärtigen.

Nach all den Skandalen und Mediendebatten brauchen die Soldaten eine ernsthafte Diskussion darüber, was den „inneren Geist“ der Truppe ausmachen soll. Letztendlich geht es um die Frage, ob die Bundeswehr eine Streitkraft im ursprünglichen Sinn oder ein bewaffneter Beamtenhaufen für internationale Hilfseinsätze sein möchte. Für das erste braucht der Soldat Vorbilder, und diese haben nun einmal auch Stahlhelm und Pickelhaube getragen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Guido Kraus
– Chefredakteur –

Titelseite: Collage (DMZ-Archiv/Bundeswehr/Sebastian Wilke)



Im Visier

- 5 Traditionsbruch**
Wie steht die Bundeswehr zur Wehrmacht?

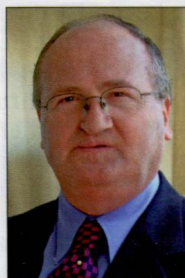
Bundeswehr

- 8 Die Verfeimten**
Umbenannte Bundeswehr-Kasernen
- 23 Bundeswehr und Tradition**
Der Erlass von 1965 regelte Grundsätzliches im Traditionsverständnis
- 33 Entmilitarisierung**
Marsch mit Gesang – eine vergessene Tradition
- 34 Die ehrgeizige Blenderin**
Ursula von der Leyen versteht es gut, sich selbst zu inszenieren
- 75 „Kein gültiges Erbe“**
Der Traditionserlass von 1982 brach mit der Wehrmacht
- 104 Der Wehrbeauftragte**
„Parlamentsinquisitor“ oder „Anwalt der Soldaten“?



Interview

- 10 „Mut vor Fürstenthronen“**
Generalmajor a.D. Hanno Graf von Kielmansegg im *DMZ*-Gespräch
- 24 Polarisierend und überzeugend**
Der Berliner AfD-Abgeordnete Thorsten Weiß im *DMZ*-Gespräch
- 38 „Eine Korrektur zurück!“**
Drei junge Bundeswehr-Offiziere im *DMZ*-Gespräch über ihr Buch *Soldatentum*
- 56 „Kämpfen wie ein Deutscher“**
Der israelische Militärgeschichtswissenschaftler Prof. Dr. Martin van Creveld im *DMZ*-Gespräch
- 72 „Aus Recht wird Unrecht“**
Der Rechtsanwalt und Reserveoffizier Otto Baumann im *DMZ*-Gespräch
- 86 „Einseitige Darstellung“**
Der Historiker Dr. Walter Post über den Einfluß der Anti-Wehrmacht-Ausstellungen
- 100 „Nur in Mühe und Gefahr“**
Der Militärgeschichtswissenschaftler Prof. Dr. Franz W. Seidler im *DMZ*-Gespräch



Soldatenportät

- 14 Der Aufrechte**
Generalinspekteur Heinz Trettner
- 26 Der Stille**
U-Boot-As Erich Topp
- 50 Der Ehrgeizige**
Eichenlaub- und Schwerterträger Johannes Steinhoff
- 60 Der Kämpfer**
Der Frontoffizier Hermann Wulf

- 76 Der Arzt**
Inspekteur des Sanitätswesens Ernst Rebentisch



Bundeswehr und Wehrmacht

- 18 Wehrmacht ohne Hakenkreuz**
Zwischen 1945 und 1956 wurden die Weichen für die „neue Wehrmacht“ gestellt
- 44 Nunmehr auf Tiefe geschickt**
U-Boot-Personal und -Ausrüstung der Kriegsmarine in der Bundeswehr
- 64 Anerkennung der Taten**
Ordensgesetz von 1957: „Kriegsauszeichnungen bleiben ehrwürdig“
- 82 Wie andere auch**
Waffen-SS-Soldaten im Bundeswehr-Generalsrang
- 92 Springer wider Willen**
Trotz Verwundung und Krankheit bricht ein Ritterkreuzträger alle Rekorde
- 96 Persilschein-Ausschuß?**
Der Personalgutachter-Ausschuß durchleuchtete höhere Offiziere
- 108 Vom Karabiner zum G 3**
Die erste Generation der Handfeuerwaffen der Bundeswehr



International

- 30 Die Preußen Südamerikas**
Deutsche Traditionslinien sind noch heute in der chilenischen Armee zu finden

Spezialeinheiten

- 54 Elite gestern und heute**
Brigadegeneral a.D. Reinhard Günzel über die Wurzeln des KSK in der Wehrmacht



Film und Fernsehen

- 68 Ruhmlose Mistkerle**
Deutsche Landsers in der Filmgeschichte des 20. Jahrhunderts

Zweiter Weltkrieg

- 78 „Die besten Soldaten der Welt“**
Ausländische Militärexperten über die enorme Kampfkraft der Wehrmacht

Wehrmacht

- 112 Gefragte Experten**
Wehrmachtoffiziere als Militärhelfer in Südamerika

Impressum

- 114 Impressum**



Traditionsbruch

Wie steht die Bundeswehr zur Wehrmacht?

Zu Beginn des Jahres 2017 ist die Bundeswehr wegen angeblicher martialischer Aufnahmezeremonien und fragwürdiger Ausbildungspraktiken am Ausbildungszentrum Spezielle Operationen in Pfullendorf in die Kritik geraten, befeuert vom eigenen Dienstherren in Person von Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen (CDU). Als dann auch noch die Umtriebe des Oberleutnants Franco A. ans Licht kamen und von Medien und Ministerium ebenfalls skandalisiert wurden, entwickelte die Ministerin einigen Aktionismus. Die Ministerin, die für ihre Agenda der weichen Themen stets belächelt wurde, ging nun zum Angriff über: Es wurde Sturm geblasen gegen die soldatische Härte, gegen den Korpsgeist – und gegen die Traditionen der Truppe. Der Truppe bescheinigte die Ministerin ein Haltungsproblem, konstruiert auf Grundlage der aufgebauchten Einzelfälle, plötzlich mußten angebliche Wehrmachtromantik und reaktionäre Ansichten bekämpft werden – insze-

niert für die Öffentlichkeit und ohne Rücksicht auf die negativen Folgen im Inneren der Truppe.

Angriff auf die „Seele“

Namensträger der Wehrmacht für Kasernen und Liegenschaften – ausnahmslos verdiente Soldaten – kamen auf den Prüfstand, obwohl ohnehin nur noch jene wenigen übrig sind, denen man selbst mit weit hergeholten Vorwürfen keine Verbrechen andichten konnte. Auch das Liederbuch der Bundeswehr wird überarbeitet – was offenbar aber ohnehin geplant war –, da es Lieder beinhaltet, die bereits die Wehrmacht gesungen hatte. Sämtliche Liegenschaften mußten eilig und medienwirksam nach Wehrmachtdevotionalien durchsucht werden, was zu allenfalls lächerlichen Ergebnissen führte. Es war ein groteskes Possenspiel, das allerdings schweren Schaden anrichtete. Die Truppe wurde von ihrer eigenen Ministerin in ein fatales Zwielicht gerückt, ihr Ansehen wurde schwer



Auch rein äußerlich – vom Karabiner 98 K bis zum grauen Rock – steht die Bundeswehr deutlich in der Tradition ihrer Vorgängerarmeen.


Foto: DnD photo by D. Meyer Cullen/Released



beschädigt. Die Soldaten sind zurecht empört und gekränkt, die Maßnahmen der Ministerin werden als „sichtbarer Ausdruck des Mißtrauens in die geistige Verfaßtheit der Streitkräfte“ wahrgenommen, wie General a.D. Helge Hansen bedauert. Hansen war in den 1990er Jahren Heeresinspekteur der Bundeswehr und anschließend als Vier-Sterne-General Kommandeur der Verbündeten Truppen in Mitteleuropa der NATO. Viele weitere aktive und pensionierte Militärs zeigten sich ebenfalls besorgt und äußerten ähnliche Kritik. Auch einige Medien schwenkten nun um und boten auch Kritik an der Linie der Ministerin Raum. „Die Generalkritik an der Bundeswehr zeigt Unverständnis für die Aufgabe einer Armee“, titelte etwa die *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)*. Die Ministerin ließ sich allerdings von derlei Kritik nicht beeindrucken, sie will nicht eingestehen, wie sehr ihr Angriff auf die Traditionslinien und das Selbstverständnis der Truppe deren inneres Gefüge torpediert. Von der Leyen strebt eine Nulllinie im Traditionsverständnis der Truppe an, und damit das so diktierte Selbstverständnis gefälligst auch angenommen wird, steht auch der Traditionserlaß zur Disposition. An der Führungsakademie (FüAkBw) der Bundeswehr – der höchsten militärischen Ausbildungsstätte für Stabsoffiziere und Generale/Admirale – hat die Ministerin Mitte August den ersten „Workshop“ zur Überarbeitung des Traditionserlasses von 1982 eröffnet: „Unter Einbindung von deutschen Soldaten und Soldaten befreundeter Nationen sowie Vertretern aus Politik, Kirche und Gesellschaft wird in insgesamt vier Veranstaltungen ein neuer Traditionserlaß entworfen“, erklärt die FüAk. Die Ministerin will die Wehrmacht aus dem Tra-

ditionsverständnis der Bundeswehr heraussilgen und den angeblich „falsch verstandenen Korpsgeist“ am besten gleich mit – um nicht weniger geht es ihr.

Der ehemalige Generalinspekteur der Bundeswehr Ulrich de Maizière (1912–2006) erklärte einmal, daß jede Armee eine innere „Seele“ besitze, also ein Selbstverständnis einschließlich ihres Selbstwertgefühls. General Ulrich de Maizière war nicht irgendwer, er diente bereits in der Reichswehr und hatte später in der Wehrmacht wichtige Funktionen inne, zuletzt als Erster Generalstabsoffizier in der Operationsabteilung des Generalstabs im Oberkommando des Heeres. Er diente in drei deutschen Armeen, kaum jemand kann das innere Gefühlsleben der Truppe, die Wichtigkeit von Tradition und Selbstverständnis so gut beurteilen, wie er es konnte. Auch für die Bundeswehr spielte de Maizière eine höchst bedeutende Rolle: Von Anfang an war er ab 1951 am Wiederaufbau der deutschen Streitkräfte im Westen beteiligt. Er gilt zusammen mit Johann Adolf Graf von Kielmansegg als „Vater der Bundeswehr“ und prägte das Prinzip der „Inneren Führung“ mit, die Basis für den „Staatsbürger in Uniform“ – also genau jenes Fundamentes, das heute allem Handeln in der Bundeswehr zugrunde gelegt wird. Von 1964–66 diente er als dritter Inspekteur des Heeres, anschließend bis 1972 als vierter Generalinspekteur der Bundeswehr. Der General betrachtete es als vorrangige Aufgabe der Führung, die innere Seele der Streitkräfte zu wahren und zu schützen, weil ihre Verletzung schwerwiegende Auswirkungen auf den Zusammenhalt und die Kohäsion der Truppe habe.



Bundesverteidigungsministerin Ursula von der Leyen mit ihrer norwegischen Amtskollegin: Strebt sie eine Nulllinie im Traditionsverständnis an?

Foto: Bundeswehr/Jane Schmidt



Korpsgeist und soldatische Härte

Die derzeitigen Vorstöße, die Wehrmacht gänzlich aus dem Traditionsverständnis der Bundeswehr zu verbannen, ist ein solcher Angriff auf die Seele der Truppe. Denn letztlich ist die Bundeswehr ein Kind der Wehrmacht. Und auch wenn bereits in der Vergangenheit entschieden wurde, daß die Wehrmacht als Ganzes für die Truppe heute nicht mehr traditionswürdig sein könne, so ist ihr Erbe doch nicht zu leugnen. Die Verbannung kann gar nicht gelingen, da die Anfänge der Bundeswehr untrennbar mit der Wehrmacht verbunden sind. Die Bundeswehr ist aus dem Nachlaß der Wehrmacht erwachsen – anders wäre ihr Aufbau gar nicht möglich gewesen –, und noch am 12. November 1955 zeichnete der damalige Verteidigungsminister Theodor Blank zur Gründung der Bundeswehr auch das politische Profil einer „neuen Wehrmacht“ (ein Begriff, der schon in der Himmeroder Denkschrift von 1950, dem informellen Gründungsdokument der Bundeswehr, auftaucht).

Daß zudem mindestens einzelne Soldaten und militärische Leistungen der Wehrmacht auch heute noch als soldatische Vorbilder für die Bundeswehr dienen können und sollten, wird angesichts der Erfahrungen der Einsätze im Kosovo, in Afghanistan und nun in Mali wieder verstärkt deutlich. Selbiges gilt für Korpsgeist und soldatische Härte in der Ausbildung – die sich gerade auch an verdienten Vorbildern der Vergangenheit orientiert, deren herausragende Erfolge die Schwierigkeiten für die jungen Soldaten erträglich machen und ihnen Sinn einhaucht. „Soldatische Härte als Konsequenz aus den bekanntgewordenen Fällen von offenkundigem Fehlverhalten per se als unnötig abzutun, ist jedoch ein gravierender Fehler. Im Gegenteil: Ihr in der Ausbildung von Soldatinnen und Soldaten genügend Platz einzuräumen, ist wesentliche Voraussetzung dafür, daß sie auch unter den Härten der Einsatzrealität bestehen können“, warnt auch der einsatzerfahrene Bundeswehr-Major Marcel Bohnert. Die Würdigung militärischer Bravourstücke etwa des Jagdfliegers Hans-Joachim Marseille von Kriegsverherrlichung zu trennen, dürfte im Übrigen niemanden überfordern, der sich überhaupt seines Verstandes bedient – dies gilt insbesondere für das Offizierskorps.

„Hervorragende militärische Leistungen“

Daß sogar Teile des ersten Materials der Bundeswehr – man nehme etwa die Minenräumboote der Kriegsmarine und die nach Wehrmacht-Plänen gebauten Schnellboote, die den Grundstock der neuen Bundesmarine bildeten – von der Wehrmacht stammten oder daß deren Karabiner 98 k noch heute bei zeremoniellen Anlässen von der Bundeswehr präsentiert wird, mag man übergehen können. In den ersten Jahrzehnten der Bundeswehr waren aber auch die Menschen, bestand auch die Führung fast ausschließlich aus kriegsgedienten Wehrmachtveteranen und sogar einigen ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS. Diese Männer waren nicht weniger als der Grundstein der Bundeswehr. Ihre Strategien und ihr gesamtes militärisches Know-How schöpfte die Bundeswehr aus den Erfahrungen dieser Männer und den Plänen, Strategien und Doktrinen der Wehrmacht (noch im Kalten Krieg lag den Plänen der Truppe letztendlich der Ostfeldzug der Wehrmacht zugrunde).



Es gilt, militärische Bravourstücke wie die Leistungen eines Hans-Joachim Marseille (im Flugzeug) von Kriegsverherrlichung zu trennen.

Auch den einrückenden Wehrpflichtigen wurden zu großen Teilen Männer der Wehrmacht, die herausragende militärische Leistungen vollbracht hatten, als soldatische Vorbilder präsentiert.

Die bundeswehreigene „Innere Führung“ und selbst preußische Heeresreform oder militärischer Widerstand im Dritten Reich stützen einen Soldaten im (Kampf-)Einsatz wenig: Sie „genügen ganz offensichtlich nicht den emotionalen Bedürfnissen des jungen ‚Kämpfers‘ im Einsatz auf dessen Suche nach Beispielen, Richtpunkten für Mut, Tapferkeit und kameradschaftliches Eintreten angesichts der Gefahren für Leib und Leben“, erklärt General a.D. Hansen. Dafür seien sie zu abstrakt. Es könne also nicht darum gehen, einen eventuellen „braunen Sumpf“ trockenzulegen, man müsse vielmehr einem berechtigten und wichtigen Anliegen genügen. Auch Hansen hält daher ein generelles Unwerturteil gegen Soldaten der Wehrmacht für falsch, er selbst habe als Bataillonskommandeur in der Delmenhorster Feldwebel Lilienthal-Kaserne etwa bei Gelöbnissen stets die vorbildhaften militärischen Leistungen des Namensgebers betont – ohne den Krieg zu verherrlichen oder Völkerrechtsbrüche zu verschweigen. Der ehemalige Verteidigungsminister Volker Rühe hat in einer Debatte des Deutschen Bundestags zur Traditionspflege der Truppe einmal gesagt: „Die Werteordnung des Grundgesetzes ist dafür Orientierungsrahmen. Ein solches Verständnis läßt Raum, vorbildliche soldatische Haltung und hervorragende militärische Leistungen aus allen Epochen der deutschen Militärgeschichte in die Tradition der Bundeswehr zu übernehmen.“ Das kann bis heute gelten.

Neue und alte Traditionen

Ursula von der Leyen möchte nun eine neue, hauptsächlich auf der Bundeswehr selbst basierende Traditionspflege als Teil der Inneren Führung schaffen. Sie behauptete mehrfach, daß es eines Rückgriffs auf Personen oder Ereignisse aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges nicht bedürfe, da die Bundeswehr mittlerweile eigene Traditionen entwickelt



Generalmajor Christian Trull: „Soldaten benötigen Vorbilder, die auch selbst gekämpft haben!“

habe. Offen bleibt die Frage, welche das sein sollen. „Da haben Sie keine Antwort drauf? Dann sind wir uns einig, denn: In der Vergangenheit wurden immer wieder aufkeimende bundeswehreigene Traditionen abgelehnt oder gar unterdrückt“, moniert auch der Einsatzveteran Björn Schreiber (*Die unsichtbaren Veteranen*).

Nun ist der Ansatz, nach rund 60jährigem Bestehen endlich auch eigene Traditionen der Bundeswehr zu schaffen, zweifellos richtig und wünschenswert. Das gilt auch für soldatische Vorbilder: Auch Bundeswehrsoldaten haben im Einsatz mittlerweile tapfere Leistungen vollbracht, die anderen Soldaten als Vorbild dienen können. Einige dieser vorbildhaften Taten fanden dabei im Kosovo-Einsatz statt, also vor dem Hintergrund des Einmarsches der NATO in serbisches Staatsgebiet – also im Rahmen einer völkerrechtswidrigen Invasion. Den militärischen Leistungen der beteiligten Bundeswehrsoldaten aber deshalb die Traditionswürdigkeit abzuspochen, würde zu Recht niemandem einfallen. Mit dem Begründen eigener Traditionen kann und sollte man der langen Traditionslinie deutscher Streitkräfte eigene neue Bausteine hinzufügen. Auch davon lebt Tradition. Die Traditionslinie aber zu kappen oder sie nach jeweiligem Gutdünken des Zeitgeistes zu modulieren, würde sie letztlich entwerten und damit die Grundlage des Selbstverständnisses der Truppe erodieren. „Soldaten wollen und benötigen Vorbilder, die auch selbst gekämpft haben“, bekräftigte jüngst Generalmajor a.D. Christian Trull gegenüber der FAZ, „denn die Ausbildung muß zwingend auf Einsatz und Gefecht vorbereiten“. Und auch heute noch gilt: Diese Vorbilder „wird man nicht allein aus der Geschichte der Bundeswehr ableiten können, deshalb muß auf zeitlich entferntere Beispiele zurückgegriffen werden“. Das Abschneiden von Soldatengenerationen aus der Wehrmacht und der kaiserlichen Armee sei deshalb falsch. □

PETER MASCHKE

Die Verfemten

Nachfolgend sind alle Kasernen aufgelistet, die die Bundeswehr umbenennen ließ, weil ihre Namensgeber in der Wehrmacht dienten. Zudem enthält die Liste diejenigen Kasernen, über deren Umbenennung aus diesen Gründen noch eine Debatte im Gange ist.

1 Generaloberst-Dietl-Kaserne, Füssen: 1964 wurde die Kaserne nach dem legendären Gebirgsjägergeneral Eduard Dietl benannt. 1995 wurde der Name in Allgäu-Kaserne geändert, da Dietl als „glühender Nationalsozialist“ nicht traditionswürdig sei.

2 General-Kübler-Kaserne, Mittenwald: Im Jahr 1964 bekam die heutige Heimat des Gebirgsjägerbataillons 233 den Namen des Generals der Gebirgstruppe Ludwig Kübler. In derselben Debatte wie zur Dietl-Kaserne wurde auch die Umbenennung der Kübler-Kaserne gefordert. 1995 wurde der neue Name Karwendel-Kaserne vergeben.

3 Rüdell-Kaserne, Rendsburg: 1964 benannte man die Kaserne nach dem Inspekteur der Flakartillerie, Generaloberst Günther Rüdell. 2000 wurde die Kaserne umbenannt, Namensgeber ist Feldwebel Anton Schmid, der 1942 hingerichtet wurde, weil er Juden zur Flucht verholfen hatte. 2010 wurde der Standort geschlossen.

4 Mölders-Kaserne, Visselhövede: Der Inspekteur der Jagdflieger Werner Mölders ist Namensgeber dieser Kaserne. 2005 wurde die Kaserne nach öffentlicher Debatte umbenannt, da man Mölders seine Beteiligung bei den Luftangriffen auf Guernica im Spanischen Bürgerkrieg vorwarf. 2014 wurde der Standort geschlossen.

5 General-Konrad-Kaserne, Bad Reichenhall: Der Standort des Gebirgsjägerbataillons 231 wurde 2012 in Hochstaufen-Kaserne umbenannt. Zuvor hatte sie seit 1966 den Namen des Generals Rudolf Konrad getragen, des Gründers des Kameradenkreises der Gebirgstruppe.

6 Medem-Kaserne, Holzminden: Bereits vor dem Krieg war Holzminden ein bedeutender Pionierstandort, ebenso wie bei der Bundeswehr. 1964 benannte man die Kaserne nach dem General der Pioniere der Heeresgruppe Nord, Generalleutnant Gerhard Medem. 2013 wurde dieser Name in Pionier-Kaserne am Solling geändert.

7 General-Hüttner-Kaserne, Hof: Erst 1985 wurde die Kaserne im oberfränkischen Hof nach dem in der Region geborenen Generalmajor und Ritterkreuzträger Hans Hüttner benannt. Zehn Jahre später entbrannte eine Diskussion um den angeblichen Nationalsozialisten Hüttner. 2013 kam es zur Umbenennung in Oberfranken-Kaserne.

8 Generaloberst-von-Fritsch-Kaserne, Pfullendorf: Zahlreiche Kasernen der Bundeswehr wurden nach dem Generaloberst Werner von Fritsch benannt, so auch die Liegenschaft in Pfullendorf. 2013 wurde die Kaserne in Stauffer-Kaserne umbenannt.



9 General-Hans-Graf-von-Sponeck-Kaserne, Germersheim: General Hans Graf von Sponeck war ein Wehrmachtsgeneral, der nach einem nicht von Hitler genehmigten Rückzug seines Verbandes zu Festungshaft verurteilt wurde. 1944 erschoss man ihn. Bis 2015 trug die Liegenschaft in Germersheim seinen Namen, heute heißt sie Südpfalz-Kaserne.

10 General-Fahnert-Kaserne, Karlsruhe: 1964 nach dem General der Luftnachrichtentruppe Friedrich Fahnert benannt, der im selben Jahr verstorben und für das militärische Fernmeldewesen maßgeblich gewesen war. 2016 wurde die Liegenschaft in Kirchfeld-Kaserne umbenannt.

11 General-Thomsen-Kaserne, Stadum: Kurz nach der Äußerung von der Leyens, die Traditionslinien zur Wehrmacht kappen zu wollen, wurde im Juli 2017 der Name der ehemals nach dem Luftwaffengeneral Hermann von der Lieth-Thomsen benannten Kaserne zu Südtondern-Kaserne geändert. Offiziell hieß es, der Kasernenname müsse identitätsstiftend sein, für das dort stationierte Fernmeldeaufklärungsbataillon könne dies aber kein Luftwaffensoldat sein.

12 Marseille-Kaserne, Apen-Uetersen: 1975 wurde der Standort der Unteroffizierschule der Luftwaffe nach dem Brillantenträger Hans-Joachim Marseille benannt. Ob es zu einer Umbenennung kommt, ist weiter offen: Die Politik fordert dies, Soldaten und Bevölkerung stellen sich hinter den ursprünglichen Namen.

13 Feldwebel-Lilienthal-Kaserne, Delmenhorst: Ihren Namen erhält die Kaserne von Diedrich Lilienthal, einem erfolgreichen Panzerjäger, der 1944 an der Ostfront fiel. Auch über diesen Standort ist noch kein endgültiges Urteil gefallen.

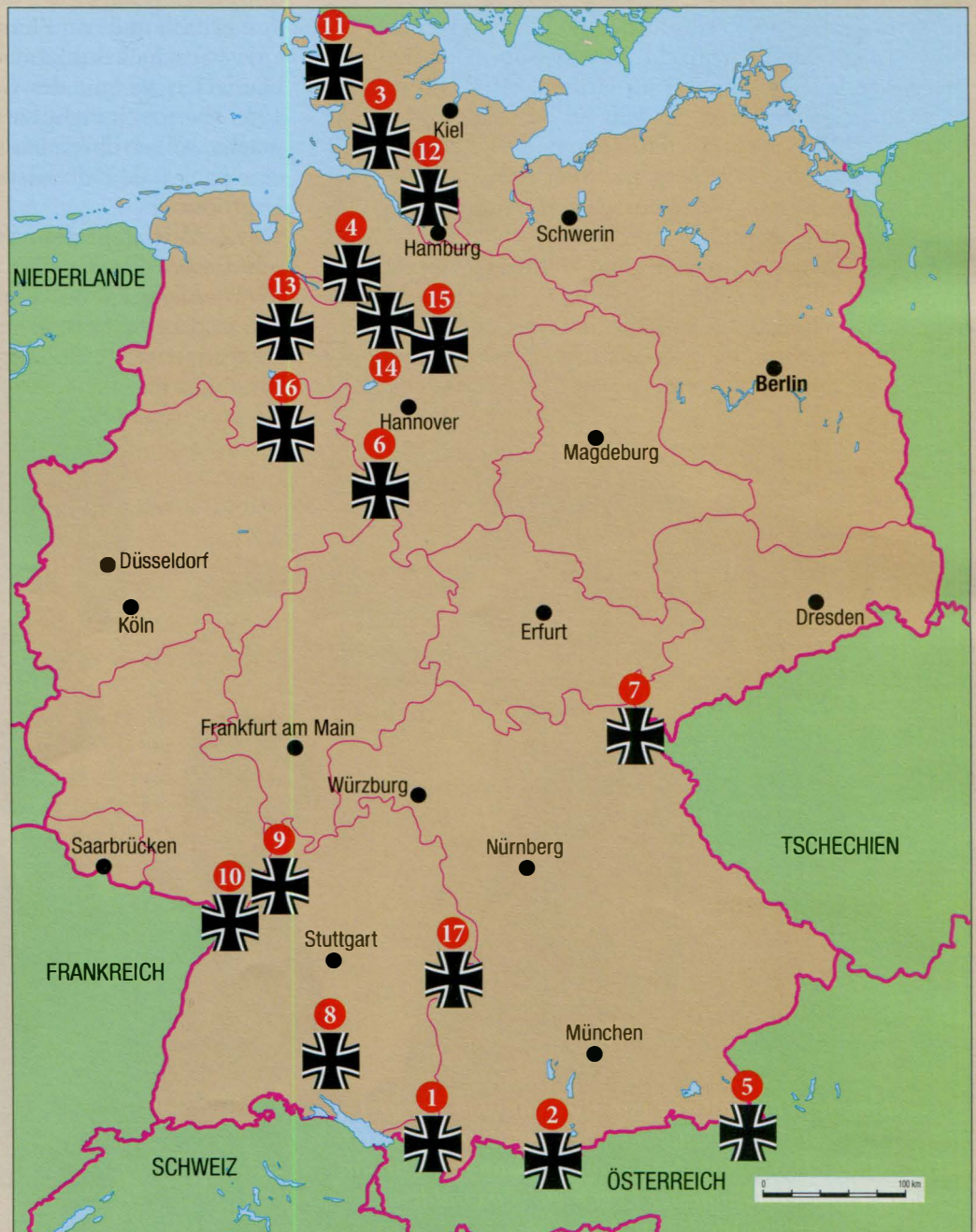
14 Lent-Kaserne, Rotenburg: Der 1944 gefallene Nachtjäger Helmut Lent ist Namenspatron dieser Liegenschaft. Im Juni 2017 stimmten Kreistag und Soldaten gegen eine Umbenennung, fraglich ist, ob es dabei bleibt.

15 Schulz-/ Lutz-Kaserne, Munster: Auch die Bezüge zum 1944 gefallenen Generalmajor Adelbert Schulz und zum General der Panzertruppe Oswald

Lutz sind Kritikern ein Dorn im Auge. Seit 1977 ist eine Kaserne in Munster nach ihnen benannt. Eine Entscheidung ist auch hier noch nicht gefallen.

16 Generalfeldmarschall-Rommel-Kaserne, Augustdorf: Einerseits von der deutschen Propaganda gefeiert, andererseits wegen angeblicher Kontakte zum Widerstand um Stauffenberg in den Freitod gezwungen: Erwin Rommel spaltet die Gemüter. Beim Tag der Bundeswehr 2017 in Augustdorf erklärte von der Leyen, den Namen nicht ändern zu wollen.

17 Generalfeldmarschall-Rommel-Kaserne, Dornstadt: Seit 1965 trägt die Heimat des Sanitätsregiments 3 den Namen des „Wüstenfuchses“. Da von der Leyen die Kaserne mit demselben Namen in Augustdorf nun doch nicht schließen will, ist auch hier eine Umbenennung eher unwahrscheinlich.





„Mut vor Für

Generalmajor a.D. Hanno Graf von Kiel

DMZ

Graf von Kielmansegg, muß die Bundeswehr die Traditionslinien zur Wehrmacht kappen?

Kielmansegg: Nein. Wer das fordert, beklagt meist eine fehlende Distanz der Wehrmacht zu den Nationalsozialisten. Aber wie in jeder Institution im Dritten Reich gab es ganz verschiedene Charaktere. So gab es bei der Wehrmacht überzeugte Nationalsozialisten, Gegner des Regimes und auch Neutrale oder Unbefangene. Aber der Nationalsozialismus war in keiner Weise ausschlaggebend für das Gesamtbewußtsein, auch nicht für das des Offizierkorps. Man nehme nur Hitlers Ausspruch: „Die Wehrmacht ist die einzige Institution, die ich nie mit meinem Geist habe erfüllen können.“ Da überrascht es nicht, daß der einzige Widerstand mit Aussicht auf Erfolg aus der Wehrmacht gekommen ist, nicht erst 1944, sondern schon früher. Bereits 1933

kommunizierte der Chef der Heeresleitung, General Kurt von Hammerstein-Equord, seinen Widerstand gegen die neue Regierung, 1938 wurden die widerspenstigen Generale von Fritsch und von Blomberg kaltgestellt. Für uns heute ist eine Pauschalkritik einfach, denn wir kommen vom Rathaus. Den Verlauf der Geschichte konnte man 1933 oder 1938 aber noch nicht voraussehen. Die Soldaten der Wehrmacht wollten ihre Heimat verteidigen. Alles andere wäre eine pauschale Diffamierung unserer Väter, Großväter und Urgroßväter.

DMZ: Wie sieht denn für Sie ein vernünftiger Umgang mit diesem Thema aus?

Kielmansegg: Es muß einfach eine Differenzierung stattfinden und keine Verteufelung, die sich auf einem Urteil der Spätgeborenen gründet. Wie ich eben geschildert habe, kann man das nicht pauschalisieren. Es gibt keine Kollektiv-



Generalmajor Hanno Graf von Kielmansegg (rechts) im Gespräch mit dem damaligen Verteidigungsminister Volker Rühe: „Die jetzige Situation der Bundeswehr hat nicht nur Ursula von der Leyen zu verschulden, sondern auch ihre Vorgänger.“

Foto: privat



stenthronen“

mansegg im DMZ-Gespräch

schuld der Deutschen oder der Wehrmacht, nur persönliche Schuld einzelner. Deshalb können eben bestimmte Personen der Wehrmacht durchaus traditionsstiftend für die Bundeswehr sein. Deswegen kann es eine Marseille-Kaserne geben oder ein Jagdgeschwader „Mölders“.

DMZ: Sie selbst waren seit 1956 Soldat, zu einer Zeit, in der Wehrmachtsoldaten noch allgegenwärtig in der Truppe waren. Wie gestaltete sich der tägliche Dienst an der Seite von kriegsgedienten Soldaten?

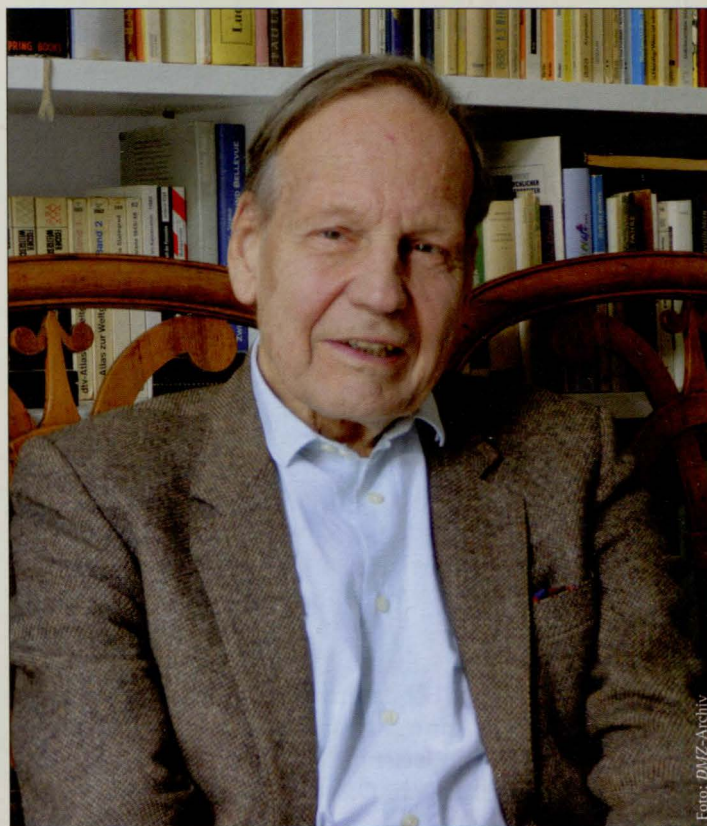
Kielmansegg: Lassen Sie mich das anhand eines Beispiels aus der eigenen Erfahrung erläutern: Als ich in der Bundeswehr an der Offizierschule in Husum ausgebildet wurde, war mein Hörsalleiter der Major und Ritterkreuzträger Wilhelm Kubel. Soldaten wie er waren durch den Krieg wesentlich mehr geprägt worden als durch eine Ideologie, etwa den Nationalsozialismus. Wir brachten ihm große Verehrung entgegen, nicht nur wegen seines persönlichen korrekten Auftretens, sondern natürlich auch wegen seiner soldatischen Leistungen im Krieg. Das kann man gar nicht voneinander trennen. Wir erlebten ihn als militärischen Vorgesetzten jeden Tag, und das hinterließ seine Spuren bei uns. Wichtig war dabei auch, daß wir die Gewißheit hatten, daß er mit genau demselben Selbstverständnis auch im Kriege gedient hatte. Solche Männer sind dann Vorbilder.

DMZ: Wieswegen setzte man beim Aufbau der Bundeswehr gezielt auf diese Soldaten?

Kielmansegg: So gut wie alle höheren Offiziere, Unteroffiziere und sogar einige Mannschaftsdienstgrade der Bundeswehr waren kriegsgedient. Das ging ja gar nicht anders. Für sie galt das zeitlose Gebot der Kameradschaft, wie das in jeder Armee der Fall ist. Dieses hielt also über das Kriegsende hinaus an. Und auch alle anderen Fähigkeiten und Werte, die sich in den Kriegsjahren angesammelt hatten, wurden von den Soldaten mit dem 8. Mai 1945 nicht abgelegt wie ein Hemd. Die „Neue Wehrmacht“ war auf dieses Wissen und dieses Können angewiesen, man wäre nämlich ohne sie nicht in der Lage gewesen, eine Armee zu bilden, die mehr als eine bunte Operettentruppe gewesen wäre.

DMZ: Auch Ihr Vater, Johann Adolf Graf von Kielmansegg, beteiligte sich an diesem Aufbau...

Kielmansegg: Er arbeitete an der „Himmeroder Denkschrift“ mit. Die 15 Offiziere, die sich dort zusammensetzten, taten dies, weil die Politik das von ihnen gefordert hatte. Die Wiederbewaffnung war nur durch den politischen Willen der Bundesregierung und der Westalliierten überhaupt



Hanno Graf von Kielmansegg wurde 1935 als ältester Sohn des späteren Generals Johann Adolf Graf von Kielmansegg geboren. Nach dem Studium der Volkswirtschaft und Geschichte trat er 1956 in das Panzerlehrbataillon in Munster ein. Nach dem Abschluß der Offiziersausbildung diente er in diesem Verband u.a. als Zugführer und Kompaniechef. Zwischen 1966 und 1968 nahm er an Generalstabslehrgängen in Deutschland und Großbritannien teil. Anschließend war er als Stabsoffizier in der Panzergrenadierbrigade 11 und der britischen 2. Panzerdivision tätig. Nach einem weiteren Truppenkommando und einer Verwendung im Verteidigungsministerium kam er für drei Jahre zum Internationalen Militärstab nach Brüssel. Nach weiteren Auslandsverwendungen und Dienstposten im Ministerium war er ab 1988 als Chef des Stabes der Nato-Heeresgruppe Nord zuständig. 1993 wurde Hanno Graf von Kielmansegg verabschiedet.

**General Johann Adolf Graf von Kielmansegg**

Der 1906 geborene Adelige trat 1925 in die Reichswehr ein. Während des Krieges diente er als Generalstabsoffizier in verschiedenen Divisionen und hatte von Mai 1942 bis zum August 1944 in der Operationsabteilung des OKH gearbeitet. Stauffenberg und Kielmansegg kannten sich bereits aus der Offiziersschule. Nach dem gescheiterten Anschlag auf Hitler am 20. Juli 1944 wurde auch Kielmansegg festgenommen. Da ihm keine Beteiligung an der Verschwörung nachgewiesen werden konnte, erhielt er zur Bewährung ein Frontkommando als Regimentskommandeur. Nach dem Krieg war Kielmansegg einer von 15 Offizieren, die in Himmerod ein erstes Konzept für die „Neue Wehrmacht“ aufstellten. Graf von Kielmansegg stieg in der Bundeswehr bis zum Vier-Sterne-General auf und war zuletzt Oberbefehlshaber der Nato-Streitkräfte in Mitteleuropa. Zuvor war er stellvertretender Kommandeur der 5. Panzerdivision und Kommandeur der 10. Panzergrenadierdivision gewesen. Kielmansegg ging am 31. Mai 1968 in Pension. Der verdiente Offizier starb am 26. Mai 2006 im Alter von 99 Jahren.



Foto: Dutsch National Archives / Krieger-Roman/CC BY SA 3.0 NL

möglich. Aber für die Soldaten war vollkommen klar, daß eine gewisse Kontinuität eingehalten werden müsse – vor allem was die soldatischen Tugenden und Werte betrifft.

Trotzdem legten die Gründungsväter der Bundeswehr auch Wert darauf, daß sich die Bundeswehr von der Wehrmacht zu unterscheiden habe: Ich denke da an die ersten Uniformen oder den US-amerikanischen Stahlhelm, den man trug. Aber alles kann man nicht ändern, vom Eisernen Kreuz angefangen hin zu militärischen Zeremonien wie dem Großen Zapfenstreich. Diese Dinge sind weltanschaulich unverdächtig. Die Botschaft war: Wir wollen etwas Neues wagen, aber wir können und wollen uns nicht von allem trennen, was allgemeine soldatische Wertvorstellungen betrifft.

DMZ: Entwickelt wurde damals auch das Prinzip des „Staatsbürgers in Uniform“...

Kielmansegg: Eines der Prinzipien des „Staatsbürgers in Uniform“ läßt sich so zusammenfassen: Der Soldat gibt seine Rechte nicht am Kasernentor ab. Dazu kommt jedoch – und das wird oft vergessen – auch die Erziehung zum Kämpfer. Die Schöpfer des Konzepts – Wolf Graf von Baudissin und mein Vater – haben das immer betont: Einerseits muß der Bundeswehrsoldat durch zeitgemäße Menschenführung zu einem guten Kämpfer „erzogen“ werden, aber manche Rechte müssen eben doch eingeschränkt werden. Ziel dieser Ausbildung zum „Staatsbürger in Uniform“ muß daher sein, daß der Soldat auch gut motiviert im Dienst ist. Dazu gehört auch, daß er Rückhalt in der Bevölkerung genießen sollte. Die Soldaten sind ja nicht auf eine Person vereidigt, sondern „das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu

verteidigen“. Das ist extrem wichtig. Dieses Konzept war schon mehrmals in Gefahr, doch nie so sehr wie heute. Die Verletzungen dieser Grundsätze in letzter Zeit sind aber von der Führung, nicht von Seiten der Soldaten ausgegangen.

DMZ: Was raten Sie Ursula von der Leyen in der aktuellen Krise? Was muß Sie jetzt machen?

Kielmansegg: Sie muß sich vor allem zurücknehmen. Sie ist eine Meisterin der Selbstinszenierung, nicht jedoch der Verteidigungsfähigkeit der Armee, der sie vorsteht. Was man bei aller Kritik dennoch bemerken muß, ist, daß sie zumindest erkannt hat, daß es wie gehabt nicht weitergehen kann. Die Vereinigten Staaten ziehen sich in Teilen zurück, die sicherheitspolitische Rolle Deutschlands wächst – all das stellt Erwartungen an dieses Instrument „Bundeswehr“. Und die Voraussetzungen für die Zukunft müssen jetzt geschaffen werden. Sie muß Vertrauen in die Führung zurückbringen; eine Armee, die kein Vertrauen in ihre Führung hat, kann nicht effektiv sein. Dieses Vertrauen haben sie und – leider auch – die sie umgebende militärische Führung massiv gestört.

Selbst wenn es zu Verfehlungen einzelner Soldaten, sei es nun in Pfullendorf oder im Fall Franco A., gekommen sein sollte, so muß doch erst einmal in aller Ruhe festgestellt werden, was eigentlich vorgefallen ist. In reinen Aktionismus zu verfallen und beteiligte Dienststellenleiter vorschnell in den Ruhestand zu versetzen, halte ich für ein katastrophales Zeichen an die eigenen Soldaten, auch weil so ein Verhalten selbst der Inneren Führung zuwiderläuft.

DMZ: Von der Leyen sprach in diesem Zusammenhang von einem „Haltungsproblem“.

Kielmansegg: Dieses „Haltungsproblem“ gibt es zwar, aber nicht in der Truppe. Vielmehr muß man es in der eben erwähnten militärischen Führung, die die Ministerin berät, suchen. Aus Opportunismus und Angst, vorzeitig pensioniert zu werden, wird dort der Kopf unten gehalten. Natürlich ist vieles von außen nur schwer zu beurteilen: Vielleicht wurden ja Vorbehalte geäußert? In jedem Fall waren diese Einwände aber wirkungslos, und in der Bundeswehr hat sich eine „Angstkultur“ etabliert. Die Soldaten haben Befürchtungen, wenn sie frei aus sich heraus sprechen, daß dies ihre Laufbahn schädigen könnte. Mit solch einem Druck wird jegliche Kritik unterbunden. So etwas darf nicht geschehen. Die Innere Führung soll doch zu einem kritikfähigen und frei denkenden Soldaten führen, der genau das hat, was wir gerade vermissen: Zivilcourage und Mut vor Fürstenthronen. Statt dessen wird diese „Angstkultur“ instrumentalisiert, um eine falsche Loyalität zu erzeugen. Hier ist der Soldat einer höheren Institution verpflichtet: seinem Gewissen und dem, worauf er seinen Eid geleistet hat. Er wurde nicht auf Frau von der Leyen oder einen General vereidigt, sondern auf das deutsche Volk. Insofern wird öffentliche Kritik zur Pflicht.

DMZ: In den 1960er Jahren war die Bundeswehr-Generalität ja durchaus noch zu Kritik fähig...

Kielmansegg: Aber auch die Politik. Vielleicht liegt das daran, daß die soldatischen Werte damals noch viel präsenter waren. Denn damals waren ja die Offiziere durchweg durch die Wehrmacht – nicht durch den Nationalsozialismus – und die Reichswehr geprägt. Ich erzähle zu diesem Thema



immer die folgende Geschichte: Als sich eine Reihe neuer Stabsoffiziere bei Kaiser Wilhelm I. zu melden hatte, begrüßte sie der Deutsche Kaiser mit folgenden Worten: „Meine Herren, ich habe Sie nicht zu Stabsoffizieren gemacht, damit Sie mir meine Meinung sagen. Die kenne ich in der Regel selbst.“ Die Kritikfähigkeit im militärischen Kontext ist demnach also eine alte preußische Tradition. Das aber vermisste ich heute.

DMZ: Also kommt die preußische Tradition zu kurz?

Kielmansegg: Ich würde eher sagen, das soldatische Ethos kommt zu kurz. Eben weil es etwas Vergleichbares im zivilen Leben nicht gibt, wird das von der politischen Führung nicht verstanden und auch nicht anerkannt. Im besten Fall will man sich damit nicht beschäftigen, viele soldatische Werte werden aber heutzutage oftmals als Sekundärtugenden „von gestern“ angesehen, wenn nicht – vollkommen faktenwidrig – mit dem Nationalsozialismus in Verbindung gebracht.

An der jetzigen Situation ist Frau von der Leyen nicht allein schuld, auch ihre Vorgänger und – darüber hinaus – die gesamte politische Führung seit 1990 hat dies zu verantworten, weil man geglaubt hatte, jetzt wäre der große Weltfrieden ausgebrochen. Eine illusorische Vorstellung, denn die Welt ist nach Ende des Warschauer Pakts und der Wiedervereinigung keineswegs eine sicherere geworden. Wir waren davon überzeugt, mit einer kleinen Interventionsarmee mal hier, mal dort – allerdings auch nie dort, wo es zu gefährlich ist – für Frieden sorgen zu können. Die Situation ist vertrackt: Man hat es geschafft, die Bundeswehr innerhalb kurzer Zeit vollkommen herunterzuwirtschaften. Um das zu beheben, muß man viel Zeit, Kraft und Geld investieren. Wesentlich mehr, als nötig gewesen wäre, hätte man die Streitkräfte auf einem verhältnismäßig hohen Niveau gehalten. So ist in manchen Bereichen viel Fachwissen vollkommen verloren gegangen.

DMZ: Können Sie uns ein Beispiel nennen?

Kielmansegg: Nehmen Sie das Gefecht der verbundenen Waffen: So etwas ist jahrelang nicht mehr richtig ausgebildet worden, weil man es nicht mehr für nötig hielt. Eigentlich sollte man Politiker und Militärs für weitsichtiger halten, als daß sie in so kurzfristigen Intervallen – meistens bis zur nächsten Wahl – denken.

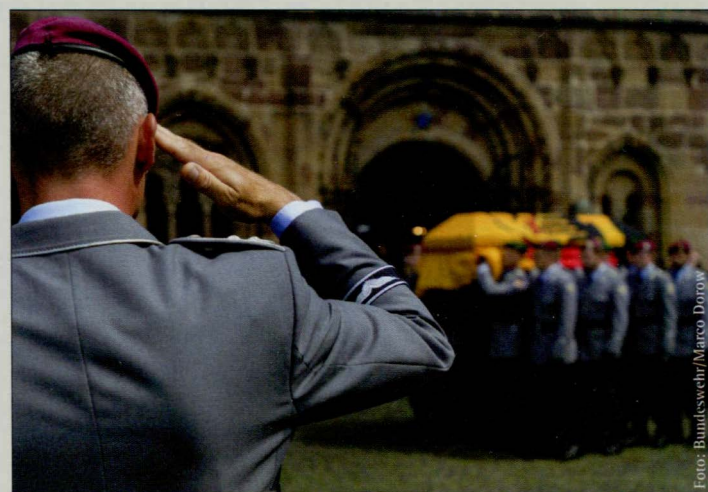
DMZ: Inwiefern kann man nach der Aussetzung der Wehrpflicht noch vom „Staatsbürger in Uniform“ sprechen?

Kielmansegg: Natürlich ist der Bundeswehrsoldat noch der Staatsbürger in Uniform. Aber es wird schwieriger, wenn ein Großteil der Bevölkerung nicht mehr in der Lage ist, bei sicherheitspolitischen Themen mitzusprechen und auch keine Gelegenheit hat, mit dem soldatischen Selbstverständnis in Berührung zu kommen. Das hat nicht nur mit der ausgesetzten Wehrpflicht zu tun, sondern auch damit, daß Soldaten im öffentlichen Leben kaum mehr präsent sind. Insofern wäre es wohl ein Schritt in die richtige Richtung, die Wehrpflicht wieder einzusetzen, da diese eine Brücke zwischen Zivilgesellschaft und Soldaten sein kann. Für wahrscheinlich halte ich das aber nicht, weil der politische Wille dazu fehlt.

DMZ: Graf von Kielmansegg, vielen Dank für das Gespräch.



Hanno Graf von Kielmansegg zusammen mit belgischen und niederländischen Offizieren. Als Stabs-offizier durchlief der Sohn eines Wehrmachtoffiziers verschiedene Auslands- und Nato-Verwendungen.



Graf von Kielmansegg: „Wir wollen etwas Neues wagen, aber wir wollen uns nicht von allem trennen, was allgemeine soldatische Wertvorstellungen betrifft.“



Kielmanseggs Vater Johann Adolf gilt als einer der Schöpfer der Inneren Führung. Das Bild zeigt ihn (rechts) bei den Feierlichkeiten zu seiner Verabschiedung 1968, neben ihm der US-General Lyman Lemnitzer.



Der Aufrechte

Als **Generalinspekteur** prägte der Eichenlaubträger **Heinz Trettner** die gesamte **Bundeswehr**. Im **Zweiten Weltkrieg** war er bei der **Planung** verschiedener **Luftlandeoperationen** federführend **beteiligt** gewesen. Nach einem **Zerwürfnis** mit dem **Verteidigungsministerium** in Bonn zog Trettner die **Konsequenzen** und nahm 1966 seinen **Abschied**.

Erst sieben Jahre waren seit Heinz Trettners Reaktivierung vergangen, als er am 1. Januar 1964 zum Generalinspekteur der Bundeswehr ernannt wurde. Sein kometenhafter Aufstieg ist deshalb um so bemerkenswerter, als er weder zu den „Soldaten der ersten Stunde“ im Amt Blank gehört noch auf die ersten Planungen für die westdeutsche Wiederaufrüstung Einfluß ausgeübt hatte. Im August 1966 sorgte er im Inland wie im Ausland für größtes Aufsehen: General Trettner zog die Konsequenzen aus einem permanenten Kampf mit der Ministerialbürokratie und trat von seinem Amt demonstrativ zurück.

Als Sohn des späteren Obersten Ludwig Trettner am 19. September 1907 in Minden geboren, hatte er als Jesuitenschüler 1925 die Reifeprüfung abgelegt und wurde Berufssoldat im Reiter-Regiment 18 in Stuttgart-Bad Cannstatt. Im Rahmen seiner Ausbildung erwarb er den Pilotenschein. Als Angehöriger der von Deutschland zur Unterstützung der nationalen Kräfte des Generals Francisco Franco entsandten „Legion Condor“ gegen die kommunistisch gelenkten „Volksfront“-Verbände kämpfte Trettner fast 14 Monate lang im Spanischen Bürgerkrieg. Ins Deutsche Reich zurückgekehrt, wurde der nunmehrige Generalstabs-Hauptmann zum engsten Mitarbeiter von Generaloberst Kurt Student, dem Schöpfer der deutschen Fallschirmtruppe. Trettner war verantwortlich für den planmäßigen Aufbau dieser neuen Elitetruppe und entwickelte ihre Einsatzgrundsätze. Für

die brillante Vorarbeit der gelungenen Luftlandeoperationen in Eben Emael und Holland sowie seinen mutigen persönlichen Einsatz wurde Major i.G. Trettner am 24. Mai 1940 mit dem Ritterkreuz belohnt. Er war mit einer Ju-52-Transportmaschine in der ersten Welle bei Rotterdam gelandet.

Organisator von Luftlandeoperationen

Als Erster Generalstabsoffizier (Ia) des XI. Fliegerkorps oblag ihm auch die Einsatzplanung für die Eroberung der Mittelmeerinsel Kreta im Mai 1941. Nach dem deutschen Sieg war er hauptsächlich mit weiteren Operationsplänen, Verbandsaufstellungen und der Erprobung neuer technischer Einsatzmöglichkeiten befaßt. Kurz nach dem Sturz des italienischen Duce Benito Mussolini und dem Bruch der Achse Berlin-Rom erhielt Oberst Trettner im Januar 1944 den Auftrag, im Raum Perugia aus einer Handvoll erfahrener Fallschirmjäger die 4. Fallschirmjäger-Division aufzubauen. In die Aufstellungsphase platzte die amerikanische Landung bei Anzio-Nettuno. Trettner reagierte sofort, griff den Landekopf an und drängte die Alliierten zurück. Erst Mitte Mai setzten diese zu einer erneuten Offensive an. Dem 36jährigen Generalmajor Trettner wurde nach diesem Abwehrerfolg am 17. September 1944 das Eichenlaub zum Ritterkreuz verliehen. Am 3. Mai 1945 erlebte Trettner, er war noch zum Generalleutnant befördert worden, nahe Trient die Kapitulation der Wehrmacht.

Für seine brillante Vorarbeit und seinen mutigen persönlichen Einsatz wurde Trettner 1940 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.



*Trettner als Oberst i.G.:
Bei Kriegsende war der gebürtige Westfale
sowohl mit dem Eichenlaub ausgezeichnet als
auch zum Generalleutnant befördert worden.*



Erst 1948 kehrte Heinz Trettner aus amerikanischer und britischer Gefangenschaft zu seiner Frau und Tochter zurück. Er verdiente anfangs den Lebensunterhalt beim Diözesan-Caritasverband, absolvierte dann eine kaufmännische Lehre, übte eine selbständige Tätigkeit im Wein- und Textilhandel aus und wurde Referent in der Hauptgeschäftsstelle des Verbandes deutscher Soldaten (VdS). Als 46-jähriger nahm er schließlich das Studium der Volkswirtschaft und Jurisprudenz auf. Über Umwege erfuhr er, daß der für die höheren Dienstgrade zuständige Bundeswehr-Personalgutachterausschuß die Meinung vertrat, Trettner habe der NS-Ideologie nahegestanden und es lohne sich deshalb nicht, seine Akten zu prüfen. Der Fallschirmjäger-General a.D. verwahrte sich gegen diesen diskreditierenden Vorwurf und wurde zu einem Vortrag vor dem Gremium gebeten. Das Resultat war die Übernahme als Generalmajor in die Bundeswehr.

Aufstieg in der Bundeswehr

Als Leiter der Abteilung „Logistik“ begann Heinz Trettner am 2. November 1956 im NATO-Hauptquartier SHAPE im französischen Roquencourt seinen Dienst. Zu Beginn des Jahres 1960 übernahm er dann als Kommandierender General das I. Korps in Münster. Er formte das Korps, das in der norddeutschen Tiefebene entlang der innerdeutschen Grenze einen zentralen Verteidigungsabschnitt zu übernehmen hatte, zu einem schlagkräftigen Großverband. Am 1. Januar 1964 wurde er dann zum Vier-Sterne-General befördert und stand nunmehr als Generalinspekteur an der Spitze der Bundeswehr. Anders als seine beiden Vorgänger Adolf Heusinger und Friedrich Foertsch, die mehr als Generalstabschefs hervorgetreten waren, verkörperte Trettner den Typ des Troupiers. Unter seiner Regie konnte die Aufstellungsphase im wesentlichen abgeschlossen werden. Die Bundeswehr umfaßte nunmehr im März 1965 sieben Panzergrenadier-, drei Panzer-, eine Gebirgs- und eine Luftlandedivision sowie 14 Luftwaffengeschwader. Die Bundesmarine besaß 514 schwimmende Einheiten und zwei fliegende Geschwader.

Einer verbesserten Ausbildung, die von wachsenden Sparmaßnahmen und einem Fehlbestand von fast 35.000 Unteroffizieren begleitet wurde, galt nun sein Hauptinteresse. Dabei bemühte sich Trettner, den Soldaten wieder mehr Selbstbewußtsein und auch mehr Tradition zu geben. So wurden, nachdem die Bundeswehr neun Jahre lang die einzige Armee der Welt gewesen war, die keine Fahnen besaß, am 24. April 1965 im Preußen-Stadion zu Münster an 319 Heeresbataillone die neugeschaffenen Truppenfahnen feierlich übergeben. Zugleich quälte sich das Bonner Verteidigungsministerium einen Traditionserlaß ab, mit dem die Truppe kaum etwas anzufangen vermochte, weil die jüngere deutsche militärische Vergangenheit tabu blieb. Darüber hinaus wurde unter Trettners Ägide die Grundlage für die spätere Fachoffizierlaufbahn erarbeitet, die den Unteroffizieren weitere Aufstiegsmöglichkeiten eröffnen sollte. Und schließlich wurde damit begonnen, die neue, zwar erst 1967 offiziell eingeführte NATO-Strategie „Flexible Response“ schrittweise in die Praxis umzusetzen.

Konflikte mit der Bürokratie

Den Schwerpunkt seiner Arbeit sah Trettner jedoch darin, das bestehende Ungleichgewicht zwischen ziviler Verwal-



Als Generalinspekteur geriet der unnachgiebige Trettner fortwährend mit den Bürokraten des Verteidigungsministeriums aneinander.

tung und militärischer Führung abzubauen. General Trettner wünschte eine klare und effiziente Spitzengliederung, konnte sich damit jedoch nicht durchsetzen. Von Animositäten, Eifersüchteleien und persönlichen Rivalitäten gekennzeichnete Differenzen in organisatorischen Fragen der Spitzengliederung erschwerten Trettners Arbeit allmählich immer mehr. Sein Hauptwidersacher war dabei der beamtete Staatssekretär Karl Gumbel. Spätestens seitdem der General das bis dahin stets von einem zivilen Beamten wohlgehütete wichtige Amt des Bundeswehr-Personalchefs Verteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel abtrotzen konnte und dieses dem Generalleutnant Werner Haag anvertraute, hatte er auf der Bonner Hardthöhe eine Gruppe Quertreiber aktiviert, die bereit war, nun alle Register gegen ihn zu ziehen.

Der Kommandeurstyp Trettner wollte sich auch damit nicht abfinden, daß seine beiden Vorgänger Heusinger und Foertsch – aufgrund allzu schnellen Nachgebens – ihre Ideen über eine klare und effiziente Spitzengliederung nicht hatten durchsetzen können. Zehn Jahre nach Gründung der Bundeswehr war ihr oberster Soldat, der Generalinspekteur, formell noch immer ohne jegliche Befehlsbefugnisse. Noch immer fühlten sich die Soldaten von den zivilen Angehörigen der Bundeswehr-Verwaltung als Menschen zweiter Klasse behandelt, die weiterhin der Aufsicht und Überwachung bedurften. General Trettner forderte ein Ende der Bevormundung und Deklassierung durch den mißtrauischen zivilen Verwaltungsapparat. Er verlangte, daß der militärischen Hierarchie – wenn sie reibungslos funktionieren sollte – eine gleichrangige Position gegenüber der Verwaltungshierarchie eingeräumt werden müsse.



Spaltender Gewerkschaftserlaß

Mehrfach beklagte sich Trettner, der von einer geschäftigen Unruhe geplagt wurde, über mangelnde Informationen und unzureichende Beteiligung an wichtigen Entscheidungen des Hauses, was Minister Hassel allerdings nicht abzustellen vermochte. Zu einer Vertrauenskrise kam es, als Trettner im August 1966 eine seit längerem geplante Kur in Bad Orb antrat. Bei seiner Abmeldung fragte er Gumbel, ob noch irgend etwas zu besprechen sei, was dieser verneinte. Nur wenige Tage danach wurde General Trettner dann von einem aufgebrachtten Wehrbereichsbefehlshaber angerufen, der ihn auf den soeben verabschiedeten Gewerkschaftserlaß ansprach. Trettner wußte allerdings von nichts und mußte sich erst an einem Kiosk eine Tageszeitung kaufen, um sich über den Inhalt des Erlasses zu informieren. Entsetzt rief er sofort seinen Stellvertreter in Bonn an, Generalleutnant Gustav-Adolf Kuntzen, und erfuhr, daß die ganze militärische Führung an dem Erlass überhaupt nicht beteiligt gewesen war.

Die Frage der gewerkschaftlichen Betätigung innerhalb der Kasernen war zwar seit Jahren im Ministerium diskutiert worden, doch immer hatte sich der Minister den Soldaten angeschlossen, die meinten, man solle die Gefahr zu erwartender politischer Kontroversen, wenn zwei konkurrierende Verbände sich um die Soldaten bemühten, unter allen Umständen vermeiden. So bedeutete der Erlass einen völligen Sinneswandel der politischen Leitung, auf den die Truppe überhaupt nicht vorbereitet war.

Diese neuerliche Brüskierung, mit der die leitenden Zivilisten des Verteidigungsministeriums der ganzen militärischen Führung ihre Mißachtung zum Ausdruck gebracht

hatten, zwang Trettner, Konsequenzen zu ziehen. Für einen Augenblick hatte der von diesem Vorfall völlig konsternierte General Trettner wohl mit seiner Entscheidung gezögert, bis der Heeresinspekteur, Generalleutnant Ulrich de Mai-zière, schließlich meinte, der Würde des hohen Amtes wegen müsse Trettner zurücktreten. Trettner befolgte den Rat des Kameraden und reichte sein Entlassungsgesuch ein. Am 25. August 1966 wurde er mit militärischen Ehren aus der Bundeswehr entlassen.

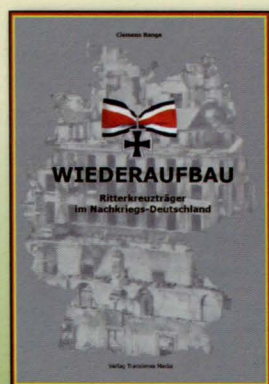
„Undurchführbarer Auftrag“

Im Januar 1967 wurden seine Verdienste um die westdeutschen Streitkräfte mit der Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern und Schulterband gewürdigt. Vor dem Verteidigungsausschuß, der später den ganzen Vorfall untersuchte, meinte Trettner soldatisch knapp und nach alter militärischer Tradition: „Ich habe als verantwortungsbewußter Soldat gelernt, einen Auftrag zurückzugeben und als undurchführbar zu melden, wenn die Mittel für seine Ausführung in gar keiner Weise ausreichen; in Friedenszeiten muß man als Soldat danach handeln.“ Trettner hatte gehandelt.

General a.D. Trettner lebte in Bonn zurückgezogen und beschäftigte sich mit Geschichte, Geisteswissenschaften und den schönen Künsten. Er starb einen Tag vor seinem 99. Geburtstag am 18. September 2006 als letzter Soldat der deutschen Wehrmacht im Generalsrang. Die Teilnahme einer Bundeswehr-Abordnung an seiner Trauerfeier hatte Trettner testamentarisch untersagt. □

CLEMENS RANGE

Geleugnete Tradition



Clemens Range: Wiederaufbau

Ritterkreuzträger im Nachkriegs-Deutschland. – Die Dokumentation zeichnet die Lebenswege von 75 Ritterkreuzträgern nach. Unter ihnen sind Minister, Abgeordnete, Diplomaten und Beamte, Soldaten, Journalisten, Künstler, Unternehmer usw. Alle werden in Wort und Bild ausführlich vorgestellt. Durch ihren Einsatz nach 1945 waren sie maßgeblich am Wirtschaftswunder beteiligt. 200 S., viele s/w. u. farb. Abb., geb. im Atlas-Großformat.

Art. 259040



Clemens Range: Kriegsgedient

Die Generale und Admirale der Bundeswehr. – Dieses monumentale Lexikon versammelt 828, zum Teil hochdekorierte Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatten. Sie schufen mit der Bundeswehr eine Armee, die auf den Erfahrungen und Traditionen ihrer Vorgänger beruhte und für fast 40 Jahre den Frieden in Europa sicherte. 648 S., s/w. u. farb. Abb., geb. im Atlas-Großformat.

Art. 253912

Clemens Range: Die geduldete Armee

50 Jahre Bundeswehr – Ein umfassendes Nachschlagewerk, das die Geschichte der deutschen Bundeswehr von ihren Anfängen bis heute nachzeichnet. Augenmerk liegt hier auf dem Wandel von der Armee zur Landesverteidigung hin zur Interventionsarmee. Daneben wird Hintergrundwissen zu den zahlreichen internen Affären, Skandalen und Krisen geboten. Abgerundet wird das Buch mit Verzeichnissen der Namen aller Ritterkreuzträger in der Bundeswehr und aller Generale und Admirale. 313 S. s/w. u. farb. Abb., geb. im Atlas-Großformat.

Art. 263405

€ 45,-

DMZ

DMZ-Versand

Postfach 52 • 24236 Selent
Tel. 04384/59700



Wehrmacht oh

Zwischen 1945 und 1956 wurden die Wei

Als am 8. Mai 1945 in Berlin-Karlshorst Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel für die deutsche Wehrmacht die Urkunde der bedingungslosen Kapitulation unterzeichnete, war die größte Katastrophe der deutschen Geschichte eingetreten. Weltweit hatten 55 Millionen Menschen im Verlauf des Zweiten Weltkrieges ihr Leben verloren. Deutschland beklagte den Tod von 4,5 Millionen Soldaten und drei Millionen Zivilpersonen. Das Land lag in Trümmern, war von den Feindmächten besetzt und wurde unter diesen aufgeteilt. Mehr als 16,5 Millionen Menschen wurden aus ihrer ostdeutschen Heimat vertrieben. Einem Großteil von ihnen gelang die Flucht vor der Roten Armee

nur unter unsäglichen Strapazen und Zurücklassen all ihrer Habe.

Von den fast 18 Millionen Männern, die während des Krieges die Uniform der Wehrmacht getragen hatten, lebten nun gut elf Millionen in Gefangenschaft. Die Mehrzahl der Kriegsgefangenen kehrte bis 1949 in die Heimat zurück.

Frühzeitiges Nachfolgekonzept

In einer Stadt im Taunus wurden derweil schon erste Maßnahmen für eine „neue Wehrmacht“ in die Wege geleitet. In Oberursel richteten die US-Amerikaner nach Kriegsende ein Verhörzentrum für hochkarätige deutsche Militärs

Theodor Blank (am Rednerpult) in der Ermekeilkaserne in Bonn am 12. November 1955. Dieser Tag gilt als „Geburtsdatum“ der Bundeswehr, als Blank die Ernennungsurkunden an die ersten 101 Soldaten überreichte.



ne Hakenkreuz

chen für die „neue Wehrmacht“ gestellt

ein. Unter den Gefangenen befanden sich der einstige Chef der Abteilung des Oberkommandos des Heeres (OKH) „Fremde Heere Ost“ Generalmajor Reinhard Gehlen sowie der frühere Chef der Operationsabteilung im OKH Generalleutnant Adolf Heusinger, dessen späterer Nachfolger Oberst Bogislaw von Bonin und General der Panzertruppe Gerhard von Schwerin, zuletzt Kommandierender General des im Westen eingesetzten LXXVI. Panzerkorps. Sie konzipierten erste Grundlagen für eine westliche Streitmacht mit deutscher Beteiligung zur Abwehr denkbarer Angriffe aus dem Machtbereich des Sowjetimperiums.

Im Juli 1946 wurde vom amerikanischen Heeresnachrichtendienst dann auf der Grundlage einer mündlichen Übereinkunft ein deutscher Nachrichtendienst gegründet. Die Leitung übernahm Ende des Jahres Reinhard Gehlen. Dieser Geheimdienst wurde nach seinem Initiator als „Organisation Gehlen“ bezeichnet und von den USA finanziert. In ihr fanden viele ehemalige Soldaten und Offiziere der Wehrmacht eine neue Wirkungsstätte.

Die „Organisation Gehlen“ und ihr großes Personalreservoir bildeten eine äußerst bedeutsame und wichtige Keimzelle der künftigen westdeutschen Armee. In enger Abstimmung mit den Westalliierten wurde nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 im geheimen ein westdeutscher Verteidigungsbeitrag geplant.

Der Beginn des Koreakrieges am 25. Juni 1950 war der Wendepunkt in der Sicherheitspolitik der Westalliierten. Die seit dem Herbst 1949 geführte Diskussion der westlichen Länder über einen militärischen Beitrag der neu geschaffenen Bundesrepublik Deutschland zur Verteidigung Westeuropas gegen einen möglichen kommunistischen Angriff gewann neue Bedeutung. Der einstige britische Kriegspremier und spätere Oppositionsführer im Unterhaus Winston Churchill forderte am 11. August 1950 vor der Beratenden Versammlung des Europarats die sofortige Schaffung einer europäischen Armee mit westdeutscher Beteiligung. Die treibende Kraft aber waren die US-Amerikaner. Sie erhofften sich von Westdeutschland eine schlagkräftige Unterstützung. Hinter verschlossenen Türen forderten sie eine „Wehrmacht ohne Hakenkreuz“.

Das Amt Blank

So kam es, daß Bundeskanzler Konrad Adenauer Ende Mai 1950 den früheren General der Panzertruppe Graf Schwerin zu seinem „Berater in technischen Fragen der Si-

General Adolf Heusinger

„Persönlich geeignet zur Einstellung, außer für die obersten militärischen Stellen“ – so lautete das Urteil des Personalgutachter-Ausschusses über den späteren Generalinspekteur – und damit obersten Soldaten der Bundeswehr – Adolf Heusinger. Der am 4. August 1897 geborene Niedersachse hatte nach seinem Notabitur 1915 am Ersten Weltkrieg teilgenommen, wo er sich das Eiserne Kreuz 1. Klasse verdiente. In der Zwischenkriegszeit entdeckte der Offizier seine Vorliebe für penible Operationsplanungen. 1940 brachte dieses Talent dem inzwischen zum Oberst avancierten Heusinger die Leitung über die Operationsabteilung im Oberkommando des Heeres ein. Beim Attentat auf Hitler 1944 wurde Heusinger verwundet. Nachdem man ihm keine Verbindung zu den Attentätern hatte nachweisen können, wurde Heusinger in die Führerreserve versetzt. Die Wiederbewaffnung Deutschlands trug die Handschrift Heusingers, der zusammen mit Hans Speidel als erster die Ernennung zum Generalleutnant aus der Hand des Verteidigungsministers Theodor Blank erhielt. Trotz der zitierten Einschätzung erhielt Heusinger dann doch den Vorzug vor Speidel – mit dem ihn eine gewisse Rivalität verband – und wurde 1957 „Leiter der Streitkräfte“. Krönung seiner Karriere war der Posten als Vorsitzender des Militärausschusses der NATO, den er 1961 übernahm. Heusinger, der 1964 in den Ruhestand trat, verstarb am 30. November 1982 in Köln.



cherheit“ berief. Unter der Leitung des späteren Botschafters Herbert Blankenhorn entstand zeitgleich im Bundeskanzleramt ein militärischer Planungsstab mit der zivil klingenden Bezeichnung „Zentrale für Heimatdienst“ (ZfH), dessen Aufgabe die Schaffung einer westdeutschen Bundespolizeitruppe war.



Der neugeschaffenen Dienststelle unterstand der Stamm für ein aufzustellendes „Schutz- und Begleitkommando“ in der Bonner Ermekeil-Kaserne. Mit der Führung dieses Verbandes war am 12. September 1950 der mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnete Generalmajor a.D. Heinrich Voigtsberger beauftragt worden. Am 1. Oktober 1950 trat Generalmajor a.D. Helmuth Bachelin, einst Chef der Amtsgruppe 1 im Heerespersonalamt, in die Dienste der „Zentrale für Heimatdienst“. Bachelin war zuständig für die Bearbeitung von Personalfragen, insbesondere für die Auswertung der eingehenden Bewerbungsschreiben früherer Soldaten. Etwa 4.000 Bewerbungen wurden gesichtet und registriert, davon etwa ein Viertel von kriegsgedienten Unteroffizieren und Mannschaften.

Am 5. Oktober 1950 fand auf Einladung der „Dienststelle Schwerin“ im Eifelkloster Himmerod, unweit von Bonn, unter strengster Geheimhaltung ein für die weitere Planung neuer deutscher Streitkräfte bedeutsames Treffen von zahlreichen früheren Wehrmachtoffizieren statt.

Generalleutnant a.D. Adolf Heusinger skizzierte in knapper Form die Lage und kam in seiner Bedrohungsanalyse zu dem Schluß, daß „nur ein Gleichgewicht der militärischen Kräfte das Fundament für eine stabile politische Ordnung bilden“ könne. Zugleich stellte die Kommission fest, daß die Voraussetzungen für den Neuaufbau so unterschiedlich und „neuartig“ waren, daß ohne Anlehnung an die Formen der einstigen Wehrmacht grundlegend Neues hätte erfunden werden müssen.

Noch während die Ergebnisse der Himmeroder Klausurtagung ausgewertet wurden, verfügte Bundeskanzler Adenauer am 30. Oktober 1950 plötzlich die Entlassung des Grafen Schwerin. Der einstige Panzergeneral hatte in einer Pressekonferenz politisch ungeschickt agiert.

Schwerins Nachfolger wurde der CDU-Bundestagsabgeordnete Theodor Blank, der den Titel „Beauftragter des Bundeskanzlers für die mit der Vermehrung und Unterbringung der alliierten Truppen zusammenhängenden Fragen“ erhielt. Die „Dienststelle Schwerin“ und mit ihr das im Aufbau befindliche „Schutz- und Begleitkommando“ unter Generalmajor a.D. Voigtsberger wurden am 30. November 1950 aufgelöst. Nur wenige Angehörige der „Dienststelle Schwerin“ wechselten in das „Amt Blank“, darunter die späteren Generale Johann Adolf Graf von Kielmansegg, Joachim Oster und Jürgen Brandt. Die früheren Wehrmacht-Generalleutnante Heusinger und Speidel wurden als „freie Mitarbeiter“ militärische Berater der Bundesregierung. Das „Amt Blank“ wurde zum Planungszentrum, in dem die ersten entscheidenden Weichen für die spätere Bundeswehr gestellt wurden.

Ende 1950 umfaßte das „Amt Blank“ 34 Mitarbeiter. Die Zahl seiner militärischen Mitarbeiter stieg bis Mitte 1952 auf etwa 100.

Am 9. Januar 1951 begannen auf dem Petersberg bei Bonn die ersten offiziellen Gespräche über den Aufbau einer westdeutschen Armee. Die führenden Persönlichkeiten Blank, Heusinger, Speidel und Graf von Kielmansegg unterbreite-

Plakat der Kommunistischen Partei Frankreichs. Als ab 1951 die Gespräche über die EVG mit deutscher Beteiligung begannen, regte sich sowohl in Deutschland wie in anderen Ländern Widerstand gegen die Wiederbewaffnung Deutschlands.

ALERTE!..



LE TRAITÉ D'ARMÉE EUROPÉENNE RESSUSCITE LA WEHRMACHT
EXIGEZ DE VOS ÉLUS LE REJET DES ACCORDS DE BONN ET DE PARIS



ten den Vertretern der USA, Großbritanniens und Frankreichs die deutschen Vorschläge. Diese Gespräche wurden allerdings nach sechs Monaten ohne konkrete Beschlußfassung beendet. Die Hohe Kommission übermittelte dem NATO-Rat einen Bericht.

Währenddessen fand parallel zu den Petersberger Gesprächen seit dem 15. Februar 1951 in Paris die Konferenz über vorbereitende Verhandlungen zur Bildung einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft (EVG) statt, deren Ziel eine europäische Armee war.

Gezielt platzte in diese sicherheitspolitischen Verhandlungen am 10. März 1952 die Stalin-Note. Darin forderte der sowjetische Diktator den Abschluß eines Friedensvertrages mit einem bis zur Oder und Neiße verkleinerten, aus den Militärblöcken ausgeklammerten, „neutralisierten“ Gesamtdeutschland, dem nach Abzug aller Besatzungstruppen innerhalb eines Jahres „eigene nationale Streitkräfte“ zugestanden werden sollten. Adenauer und die Westalliierten lehnten wie bis dahin eine Wiedervereinigung Deutschlands um den Preis einer „Neutralisierung“ jedoch kategorisch ab, weil sie ein allmähliches Hineingleiten Gesamtdeutschlands in den sowjetischen Machtbereich befürchteten. Adenauer setzte die Westbindung vor die Wiedervereinigung.

Im „Amt Blank“ kam es darüber zu grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten, vor allem zwischen Heusinger und dem Leiter der „Militärischen Planungsabteilung“, Oberst i.G. a.D. Bogislaw von Bonin (Jahrgang 1908). Dieser furchtlose Preuße hielt Westintegration und Wiedervereinigung für unvereinbar. Bonin, der als Gegenpart der Reformgruppe um den Grafen Baudissin galt, brachte kaum Verständnis für das neue Konzept des „Staatsbürgers in Uniform“ auf und plädierte für ein rein national ausgelegtes Streitkräftekonzept. Er trat mit einer operativen Studie an einige Politiker heran und später in die Öffentlichkeit. Ihr Inhalt stand konträr zu der herrschenden Meinung, die eine „in die NATO eingebettete Lösung“ vorsah. Der Patriot Bonin, der immer wieder Appelle zur raschen Wiedervereinigung Deutschlands veröffentlichte, wurde schließlich wegen „Illoyalität“ entlassen.

NATO-Beitritt

Unterdessen scheiterten am 30. August 1954 die EVG-Pläne nach jahrelangen zähen Verhandlungen an der mangelnden Integrationsbereitschaft Frankreichs.

Am 25. Oktober 1954 wurden die Pariser Verträge unterzeichnet, die in einem komplizierten System von Zusagen und Bindungen der Bundesrepublik Deutschland nur eine Teil-Souveränität auferlegten. Dort wurde die personelle Obergrenze der künftigen deutschen Streitkräfte mit zirka 500.000 Mann festgelegt. Zugleich verzichtete Westdeutschland auf die Produktion von atomaren, biologischen und chemischen Waffen sowie auf strategische Bomber und größere Kriegsschiffe.

Mit dem Inkrafttreten der Westverträge wurde für die Bundesrepublik Deutschland am 5. Mai 1955 eine eingeschränkte Souveränität hergestellt. Vier Tage später, am 9. Mai, wurde die nun „freie“ Bundesrepublik Deutschland als 15. Mitglied „gleichberechtigt“ in die Nordatlantik-Pakt-Organisation (NATO) aufgenommen.

General Hans Speidel

Der am 28. Oktober 1897 im württembergischen Metzingen geborene Hans Speidel stammte aus einer alten schwäbischen Familie. Kriegsbegeistert trat auch er 1914 freiwillig ins Heer ein, wo er an der Westfront kämpfte und sich das Eiserne Kreuz 1. Klasse verdiente. In der Zwischenkriegszeit durchlief Speidel verschiedene Stabsverwendungen. Bis 1942 verblieb er auf ähnlichen Dienstposten in Frankreich, bevor er als Generalstabschef des V. Armeekorps an die Ostfront kam. 1943 war er an der Planung des Unternehmens „Zitadelle“, der Panzerschlacht bei Kursk, beteiligt. Sein Einsatz bei der Planung des Ausbruchs zweier Korps aus dem Kessel von Tscherkassy wurde mit dem Ritterkreuz belohnt. Anschließend wurde Speidel als Stabschef zum Befehlshaber der Heeresgruppe B in Frankreich, Generalfeldmarschall Erwin Rommel, versetzt. Diesen sowie dessen zwei Nachfolger Günther von Kluge und Walter Model versuchte er zum Widerstand gegen Hitler zu überreden. Nach dem fehlgeschlagenen Attentat am

20. Juli 1944 wurde Speidel inhaftiert und kam erst gegen Kriegsende wieder frei. Aus Mangel an Beweisen war er jedoch nicht verurteilt worden. Nach dem Krieg trug er selbst maßgeblich zur Legendenbildung über seine Beteiligung am militärischen Widerstand bei, die jedoch relativ unbedeutend war. Beim Aufbau der Bundeswehr wirkte er federführend mit und wurde Chef der Abteilung „Streitkräfte“ im Verteidigungsministerium. Ab 1957 war der zum General beförderte Speidel Oberbefehlshaber der alliierten Landstreitkräfte in Mitteleuropa. Nach Konflikten mit dem französischen Staatsoberhaupt Charles de Gaulle wurde er 1963 abgelöst und ging ein Jahr später in Pension. Am 28. November 1984 verstarb Speidel.



Im Juni 1955 waren im Bonner „Amt Blank“, neben zivilen Mitarbeitern, mittlerweile 293 ehemalige Offiziere tätig, dazu 61 in Paris. Am 7. Juni wurde das „Amt Blank“ offiziell in Bundesministerium für Verteidigung umbenannt. Am 15. Juli verabschiedete der Bundestag gegen die Stimmen der SPD ein Gesetz, das die Einstellung von 6.000 freiwilligen Soldaten vorsah. Bis zum 1. August gingen daraufhin mehr als 152.000 Bewerbungen von Freiwilligen ein.

Auf der Basis eines neuen Armee-Konzepts, das einem großen Experiment gleichkam, wurden die westdeutschen Streitkräfte gegründet. In den Medien und der Öffentlichkeit war stets von der „neuen Wehrmacht“ die Rede, denn einen offiziellen Namen gab es noch nicht. Eine Umfrage



Der Reichssiedlungshof in Oberursel, wo die US-Armee nach Kriegsende Verhöre hochrangiger Persönlichkeiten des Dritten Reiches und der Wehrmacht vornahm. Auch die Gründungsväter der Bundeswehr fanden hier zusammen.

des Allensbach-Instituts ergab, daß 35 Prozent der Deutschen für „Wehrmacht“ plädierten und lediglich jeder vierte Bürger für „Bundeswehr“.

Erst in der Bundestagssitzung am 22. Februar 1956 kam es zur Abstimmung über den künftigen Namen der Streitkräfte. Dem Antrag des CSU-Bundestagsabgeordneten Richard Jaeger, die Bezeichnung „Bundeswehr“ künftig zu verwenden, wurde stattgegeben. Allerdings lag die Urheberschaft des Begriffs nicht bei Jaeger, wie dieser selbst behauptete, sondern bei dem FDP-Bundestagsabgeordneten und ehemaligen General der Panzertruppe Hasso von Manteuffel.

Geburt der Bundeswehr

Am 12. November 1955 hob Theodor Blank die Bundeswehr aus der Taufe. Blank war seit dem 7. Juni erster Verteidigungsminister der Bundesrepublik Deutschland. In einer Kfz-Halle der Bonner Ermekeil-Kaserne überreichte Blank 101 Soldaten der „neuen Wehrmacht“ als ersten von 6.000 Freiwilligen ihre Ernennungsurkunden. Neben den Generalleutnanten Heusinger und Speidel wurden 18 Oberstleutnante, 30 Majore, 40 Hauptleute und Kapitänleutnante, fünf Oberleutnante, ein Stabsfeldwebel und fünf Oberfeldwebel ernannt. In einer vorübergehenden Behelfslösung wurden Heusinger Vorsitzender des „Militärischen Führungsrates“ und Speidel Leiter der „Abteilung Streitkräfte“.

Mit der Wiederverwendung des in den Freiheitskriegen 1813 geschaffenen Eisernen Kreuzes als Symbol der Bundeswehr wurde allen Anfeindungen zum Trotz eine christlich-abendländische Tradition und Ethik fortgeführt, die ihren Ursprung im Deutschen Ritterorden hat. Die junge Bundeswehr-Führung knüpfte damit bewußt an eine Tradition an, die in Preußen, im Kaiserreich, bei Reichswehr und Wehrmacht gepflegt wurde. Etwa 40.000 Unteroffiziere und Offiziere, die aus der Wehrmacht stammten, bauten die Bundeswehr auf.

Am 2. Januar 1956 waren die ersten 1.000 Freiwilligen nach Andernach, Nörvenich und Wilhelmshaven eingerückt und bildeten den Grundstock für die Lehrtruppenteile. Daraus



Ein Gegner der Reformer um Baudissin: Bogislav von Bonin (in Uniform), nach seiner Befreiung aus der Haft 1945. Nach Verweigerung eines Haltebefehls an der Ostfront war er ins Lager Flossenbürg gekommen.

entwickelten sich im Frühjahr des gleichen Jahres die zwölf Lehrbataillone der Truppengattungen und bis zum 1. Juli neun Truppenschulen sowie die Kader der ersten Divisionen.

In schneller Folge verabschiedete der Bundestag die Wehrgesetze: Nachdem schon am 23. Juli 1955 das Freiwilligen-gesetz das Parlament passiert hatte, folgten am 19. März 1956 das Soldatengesetz und am 21. Juli 1956 das Wehrpflicht-gesetz. Damit waren die juristischen Grundlagen für den Aufbau der Bundeswehr auch formal geschaffen.

Auch die Frage nach dem „obersten Soldaten“ war noch zu klären: Blanks Amtsnachfolger seit dem 16. Oktober 1956, der CSU-Politiker Franz Josef Strauß, entschied sich für Heusinger, der schon am 1. März die bis dahin von Speidel geleitete „Abteilung Streitkräfte“ übernommen hatte und somit zum ministeriellen Vorsitzenden der Abteilungen Heer, Marine und Luftwaffe wurde. Generalleutnant Heusinger nahm damit die Position des „Ersten Soldaten“ im Ministerium ein und übte die Funktion des vorgesehenen Generalinspektors aus. Formell wurde dieser Posten allerdings erst am 1. Juni 1957 geschaffen.

Tausende ehemaliger Wehrmacht-Soldaten waren zehn Jahre nach 1945 bereit, wieder die Uniform anzuziehen und das Vaterland mit der Waffe zu verteidigen. Unter ihnen waren Kriegsversehrte, die Arme, Beine oder ein Auge verloren hatten oder von schwersten Verbrennungen gezeichnet waren. Viele von ihnen hatten engste Familienmitglieder verloren.

Die meisten Soldaten besaßen nach dem Ende des Krieges keine berufliche Existenz mehr und mußten sich diese erst mühevoll erarbeiten. Für sie war das Erlebnis des Zweiten Weltkrieges, insbesondere des Kampfes an der Ostfront, das bestimmende Kriterium ihres Handelns in der Bundeswehr.

Es ist der politischen Großwetterlage geschuldet, daß die Bundeswehr entstanden ist. Alle Deutschen, aber auch die europäischen Nachbarn können dieser kriegsgedienten Aufbaugeneration dankbar sein, denn sie war es, die in Europa einen dauerhaften Frieden sicherte. □

JOCHEN DÜRING

Bundeswehr und Tradition

Der Erlass von 1965 regelte Grundsätzliches im Traditionsverständnis

Am 1. Juli 1965 war es soweit: Nach Jahren der Vorarbeit veröffentlichte das von Minister Kai-Uwe von Hassel (CDU) geführte Bundesministerium der Verteidigung unter dem Titel „Bundeswehr und Tradition“ den ersten sogenannten „Traditionserlaß“. Die Bundeswehrführung nahm bewußt, aber ohne sie explizit zu nennen, auch die Wehrmacht in ihr Traditionsverständnis mit auf.

Bewußtes Festhalten an Traditionen

In Teil I, Ziffer 3 des Erlasses werden „Unerschrockenheit, Standhaftigkeit, Entschlußfreude, Mut und Tapferkeit vor dem Feinde“, darüber hinaus allgemeines Handeln auf sittlicher Grundlage als traditionswürdige Ei-

früherer Truppenteile deutscher Armeen in die Bundeswehr. Gleichzeitig wurde die Unterhaltung kameradschaftlicher Beziehungen zu Wehrmacht-Veteranen in der Umgebung der Truppenteile als wünschenswert bezeichnet.

Wehrmacht in der Truppe präsent

Dieses „Sowohl-Als-auch“ mag aus heutiger Sicht unkonkret wirken, damaligen Zeitgenossen aus Militär, Politik und Gesellschaft war jedoch klar, daß diese Passagen und somit der Erlass in Gänze „auch die Jahre der Wehrmacht als zur Tradition der Bundeswehr gehörend betrachtete“, wie der Militärjurist Erich Schwinge in *Bundeswehr und Wehrmacht* (1991) feststellt. Die einfachen

Mannschaftsdienstgrade kritisierten wiederholt, das Erbe des Frontsoldaten werde in dem „Traditionserlaß“ nicht ausreichend gewürdigt, außerdem gehe der Erlass an der Realität in der Truppe vorbei, in der Wehrmachtsoldaten und -truppenteile durchaus als Tradition wahrgenommen und gepflegt wurden. Doch diese lebendige Traditionspflege war der Beweggrund für die Bundeswehrführung, nicht explizit die Wehrmacht im Erlass erwähnen zu müssen, die deutsche Armee der Jahre 1935 bis 1945 war



Foto: wikimedia/commons

Wehrmacht-Karabiner K98 als Traditionselement: Soldaten des Wachbataillons der Bundeswehr vor dem Bundesverteidigungsministerium, September 2015

genschaften genannt. In Teil II, Ziffer 9 wird ausgeführt: „Die deutsche Wehrgeschichte umfaßt in Frieden und Krieg zahllose soldatische Leistungen und menschliche Bewährungen, die überliefert zu werden verdienen.“ Der dritte Teil beschäftigt sich mit der „Traditionspflege in der Bundeswehr“. Er benennt zwar das „Eiserne Kreuz als Sinnbild sittlich gebundener Tapferkeit“ als verbindendes Element der deutschen Armeen, untersagte jedoch auch klar die offizielle Übernahme von Traditionselementen

in der Truppe präsent. Norbert Wiggershaus schreibt in *Tradition und Reform in den Aufbaujahren der Bundeswehr* (1985) treffend: „Solange noch der Großteil der Offiziere und Unteroffiziere der Bundeswehr aus der Wehrmacht übernommen war, mußte die Traditionspflege den Weg des ‚Sowohl-Als-auch‘ gehen, wie es auch der Traditionserlaß [...] tut.“ □

MAG. SEBASTIAN PELLA



Polarisierend u

Der Berliner AfD-Abgeordnete Thorst

DMZ Herr Weiß, wie beurteilen Sie den von Bundesverteidigungsministerin Ursula von der Leyen (CDU) vorangetriebenen „Bildersturm“, der die Traditionslinie Wehrmacht-Bundeswehr endgültig zu kappen droht?

Weiß: Ich finde das völlig daneben. Der Traditionserlaß von 1982, der übrigens bis heute seine Gültigkeit hat, erlaubt ausdrücklich das Sammeln von Waffen, Modellen und Fahnen. Außerdem haben Waffen und Ausrüstungsgegenstände der Bundeswehr eine Geschichte, die oftmals auf die Wehrmacht zurückgeht. So wurde zum Beispiel das erste Sturmgewehr von der Wehrmacht entwickelt. Es ist schlicht unhistorisch, das jetzt alles entfernen zu wollen. Die deutsche Militärgeschichte darf nicht so selektiv wahrgenommen werden. Sie beginnt nun einmal nicht erst mit der Gründung der Bundeswehr im Jahre 1955. Wir sollten

so selbstbewußt sein, daß wir diese Dinge – seien es nun Bilder oder Modelle – in ihren historischen Kontext einordnen.

DMZ: Trotz der heutigen Weigerung, historische Kontinuitäten anzuerkennen, ist es geschichtlich unumstritten, daß es bewährte Wehrmachtsoldaten waren, die den Aufbau der Bundeswehr maßgeblich schulterten. Ist diese Traditionslinie in der Truppe heute noch bekannt?

Weiß: Diese Traditionslinie gibt es natürlich noch, und sie ist auch nicht wegzudenken. Die Bundeswehr wurde nun einmal von Wehrmachtangehörigen aufgebaut. Viele Kampftaktiken gehen auf die Wehrmacht zurück. Gerade die Panzertruppe, in der ich ja diente, benutzt Taktiken, die auf die Wehrmacht zurückzuführen sind. Wer diese Traditionslinie kappen will, nimmt der Bundeswehr ihr Handwerkszeug. Zwar dürfte die Kampftruppe gegen die „Bilderstürmerei“

Kampfpanzer „Leopard“ 2 A6: „Die Kampftruppe dürfte weitestgehend immun gegen die ‚Bilderstürmerei‘ von Frau von der Leyen sein.“





nd überzogen

en Weiß im DMZ-Gespräch

von Frau von der Leyen weitestgehend immun sein. Allerdings beunruhigen mich die offenbar vermehrt auftretenden Denunziationen von Kameraden. Sollte das Schule machen, droht die Bundeswehr ihren Korpsgeist und damit ihren Zusammenhalt zu verlieren.

DMZ: Gibt es aus Ihrer Dienstzeit Erlebnisse, wie mit dem Thema „Bundeswehr und Wehrmacht“ bei Mannschaften und im Offizierskorps negativ wie positiv umgegangen wurde?

Weiß: Ehrlich gesagt habe ich keine Erinnerungen an solche Erlebnisse. Für uns war vieles einfach selbstverständlich. Wie zum Beispiel das Singen von traditionellem Liedgut wie dem *Panzerlied* oder dem *Westerwaldlied*. Mein Panzerbataillon stand in der Tradition des Afrikakorps der Wehrmacht, und das Bataillonswappen zierte nach wie vor eine Palme. Diese historische Kontinuität war für uns ganz einfach militärischer Alltag.

DMZ: In der Debatte warf die Verteidigungsministerin der Bundeswehr ein Haltungsproblem vor. Wie sehen Sie das?

Weiß: Nicht die Bundeswehr, sondern Frau von der Leyen hat ein Haltungsproblem. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften leisten unter schwierigsten Bedingungen täglich Außergewöhnliches. Die große Mehrheit macht unseren Streitkräften und Deutschland Ehre. Ich bin allerdings überrascht, daß sich die militärische Führung nicht viel deutlicher schützend vor die Truppe stellt. Gerade vom Generalinspekteur kann das erwartet werden. Des weiteren glaube ich, daß Frau von der Leyen ganz bewußt polarisiert und überzogen hat, weil sie sich als politische Ma-



Foto: Privat

Thorsten Weiß, geboren 1983 in Berlin, ist Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses für die AfD und Vorsitzender des Berliner Landesverbandes der Jugendorganisation der Partei. Im Oktober 2004 trat er in die Bundeswehr als Offiziersanwärter der Panzertruppe ein. Nach dem Abschluß aller Offizierslehrgänge diente er als Zugführer und Einsatzoffizier im Panzer-Bataillon 33.

cherin präsentieren wollte. Das erleben wir ja nicht zum ersten Mal. Bereits im Fall um die Vorfälle in der Pfullendorf-Kaserne hat sich herausgestellt, daß die Ministerin überzogen und den Fall aufgebauscht hat, damit sie sich als große „Aufräumerin“ präsentieren konnte. Auf diese Art und Weise kann und darf nicht geführt werden. Ihr Rücktritt ist überfällig.

DMZ: Herr Weiß, vielen Dank für das Gespräch.



*Heimkehr nach anstrengender Feindfahrt:
Dem Schwererträger Erich Topp stehen
die Entbehrungen der letzten Monate
deutlich ins Gesicht geschrieben.*



Der Stille

Die **Feindfahrten** im **Atlantik** hatten **Erich Topp Nerven** einer **Belastungsprobe** unterworfen. Viel mehr als seine **Versenkungserfolge** bedeutete dem **Schwererträger** das **Vertrauen** seiner **Untergebenen**.

Nach dem **Krieg** wurde Topp erfolgreicher **Architekt**, bevor er **1958** zur Marine **zurückkehrte**. Als **Admiral** beeinflusste er über Jahre den **Kurs** der jungen bundesdeutschen **Seestreitkräfte**.

Fackeln über dem Atlantik betitelte Erich Topp seinen Lebensbericht. Es war eine Metapher für Krieg und Frieden, dargestellt in dem Wappen der beiden U-Boote, die unter seinem Kommando gefahren waren: von zwei roten Teufeln gehaltene Fackeln der Zerstörung und des Überlebens.

Erich Topp war am 2. Juli 1914 in Hannover als Sohn eines Ingenieurs geboren worden. Bewußt erlebte er als Jugendlicher den Zusammenbruch der Weimarer Republik. Nach dem Abitur studierte er zunächst zwei Semester lang Medizin, um dann 1934 als Seeoffiziersanwärter in die Reichsmarine einzutreten. Er hatte das Glück, unter der großen Zahl von Bewerbern ausgewählt worden zu sein, denn die Aufnahmekriterien waren streng. Der Patriotismus von Topp und seinen Crewkameraden verband sich mit preußischen Werten wie Ordnung, Disziplin, Sparsamkeit, eben dem Dienst am „bonum commune“, wie er in seinem Buch schrieb.

Nach seiner umfangreichen Offiziersausbildung kam Topp zur U-Boot-Waffe, wurde im November 1938 erster Wachoffizier (I WO) auf U 46 und erlebte mit diesem Boot den Kriegsausbruch. Im Mai 1940 erhielt er das Kommando über ein eigenes Boot – U 8 in der 1. U-Boot-Ausbildungsflottille. Schon einen Monat später wurde er Kommandant des Frontbootes U 57.

Nerven aus Stahl

Es war Topp dritte Feindfahrt als Kommandant von U 57, als sich ein Zerstörer näherte. Nach dem Alarmtauchen schlägt das Boot in 45 Metern Tiefe hart auf den Grund. Tiefer geht es nicht. Wasser dringt ins Boot. Die Lenzpumpe darf nicht arbeiten, weil sie zu laut ist. Dann fallen die ersten Wasserbomben. Das Licht fällt aus. Es ist stockdunkel. Topp

befiehlt der Besatzung, sich hinzulegen, um weniger Sauerstoff zu verbrauchen. Suchleinen berühren die Außenhaut von U 57. Immer wieder schleudern die Detonationen der Wasserbomben das Boot hoch und lassen es dann hart auf den Grund fallen. Offensichtlich liegt es in einer Mulde, so daß die Druckwellen darüber hinweggehen. Nichts im Boot ist mehr heil. Innerhalb von 24 Stunden werden über 200 Detonationen gezählt, aber keine gibt dem Boot den Rest. Dann herrscht Ruhe. Topp läßt die Hauptlenzpumpe reparieren, befiehlt „Anblasen“.

Das Boot rührt sich nicht. Er läßt die E-Maschine mit kleiner Fahrt angehen. Das Boot zittert leicht – und steigt. An der Wasseroberfläche werden die Schäden fieberhaft repariert. Die zwei Reservetorpedos werden in die freien Rohre geschoben. Ein Geleitzug wird gesichtet. Angriff. Doppelschuß.

Als rotglühender Ball geht der Tanker hoch. Der Schock, der den Männern in den Gliedern saß, ist überwunden. Wieder beginnt die Verfolgung, wieder fallen Wasserbomben. Das Boot schüttelt sich jedesmal, doch diesmal liegt es auf 80 Metern Wassertiefe.

Das schwer beschädigte Boot kehrt zurück. Am 3. September 1940 wird es vor der Schleuse Brunsbüttel von dem norwegischen Frachter „Rona“ gerammt. Sechs Mann der U-Boot-Besatzung sterben. U 57 sinkt. Bei der anschließenden Seeamtsverhandlung wird Topp von jeder Schuld freigesprochen. Ob der Frachter die Kollision absichtlich herbeigeführt hat, bleibt ungeklärt.

Erfolgreicher Feindfahrer

Erich Topp absolvierte 18 Feindfahrten, davon 14 als Kommandant. Dabei wurden 34 Schiffe mit 193.684 BRT und ein US-Zerstörer versenkt. Weitere fünf Schiffe wurden beschädigt. Als 17. Soldat der Wehrmacht erhielt Kapitän-

Der Patriotismus von Topp verband sich mit preußischen Werten wie Ordnung, Disziplin und Sparsamkeit.



Erich Topp beim Auslaufen seines Bootes U 552 auf der Brücke

leutnant Topp dafür am 17. August 1942 die Schwerter zum Ritterkreuz. Topp rangierte mit seinen Erfolgen an vierter Stelle unter den erfolgreichsten deutschen U-Boot-Kommandanten, unter denen Otto Kretschmer, der spätere Flottenadmiral, an der Spitze stand. Dann kamen Kapitän zur See Wolfgang Lüth, der am 14. Mai 1945 versehentlich von einem eigenen Wachtposten erschossen wurde, und Kapitänleutnant Günther Prien, der schon am 7. März 1941 im Nordatlantik fiel.

Bei allen Feindfahrten in den großen Atlantik-Schlachten waren die eigenen Angriffe ebenso wie die Wasserbomben-Attacken der Alltag – und daß der Tiefenmesser im getauchten Boot auf unter 240 Meter fiel, war keine Seltenheit. Bei Topp's 17. Feindfahrt durchschloß die kanadische Korvette „Sackville“ den Turm von U 552. Topp und seine U-Boot-Männer überlebten alle Gefahren. Schon sehr frühzeitig hatte Topp, der bei Kriegsende Fregattenkapitän war, gelernt: „Die Gefühle der Männer – Glauben, Aberglauben –

haben große Bedeutung im Spektrum der Menschenführung.“ Der humanistisch gebildete Seeoffizier war trotz der Zuversicht, die er auch in hoffnungslos scheinenden Lagen ausstrahlte, ein sehr tiefgründiger und nachdenklicher Mensch. Gefragt, auf welche Leistungen während des Krieges er besonders stolz sei, antwortete Topp nach dem Krieg: „Daß ich eine Besatzung hinter mir hatte, die, obwohl sie ständig auf einer dünnen Linie zwischen Leben und Tod geführt wurde, ihre Loyalität nie in Frage gestellt hat.“

Erst nach dem Krieg, der für familiäre Dinge kaum Zeit gelassen und in dem er nur einmal seine Eltern für einige Tage gesehen hatte, erfuhr Erich Topp, daß seine Tante Anna Topp, die Jüdin war, im Mai 1943 in das Ghetto Theresienstadt gebracht worden war. Im Juli 1945 wurde sie aus dem Lager entlassen – als gebrochene Frau. Erich Topp war tief berührt und zugleich geschockt.

Topp, der Nachdenkliche

„Meine Generation ist in den Wahnsinn und das Drama des Krieges hineingetaumelt, in die Verbrechen des Regimes ohne eigene Schuld verstrickt. Wir hatten nicht einmal die Möglichkeit einer Entscheidung. Wir waren nur Statisten in diesem Drama, das sich abspielte – viele nicht einmal das, weil sie den Ablauf des Dramas nicht erkannten. Sie erfüllten irgendwo ihre Pflicht – ein Schillerndes, das das ganze Spektrum zwischen ehrenhaften und gewissenlosen, zwischen getanen und unterlassenen Handlungen umfaßt“, sollte er später schreiben.

Als Matrose auf einem Heringslogger verdiente der ehemalige Fregattenkapitän nach Kriegsende das Geld, um mit seiner jungen Familie überleben zu können. Topp hatte Glück und konnte schon im Januar 1946 sein Architekturstudium aufnehmen und 1949 erfolgreich abschließen. Als freier Architekt gehörte Erich Topp zu jenen Männern, die das in Trümmern liegende Deutschland im wahrsten Sinne des Wortes wieder aufbauten. Rasch wurde er ein erfolgreicher und preisgekrönter Baumeister. Das Verwaltungsgebäude der Preußag in Hannover, die Stadthalle in Mülheim an der Ruhr, das Theater in Bochum und das Nationaltheater in München sind einige der sichtbaren Ergebnisse seiner kreativen Arbeit. Auf Bitten des Marinebundes übernahm er auch die Gestaltung der Innenräume des Marine-Ehrenmals in Laboe. Es war ihm eine tiefe innere Verpflich-



Die Stadthalle in Mülheim an der Ruhr: Als Architekt zeichnete Topp für den Entwurf des 1957 eingeweihten Gebäudes maßgeblich verantwortlich. Das alte Gebäude war im Krieg zerstört worden.



tung, dies alleine für seine vielen auf See gebliebenen Freunde und U-Boot-Kameraden zu tun – von etwa 40.000 U-Boot-Fahrern waren schätzungsweise 30.000 Mann gefallen. Im Zeitraum von 1954 bis 2004 haben mehr als 14 Millionen Menschen das Denkmal in Laboe besucht.

Rückkehr

Nach langem Abwägen zog Topp am 3. März 1958 wieder die Marineuniform an. Als Stabschef beim Deutschen Militärischen Vertreter im NATO-Militärausschuß lernte er in Washington das Innenleben des transatlantischen Bündnisses exzellent kennen. Danach konnte er als Kommandeur der amphibischen Streitkräfte, zu denen auch die U-Boote gehörten, einen prägenden Einfluß auf seine alte Waffe nehmen. Die Krönung seiner Laufbahn war für den mittlerweile zum Konteradmiral beförderten Erich Topp die Position des Stellvertreters des Marineinspektors. Für drei Jahre beeinflusste er zusammen mit den Inspektoren Karl-Adolf Zenker und Gert Jeschonnek alle wichtigen Entscheidungen der Marine. Am 31. Dezember 1969 verließ Topp nach fast zwölf Jahren Dienstzeit die Bundeswehr. Er war 55 Jahre alt.

Topp kehrte in das zivile Wirtschaftsleben zurück. Er betreibt die Howaldtswerke Deutsche Werft AG und war im Rahmen der „Integral“ an dem Bau des deutsch-spanischen Astronomischen Zentrums bei Almería in Andalusien beteiligt. 1990 schrieb er sein Buch *Fackeln über dem Atlantik*. Topp's zweite Fackel, die des Lebens, erlosch am zweiten



Foto: Archiv Translines-Media

Topp als Konteradmiral der Bundesmarine. Im Dezember 1969 wurde der damals 55jährige pensioniert.

Weihnachtsfeiertag 2005. Der große, nachdenkliche Admiral und Architekt Erich Topp wurde 91 Jahre alt. □

CLEMENS RANGE

Kalenderprogramm für 2018



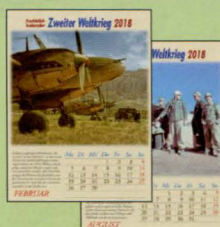
Kalender: Männer der Waffen-SS 2018

Dieser Jahresschau zeigt mit Bild und Kurzbiographie sowie unter Hervorhebung ihrer Waffentaten 13 Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg, vor große Aufgaben gestellt, Herausragendes geleistet haben und häufig mit höchsten Tapferkeitsauszeichnungen bedacht worden sind. Erinnert wird aber auch an diejenigen Männer, deren Leistungen mit dem EK I oder II, dem Deutschen Kreuz in Gold oder dem Kriegsverdienstkreuz gewürdigt wurden. Sie alle zeichneten sich durch besondere Tapferkeit aus. 14 Blatt, 21 x 30 cm, Farbe u. s/w. € 12,80



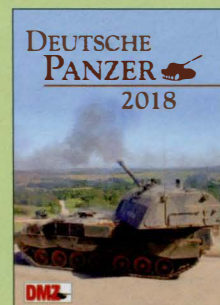
Farbbildkalender: Ritterkreuzträger 2018

Herausragende Soldaten wurden mit dem Ritterkreuz belohnen: 13 dieser „besten Soldaten“ stellt dieser Kalender in ausgewählten Farbbildern und Kurzbiographien vor. 14 Blatt, 21 x 30 cm, Farbe. € 12,80



Farbbildkalender: Zweiter Weltkrieg 2018

In kaum bekannten Farbfotos wird die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg gezeigt, an vielen Fronten, im heftigen Kampf zu Wasser, zu Lande und in der Luft. 14 Blatt, 21 x 30 cm, Farbe. € 12,80



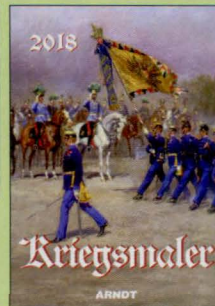
Farbbildkalender: Deutsche Panzer 2018

Panzer spielen in der modernen Militärtaktik eine große Rolle. Dieser Kalender zeigt die unterschiedlichsten Typen dieser Kampfmaschinen der letzten 100 Jahre. 14 Blatt, 21 x 30 cm, Farbe. € 12,80



Farbbildkalender: Kriegsmaler 2018

Menschen in Extremsituationen darzustellen, forderte viele Künstler heraus. Das macht diesen Kalender so spannend: Soldaten zwischen ungeheuren Leistungen und Opfern. 14 Blatt, 21 x 30 cm, Farbe. € 12,80



DMZ

DMZ-Versand

Postfach 52 • 24236 Selent
Tel. 04384/59700



Die Preußen

Deutsche Traditionslinien sind noch heu

Im sogenannten Salpeterkrieg (1879–1883) errang die Republik Chile einen mühsamen Sieg gegen ihre zahlenmäßig überlegenen Gegner Peru und Bolivien. Hohe Verluste waren vor allem in den Schlachten von Alto de la Alianza (Mai 1880) und Miraflores (Januar 1881) zu verzeichnen. Dies lag auch daran, daß Chiles Heer nur über



Nicht nur der Waffenrock und das weiße Lederzeug erinnern an die deutschen Armeen des 20. Jahrhunderts, auch die Kopfbedeckung orientiert sich deutlich am Stahlhelm M35 der Wehrmacht.



Paradeanzug der chilenischen Armee: Die Pickelhaube zeigt deutlich, wo die Streitkräfte ihre Traditionen verankert sehen. Im Gegensatz zu den Reformierungen in der Bundeswehr halten die Chilenen auch daran fest.

wenige reguläre Soldaten verfügte und hauptsächlich auf Milizen (Guardia Nacional Movilizada und Guardia Nacional Estática) zurückgreifen mußte.

Im Krieg hatte sich der chilenische Soldat zwar als mutig, ausdauernd und loyal gegenüber seinen Offizieren erwiesen, aber es zeigten sich Defizite in der Ausbildung. Die Regierung unter Präsident Domingo Santa María wollte deshalb das neueste militärische Wissen aus Europa einführen. Da im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 die von Preußen geführten Deutschen spektakuläre Erfolge erzielt hatten, bot sich der Import deutschen Militärwissens an. Daher warb die chilenische Botschaft in Berlin 1885 den Artillerie-Hauptmann Emil Körner als Militärberater an. Damit begann die „prusianización“ (Borussifizierung) von Chiles Armee.

Preußische Schützenhilfe

Der 39jährige Emil Körner (übrigens ein Großneffe des Freiheitsdichters Theodor Körner) stammte aus Wegwitz bei Merseburg und gehörte zu den Schützlingen des Generalstabschefs Helmuth von Moltke, der ihn auf mehrere Studienreisen ins Ausland schickte. Seit 1880 Hauptmann, war er Lehrer für Taktik und Kriegsgeschichte an der Artillerie- und Ingenieurschule Berlin. 1885 ging Körner nach Chile, wurde dort zum Oberstleutnant befördert und zum stellvertretenden Direktor der Kriegsschule (Escuela Militar) ernannt. Sein offizieller Titel lautete „Lehrer für Ballistik, Technik und Strategie“. Mit dem chilenischen General Luis Arteaga erarbeitete er einen modernen Lehrplan für die Militärschule. Ihm standen dabei 36 preußische Offiziere und Unteroffiziere zur Seite.

Die Deutschen konzipierten Pläne zur Umgestaltung des Offizierskorps und der Truppenausbildung. 1886 erfolgte die Gründung der Kriegsakademie (Academia de Guerra del Ejército) nach deutschem Vorbild, 1887 die der ersten Unteroffiziersschule. Körner konzipierte Studiengänge für die einzelnen Waffengattungen. Vor allem wurden Werke über Strategie, Festungsbau und Militärgeschichte ins Spanische übersetzt. 1895 führte Chile die allgemeine Wehrpflicht ein und entsandte 30 Offiziere zur Fortbildung ins Deutsche Reich.

„Chiles Armee und Marine wurden schließlich die besten in ganz Lateinamerika und entwickelten sich zum Vorbild für sämtliche Streitkräfte des Kontinents“, schreibt der Militärhistoriker Gabriele Esposito in seinem Buch



Südamerikas

te in der chilenischen Armee zu finden

Armies of the War of the Pacific (2016). Militärmissionen Chiles wurden als Ausbilder in zahlreiche Länder entsandt: El Salvador (1901), Ecuador (1903), Kolumbien (1907), Venezuela (1910). „Durch den chilenischen Einfluß übernahmen alle diese Länder Uniformen, Ausbildung und Disziplin im preußischen Stil“, so Esposito.

Emil Körner wurde 1900 zum Oberbefehlshaber des chilenischen Heeres ernannt.

Kein Bildersturm

Bis heute tragen die Offizierschüler des Andenstaates zur Parade einen preußischblauen Waffenrock mit schwarzem



Aus dem verlustreichen Salpeterkrieg (1879–1883) zogen die Chilenen die richtigen Schlüsse: In der folgenden Zeit gestalteten sie ihre Armee unter Mithilfe deutscher Berater massiv um. Das Resultat ist noch heute zu sehen.



Emil Körner im Jahr 1906:

Nach seinem Tod 1920 wurde sein Leichnam nach Santiago de Chile gebracht und auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. Ein Mausoleum erinnert an den Wert, den die Chilenen ihm beimessen.

Stehkragen, der ebenso geschnitten ist wie das deutsche Vorbild von 1895, nur daß er nicht mit acht, sondern nur sieben vergoldeten Knöpfen geschlossen wird. Das Lederzeug ist weiß, wie bei Preußens Infanterie üblich, und an das alte deutsche Vorbild angelehnt, inklusive der Patronentaschen Modell 1895. Wie im Deutschen Reich üblich, kann

man anhand der Farbgebung an den Seitengewehrtroddeln die jeweilige Kompanie bestimmen. Die Offiziere der Schule sind beritten; Kopfbedeckung ist für alle der dem preußischen Modell M 1891 entsprechende Lederhelm („Pickelhaube“) mit chilenischer Nationalkokarde und Helmbeschlag in Gestalt des Staatswappens. Zum Paradeanzug wird ein weißer (für den Spielmannszug roter) Helmbusch aufgeschraubt.

Bei den Paraden der Unteroffizierschule des Heeres (Escuela de Suboficiales) „kommen einem angesichts der Uniformen unweigerlich Erinnerungen an Bilder von Paraden der Wehrmacht in den Sinn“, so Carlos Lorch in seinem Kompendium *Im bunten Rock* (1997). Der blaugraue Uniformrock erinnert daran ebenso wie die blankgeputzten Helme. Diese sind an den traditionellen deutschen Stahlhelm M 35 angelehnt und zeigen auf der rechten Seite einen Schild in den chilenischen Nationalfarben Rot und Blau. Die Fahnenträger weisen einen ihrer Dienststellung entsprechenden Ringkragen aus Metall auf, der wie einst bei der Wehrmacht über dem Fahnenträger-Bandolier angelegt wird.

Die Chilenen gelten heute noch als Preußen Lateinamerikas und halten auch an ihrem militärischen Brauchtum fest. Carlos Lorch: „Es soll Angehörige der Bundeswehr geben, denen Tränen in den Augen standen, nachdem sie am chilenischen Nationalfeiertag der Parade einheimischer Truppen beiwohnen und erleben durften, daß zumindest hier, Tausende Kilometer von der Heimat entfernt, alte Traditionen der deutschen Streitkräfte immer noch gepflegt werden.“ □

JAN VON FLOCKEN



Chilenische Soldaten angetreten: Dienst- und Paradeanzug sind „borussifiziert“, während sich der Feldanzug (Hintergrund) deutlich an modernen Standards orientiert.



Entmilitarisierung

Marsch mit Gesang – eine vergessene Tradition

Nach der Affäre um den mutmaßlichen Rechtsextremisten und Oberleutnant der Bundeswehr, Franco A., leitete Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen drastische Schritte ein. Nicht nur, daß sämtliche Kasernen nach vermuteten Wehrmachtdevotionalien durchsucht wurden, im Mai 2017 ließ das Ministerium zudem die Ausgabe des Liederbuchs der Bundeswehr „Kameraden singt!“ stoppen. „Im Rahmen des kritischen und sensiblen Umgangs mit den Inhalten wurde erkannt, daß einige Textpassagen nicht mehr unserem Werteverständnis entsprechen“, ließ ein Sprecher des Verteidigungsministeri-

um. „Alle derzeit im Liederbuch erfaßten Lieder werden unter Einbindung des Zentrums für Innere Führung und des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr

erneut kritisch und auch sensibel betrachtet“, heißt es dazu aus dem Ministerium. Verdächtig sind demnach nicht nur Lieder mit vermeintlich gewaltverherrlichenden oder nationalistischen Bezügen, sondern es reicht bereits auch, wenn die Komponisten oder Lyriker ihre Lieder zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gedichtet hatten oder sich diese Gesangsstücke bei der Wehrmacht großer Beliebtheit erfreuten, gänzlich unabhängig vom Inhalt.

Ideologisches Machwerk

Dabei ist das Liederbuch bereits in der Vergangenheit mehrmals umfangreich überarbeitet worden: Beinhaltete die erste Auflage von 1958 noch 160 Lieder,



So stellt sich Ursula von der Leyen vermutlich singende Bundeswehrsoldaten vor: Uniformierte bei einer linksradikalen Friedensdemo 1981. Schon seit geraumer Zeit sinkt der Anteil traditioneller Soldatenlieder im Liederbuch der Bundeswehr (oben).

ums verlaublichen. Insbesondere das „Westerwaldlied“, das „Panzerlied“ und „Schwarzbraun ist die Haselnuß“ sollen den Unmut des Ministeriums erregt haben. Problematisch seien dabei nicht nur die Liedtexte, sondern auch der Hintergrund: Schon das bislang im Umlauf befindliche Liederbuch merkt etwa beim „Westerwaldlied“ an, daß bei dem „wohl bekanntesten Lied der ehemaligen Wehrmacht“ abgewogen werden müsse, ob und wann die Bundeswehrsoldaten dieses Lied singen, da es „im Ausland Signalcharakter für das der Bevölkerung zugefügte Unrecht“ habe. Dieser Warnhinweis ist der Ministerin wohl nicht sicher genug. Derzeit plant man das Buch umfangreich zu überarbeiten, vermutlich wird das „Westerwald-

lied“ – wie viele andere Lieder – keinen Platz mehr darin finden. Dem einfachen Soldaten wird also zukünftig die Entscheidung des Abwägens abgenommen. „Alle derzeit im Liederbuch erfaßten Lieder werden unter Einbindung des Zentrums für Innere Führung und des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr

HOLGER GRUBE



Die ehrgeizig

Ursula von der Leyen versteht es gut,

Die Liste umfaßt 407 Positionen – die magere Ausbeute einer bundesweiten Razzia in Kasernen und sonstigen Liegenschaften der Bundeswehr. Gefunden werden sollte alles, was irgendwie mit der Zeit des Nationalsozialismus und speziell mit der deutschen Wehrmacht in Zusammenhang steht: Bilder, Orden, Modelle, was auch immer. Noch dürftiger ist die Ausbeute, wenn man die Liste genauer in Augenschein nimmt. Viermal lautet der Befund „Fehlanzeige“. Und auch ein Feuerwehrhelm – ein „Geschenk der Freiwilligen Feuerwehr als Dank für die Unterstützung in der Flüchtlingshilfe“ – oder ein französischer Säbel aus der napoleonischen Zeit haben mit der Wehrmacht nichts zu tun. Das Schreiben des Parlamentarischen Staatssekretärs Markus Grübel vom 30. Mai, das die genannte Liste als An-

hang enthält, ist kein „Staatsgeheimnis“, man kann es zum Beispiel auf den Netzseiten des *Deutschen Bundeswehrverbandes* finden.

Auslöser ist ein Oberleutnant

Angeordnet hatte den Bildersturm der Generalinspekteur der Bundeswehr Volker Wierer, die Aktion hängt eng mit dem Fall „Franco A.“ zusammen. Am Standort Illkirch, wo der am 26. April verhaftete Oberleutnant stationiert gewesen war, hatten Spürnasen nämlich in einem Aufenthaltsraum das Bild eines Wehrmachtsoldaten sowie einer MP40 entdeckt, einer Maschinenpistole der Wehrmacht. Das genügte offenbar für einen Generalverdacht gegen die Truppe, wie sie auch Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen (CDU)



Ausbildungsmodul für syrische Frauen:
Öffentlichkeitswirksam läßt sich von der Leyen
mit „Flüchtlingsen“ ablichten.

Foto: Flickr/Bundeswehr/Torsten Kraatz

e Blenderin

sich selbst zu inszenieren

ins Spiel gebracht hatte. Zur Erinnerung: Franco A., ein weiterer Offizier sowie ein Student waren unter dem Verdacht festgenommen worden, sie hätten Anschläge auf hochrangige Personen geplant. Zu diesem Zweck, so die Unterstellung der Bundesanwaltschaft, habe sich A. eine zweite Identität als „Kriegsflüchtling“ aus Syrien zugelegt. Tatsächlich hatte Franco A. unter dem Namen „David Benjamin“ im Dezember 2016 einen subsidiären Schutzstatus erhalten.

Um den weiterhin in Untersuchungshaft sitzenden Beschuldigten ist es merkwürdig still geworden. Immerhin wurde Anfang Juli sein angeblicher „Komplize“, der Oberleutnant Maximilian T., aus der Haft entlassen, weil gegen ihn kein hinreichender Tatverdacht mehr bestand. T. soll eine „Todesliste“ mit potentiellen Anschlagsoffern verfaßt haben. Ob am Ende von den Verdächtigungen überhaupt etwas übrigbleiben wird, ist derzeit mehr als fraglich. „Konkrete Tatvorbereitungen waren nicht erkennbar“, hatte der Berliner Polizeipräsident Klaus Kandt schon Mitte Mai im Innenausschuß des Berliner Abgeordnetenhauses erklärt. „Da war null Planungsleistung erkennbar.“ Viel besser Bescheid wußte offenbar Ursula von der Leyen, die nur wenige Tage nach den ersten Verhaftungen in einem ZDF-Interview verbal über die Frauen und Männer herfiel, für die sie selbst seit 17. Dezember 2013 die Verantwortung trägt.

„Kenntnisfreie“ Ministerin?

Neben diesem „Skandal“ gab es in diesem Jahr bereits diverse Vorwürfe von Schikanen, sexuellen Übergriffen und entwürdigenden Aufnahmezeremonien in mehreren Kasernen. Wie Untersuchungen ergaben, war vieles davon stark übertrieben oder gar an den Haaren herbeigezogen. Doch da hatte die Neigung von der Leyens, mal einfach so draufloszuplappern, längst ihre fatale Wirkung entfaltet. „Die Bundeswehr hat ein Haltungsproblem, und sie hat offensichtlich eine Führungsschwäche auf verschiedenen Ebenen“, so ihr Befund im ZDF, gefolgt von Bemerkungen über „falsch verstandenen Korpsgeist“. Mit dem Sturm der Entrüstung auf ihre Entgleisung hatte sie offenbar nicht gerechnet, so daß sie kurz darauf in einem offenen Brief die „übergroße Mehrheit“ der Soldaten zwar lobte, ihre „Kritik“ aber im Grundsatz aufrechterhielt.

„Es versteht keiner, warum sich die Ministerin nach dreieinhalb Jahren im Amt nun quasi auf die Tribüne zurückzieht und pauschal über die Truppe urteilt“, so der Chef des Bundeswehrverbands André Wüstner. Der Verband, gleich-



Kurz nach dem Skandal um Franco A. fiel die Ministerin verbal über die Soldaten her, für die sie die Verantwortung trägt.

sam die „Lobby“ der Streitkräfte, hatte einen Rekord an wütenden und verunsicherten Nachfragen aus der Truppe registriert. Doch das spornte die Ministerin wohl nur noch mehr an. Sie kündigte eine Offensive an, bei der es vor allem den kläglichen Restbeständen an Tradition an den Kragen gehen sollte. Die Vorhut dieses „Säuberungsprozesses“ ist allerdings schon länger unterwegs: Bereits im Januar hatte das Verteidigungsministerium angeordnet, die Ausgaben der restlichen Exemplare des seit 1991 unveränderten Liederbuchs *Kameraden singt!* zu stoppen. Als anstößig gelten darin enthaltene Lieder wie *Schwarzbraun ist die Haselnuß*, das *Westerwaldlied* und das *Panzerlied*. Das Streitkräfteamt soll eine Neufassung erarbeiten.

Nach dem Liedgut waren die Wehrmacht-Erinnerungsstücke dran, als nächstes kommen die Namen von Kasernen auf den Prüfstand, und der Traditionserlaß wird überarbeitet. Die ministerielle Jagd auf Traditionen gipfelte darin, daß an der Bundeswehr-Universität Hamburg für einige Zeit sogar ein Foto von Altkanzler Helmut Schmidt in Wehrmachtuniform abgehängt wurde. Das empörte so-



Foto: Bundeswehr/Horsten Kraatz

„Ziemlich kenntnisfrei“: Ursula von der Leyen im Gespräch mit einem Kampfpiloten.

gar die Leyen-Amtsvorgänger Volker Rühe (CDU, 1992–1998) und Rudolf Scharping (SPD, 1998–2002), zumal auf diese Weise auch in der Öffentlichkeit ein völlig schiefes Bild der Bundeswehr entsteht. Noch im Juli hatte der Militärhistoriker Sönke Neitzel, der nicht gerade im Verdacht steht, ein „Rechter“ zu sein, der Ministerin „historischen Exorzismus“ vorgeworfen. Man fasse sich an den Kopf, wenn man die Liste der bei der Razzia festgestellten Ex-

ponate sehe, so Neitzel. Die CDU-Politikerin führe die Debatte, die sie vom Zaun gebrochen habe, „ziemlich kenntnisfrei“.

Bundeswehr mit mehr als einer Baustelle

Tatsächlich stellen die unsinnige Phantom-Diskussion und der übertriebene Aktionismus der Ministerin ein gigantisches Ablenkungsmanöver dar. An sich hätte Ursula von der Leyen nämlich genug Baustellen, die ihre volle Aufmerksamkeit beanspruchen sollten: zum Beispiel den trotz aller „Attraktivitätskampagnen“ chronischen Personalmangel, die veraltete und teils marode Ausrüstung, technische Pannen bei den Waffensystemen und, und, und. All das zusammen führt zu einer teils eingeschränkten Einsatzfähigkeit, und wenn die Bundeswehr tatsächlich eingesetzt wird, dann auch noch mit falschen Prioritäten und zum Teil entgegen dem nationalen Interesse – wie etwa an der NATO-„Ostflanke“ zur Provokation Moskaus. Die Einsatzfähigkeit der Truppe und die zentralen Ziele der Verteidigungspolitik: Hier wären dringend eine klare Linie und entschlossenes Handeln gefragt.

Fairerweise muß man sagen, daß die immer wieder festgestellten Versäumnisse und Defizite nicht allein von Ursula von der Leyen zu verantworten sind, diverse Vorgänger haben ebenfalls ihre Spuren hinterlassen. Wenn jedoch die Ministerin wie Anfang September 2014 behauptet, die Bun-



Von den Traditionen der Truppe versteht die Ministerin wenig, statt mit klarer Linie arbeitet die CDU-Politikerin lieber mit Ablenkungsmanövern.

Foto: FLICKR/Bundeswehr/Björn Wilke



deswehr sei „gut aufgestellt“, obwohl der *Spiegel* kurz zuvor berichtet hatte, daß von 109 „Eurofighter“-Kampfflugzeugen nur acht uneingeschränkt verfügbar und von 89 „Tornados“ nur 37 funktionsfähig sind, dann stimmt schon mit der Wahrnehmung einiges nicht. Und das waren ja keine Ausnahmen: Die Mängelliste setzte sich von Transportflugzeugen über Hubschrauber und Schützenpanzer fort und war da immer noch lange nicht zu Ende. Deswegen hatte der damalige Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Hellmut Königshaus (FDP), Milliarden-Investitionen für „eine Erneuerung von Kasernen, Fahrzeugpark und Bewaffnung“ gefordert.

Andere Zielsetzungen im Ministerium

Doch der Ministerin liegen offenbar mehr die „soften“ Themen. Mit Flachbildfernsehern und kostenlosem Internetzugang auf den Stuben der Kasernen, Ganztags-Kinderärten, höherem Sold und kürzerer Arbeitszeit sollte dem Nachwuchsmangel zu Leibe gerückt werden, unter dem die Bundeswehr seit der Aussetzung der Wehrpflicht (2011) verstärkt leidet. Mit Millionen Euro Aufwand werden Werbespots und ganze Serien gedreht, wird Online-PR betrieben, und in Berlin präsentiert sich das Rekrutierungsbüro als „Showroom“. All diese Aktivitäten konnten das akute Personalproblem aber nicht beheben, so daß spätestens seit Ende 2016 die Devise gilt: Ansprüche senken. „Natürlich brauchen wir den Einser-Kandidaten aus dem Abitur genauso selbstverständlich wie die junge Frau, die ihren Abschluß nicht geschafft hat, weil sie viele Probleme hatte“, erläuterte die Ministerin die neue Strategie.

Apropos „junge Frau“: Frauenpolitik und „Gleichstellung“ waren schon von der Leyens besondere Steckenpferde, als sie noch Arbeits- und Sozialministerin (2009–2013) sowie Familienministerin (2005–2009) war. Ihre Bilanz als Arbeitsministerin fiel mager aus, schon zur Halbzeit 2011 attestierte ihr ein Kommentator der *Süddeutschen Zeitung*, sie sei eine „Meisterin der Selbstdarstellung. Wie kein anderes Mitglied im Kabinett versteht sie es, dürftige Entscheidungen als große Errungenschaften zu verkaufen.“ Vorstöße gab es viele, meistens nicht im Kabinett abgesprochen und überdies schlecht durchdacht wie die „Zuschußrente“ oder die „Bildungs-Chipkarte für Kinder“. Geradezu verbissen agitierte von der Leyen jedoch für eine gesetzliche Frauenquote in den Führungspositionen großer Unternehmen. Die kam dann erst nach ihrer Amtszeit, sie wurde im März 2015 von der schwarz-roten Mehrheit im Bundestag beschlossen.

Bereits als Familienministerin hatte von der Leyen massiv die von der EU vorgegebenen „Gender-Mainstreaming“-Ziele gefördert. Dafür hatte sie die Parole von der „Gleichstellungspolitik als Erfolgsstrategie“ ausgegeben. Tatsächlich speist sich die Gender-Ideologie historisch vor allem aus marxistischen und feministischen Quellen und strebt weniger eine „Gleichstellung“ als eine umfassende Nivellierung an. Das Geschlecht ist nach Auffassung der Gender-Ideologen keine „natürliche“ Tatsache, sondern ein Produkt gesellschaftlicher Rollenzuschreibungen. Schon in Kindergärten und Schulen wird auf „geschlechtersensible“ Erziehung geachtet, wobei es vor allem darum geht, traditionelle Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit auf-



Die Mängelliste der Armee ist schier endlos, dennoch beschäftigt sich die Ministerin lieber mit Randthemen.

zuberechnen und „Offenheit“ für alle möglichen sexuellen Identitäten und Orientierungen zu propagieren.

Selbstdarstellerin im Hosenanzug

Den Eifer, den Ursula von der Leyen bei der Verfolgung ihrer ideologischen Ziele an den Tag legt, vermißt man an anderer Stelle. So war *Welt*-Chefkommentator Jacques Schuster Mitte August 2014 in einem kritischen Beitrag aufgefallen, daß die Ministerin nach 240 Tagen im Amt noch keine einzige „grundsätzliche Rede zu den Schwerpunkten der Verteidigungspolitik“ gehalten habe. Das Zeugnis, das der ehrgeizigen CDU-Politikerin von Schuster ausgestellt wurde, ist ein Armutszeugnis: „Sie ist keine Verteidigungsministerin, sie gibt vor, eine zu sein, spielt sie nur auf gestellten Fotos in der fahlen Röte der Morgendämmerung. Fast alles ist bei ihr darauf berechnet, den gewünschten Eindruck als Chefin hervorzurufen, zu blenden und zu imponieren.“ Daß Selbstdarstellung und echte Führungsqualität zwei ganz verschiedene Paar Schuhe sind, hat Ursula von der Leyen in den letzten Monaten mal wieder eindrucksvoll unter Beweis gestellt. □

BERNHARD RADTKE



Ursula von der Leyen beschließt die Ausbildung syrischer „Flüchtlinge“ in Ingolstadt: Der Ministerin liegen eher die „soften“ Themen.



„Eine Korrektur“

Drei junge Bundeswehr-Offiziere im DMZ

DMZ Herr Hauptmann Böcker, Herr Oberleutnant Springer, Herr Oberleutnant zur See Kempf, noch bevor das Bundesverteidigungsministerium das Traditionsverständnis der Bundeswehr vollends umkrempeln wollte, haben Sie 2013 den Sammelband *Soldatentum – Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute* herausgebracht. Mit welchen Inhalten haben Sie sich damals beschäftigt? Was sind die zentralen Thesen?

Kempf: Im Mittelpunkt des Buches stehen die alt-hergebrachten soldatischen Tugenden wie Kameradschaft, Treue und Gehorsam, Tapferkeit und Disziplin – aber diese

Tugenden stehen in unserem Sammelband in dem viel größeren Kontext von Wehrtüchtigkeit und Identität der Bundeswehr als Ganzem. Unser Buch ist insofern kein plumper Dekalog; es zeichnet sich aus als Versuch einer geistigen Durchdringung all dieser Werte und einer Auslotung dessen, was der Bundeswehr derzeit wirklich fehlt: Selbstverständnis und Selbstbewußtsein für einen Beruf sui generis.

Böcker: Eben das ist ein sehr wichtiger Aspekt an dem Buch: „sui generis“ [lat. „eigener Art“]. Wir wollten zeigen, daß der Beruf des Soldaten ein einzigartiger, ein besonderer Beruf ist und auch als solcher angesehen werden muß.

DMZ: Warum ist Ihnen das so wichtig?

Deutscher und US-amerikanischer Soldat in Afghanistan: Zwar betonen die Autoren von Soldatentum die Wichtigkeit „multinationaler Zusammenarbeit unter Bündnispartnern“, einer möglicherweise schon in Planung befindlichen Europa-Armee erteilen die Offiziere jedoch eine Absage.





ur zurück!“

-Gespräch über ihr Buch *Soldatentum*

Böcker: Spätestens im Auslandseinsatz oder im Krieg wird der Soldat feststellen, daß es so ist. Auf Befehl töten, auf Befehl getötet werden, das gibt es nur in Streitkräften. Man kann auch einen zwei oder drei Nummern kleineren Ansatz wählen: Monatlang auf engstem Raum und unter widrigen Umständen zusammenleben zu müssen, wiederum auf Befehl, welcher andere Beruf bringt das mit sich? Wenn der Soldat so etwas erlebt, von offizieller Seite jedoch keine adäquate Erzählung geboten bekommt, dann schafft er sich eigene Narrative im Sinne von „Ihr redet, wir sterben“, was ein durchaus relevantes Problem einer Armee in der Demokratie werden kann.

Kempf: In dieser Hinsicht ist der Sammelband – geschuldet einer ganzen Reihe von kenntnisreichen Beiträgen angesehener Wissenschaftler, Journalisten und Soldaten – indes auch kein letztthin alberner Wunschzettel, schon gar keine einfache Schilderung des soldatischen Alltags etwa im Ausland, die zuhauf vorliegen, sondern kritische Bestandsaufnahme und solidarische Bilanz. Die Art der Herangehensweise wendet sich dabei konsequent gegen die Nivellierung beziehungsweise Neutralisierung des Soldatischen, wie dies in unserer heutigen postheroischen Gesellschaft üblich ist, die immer weniger Verständnis aufbringt für soldatische Profession. Diese aber besteht, meiner Meinung nach, in der Bereitstellung von Ordnung durch gewaltfähige Herrschaftsausübung über Menschen, nicht in der Friedensschaffung per se.

DMZ: Was waren Ihre damaligen Beweggründe, ein solches Projekt anzugehen?

Kempf: Hier komme ich in eine gewisse melancholische Stimmung. Der Gedanke zu dem Sammelband nahm jedenfalls seinen Anfang, als die Leitung der Bundeswehruniversität – vereint mit bestimmten Medien – die von uns Redakteuren der Hochschulzeitung *Campus* angestoßene Debatte über die tiefe Identitätskrise der Bundeswehr zu unterbinden versuchte.

Böcker: Was dummerweise auch funktioniert hat. Einerseits hat die Universitätsleitung sich blamiert, weil sie uns nach altbekannter Manier als Quasi-Nazis hingestellt hat, was hanebüchen war und deshalb unter den Kommilitonen deutlich mehr Solidarität hervorgerufen hat, als unsere Thesen allein das getan hätten. Andererseits wurde aber nicht mehr über unser Thema diskutiert, sondern nur darüber, ob wir jetzt „rechte Aktivisten“ seien oder nicht. Am Ende ging es nicht mehr um den Beruf des Soldaten, sondern darum, wie weit eine Debatte auf dem Campus einer Bundeswehruniversität gehen darf.



*Skandal auf dem Campus:
Öffentlich diskutiert wurde nur die Frage, ob Springer, Kempf und Böcker „rechte Aktivisten“ seien.*

Kempf: Neben der inner- und außeruniversitären Feindlage gab es jedoch ein weitaus größeres positives Echo, bestehend aus Fürsprache oder zumindest kritischer Solidarität. Dieses Echo zu bündeln, zu kanalisieren und in einen beständigen, der konkreten Umstände enthobenen Beitrag münden zu lassen, war für uns Herausgeber leitendes Motiv.

Böcker: Hinzu kam, daß mein Nachfolger als Chefredakteur – genau wie dessen Nachfolger – einen neuen Schwerpunkt für *Campus* gewählt hat: weg von Fragen nach militärischer Identität, hin zu Themen studentischen Lebens. Damit hat er die Debatte praktisch beendet. Schade eigentlich.

Kempf: Kurz gesagt: Es ging also um Verstetigung der von uns mit *Campus* begonnenen Debatte – und ein wertiges Buch garantiert solche Verstetigung zumindest auf einige Jahre.

DMZ: Wen hofften und hoffen Sie mit dem Buch zu erreichen?

Kempf: Es geht und ging immer um eine breite gesellschaftliche Debatte. Deswegen das Format des Sammelbandes, deswegen ein angesehener Verlag. Beschränkung auf das Milieu der Flotte oder Truppe allein war also nie intendiert. Die Sprache ist gehoben, stellenweise scharf. Das läßt die



Fallschirmjäger bei einer Übung: „In der Bundeswehr läßt sich eine schwere Identitätskrise diagnostizieren.“

Zielgruppe erkennen: von gebildeten Soldaten aller Dienstgrade über Wissenschaftler bis hin zum deutschen Feuilleton. Aber auch die Kirchen und Verbände wollten wir erreichen.

DMZ: Können Sie einschätzen, welchen Einfluß das Werk ausgeübt hat? Wie waren die Reaktionen?

Böcker: Es gab ein paar Rezensionen, hauptsächlich in kleineren Zeitschriften. In unserem direkten Umfeld haben sich ein paar Kameraden und zivile Bekannte dafür interessiert und uns auf die Schultern geklopft – das war's. Wer sich ernsthaft mit dem Thema der soldatischen Identität befaßt, sollte sich das Buch beschaffen, aber hinsichtlich seines Einflusses bin ich doch sehr skeptisch.

Springer: Ich bin da etwas hoffnungsvoller und denke, wir können uns in unserem Anspruch bestätigt fühlen: Wir haben sowohl in der „Campus-Affäre“ als auch im Sammelband in allen wesentlichen Punkten recht behalten. Die Debatte der letzten Monate griff genau die Inhalte auf, denen wir uns bereits vor vier Jahren gewidmet hatten, nämlich die Inhalte einer geistigen nationalen Mobilmachung. Wenn substantiell über unsere Streitkräfte nachgedacht werden soll, werden weder Militärführung noch Öffentlichkeit daran vorbeikommen.

DMZ: Schon der Untertitel des Buches nennt den Begriff „Identität“. Wie ist es denn um die Identität der Bundeswehr bestellt?

Kempf: Ohne Umschweife läßt sich in der Bundeswehr eine schwere Identitätskrise diagnostizieren. Sie wird vertieft durch die derzeitigen Bestrebungen des Verteidigungsministeriums, auch noch letzte bisher bestehende Traditionsbestände aus gut drei Jahrhunderten deutschen Soldatentums auf ihre Brauchbarkeit im demokratischen Rechtsstaat zu überprüfen. Das heißt im Buch „selbstblockiertes, negatives Erinnern“, das ganz eindeutig auch die offiziellen Erinnerungsbestände der Bundeswehr in Mitleidenschaft zieht. Am Ende solcher Intentionen steht eine völlig ahistorische Sehnsucht nach einer ambivalenzfreien

Tradition, die es so gar nicht geben kann. Um diese geschichtswissenschaftliche Abstraktion etwas zu reduzieren: Die Frage, wofür kämpfen, die Frage nach der Bundeswehr als Instrument deutscher Interessen, darauf gibt weder die Politik noch unsere militärische Führung derzeit eine klare und brauchbare Antwort. Im Gegenteil, ihre Deutungsangebote verlieren sich in oft schillernden, nebulösen Fabulierungen.

Böcker: Es gibt nun mal – wie in jeder modernen Armee – etliche „Identitäten“. Das fängt bei unterschiedlichen Füh-



Für den Panzergrenadier-Offizier Springer steht fest: „Der Traditionserlaß bricht nicht mit der Wehrmacht!“

rungskulturen in den Teilstreitkräften und Truppengattungen an, die sich auch aus gewissen Notwendigkeiten ergeben: Natürlich müssen die Soldaten auf der Brücke einer Fregatte anders sozialisiert werden als die eines Panzergrenadier-Zugs. Es geht weiter beim Konflikt zwischen „Drinies“ und „Draußies“, also denen, die im Feldlager bleiben, und jenen, die auf Patrouille fahren. Die Aufgabe der Bundeswehr wäre es jetzt, diese Identitäten in ihren Eigenarten anzuerkennen und gleichzeitig zu einer großen, belastbaren Erzählung zusammenzufassen.

Springer: Ich denke, das letzte ist hier das Entscheidende. Uns fehlt die große Erzählung von Kampf und Gemeinsamkeit, ein starkes Bild des gemeinsamen „Woher?“ und „Wo hin?“. Diese Erzählung zu schaffen und stark zu machen, ist eine strategische Aufgabe, ohne die wir nicht ernstfalltauglich werden können.

DMZ: Wäre das nicht eher die Aufgabe von Politik und Gesellschaft?

Böcker: Da machen die Angehörigen der Bundeswehr es sich oft zu einfach: Man zitiert zum tausendsten Mal den früheren Bundespräsidenten Horst Köhler mit seiner Wendung des freundlichen Desinteresses und zieht sich dann halb zufrieden, halb schmollend in sein Schneckenhaus zurück. Dabei stimmt das mit dem Desinteresse nicht. Es gibt mittlerweile so viele Bücher, Filme, Zeitungsartikel, Fotoprojekte und so weiter, daß der Gesellschaft mangeln-



des Interesse beileibe nicht mehr vorgeworfen werden kann. Nur, wir leben in postheroischen Zeiten, da müssen die Streitkräfte sich und die Besonderheiten ihrer militärischen Kultur erklären – „erklären“ natürlich im Sinne einer Vorstellung, nicht im Sinne einer Rechtfertigung.

Springer: Die notwendigen Veränderungen müssen von den Soldaten selbst ausgehen, sonst finden sie keine tragfähige Form. Es ist zuerst die Pflicht des Offizierskorps, seine Geisteskraft in den Dienst des Wiederaufbaus unserer Streitkräfte zu stellen. Wir können das auch. Es ist nicht angebracht, zu erwarten, daß irgendwann alles irgendwie von außen in die Bundeswehr hineinfällt und dann ein soldatisches Ethos einfach politisch bestimmt wird. Wir müssen das selber bauen. Dazu muß neben das Beherrschen des Soldatenhandwerks auch der sichere Umgang mit den abstrakten Notwendigkeiten einer soldatischen Identität treten – eine Erzählung unserer Geschichte, unserer soldatischen Gemeinschaft und unserer gemeinsamen Ziele. Diese Dinge sind zu wichtig, um sie nach tagespolitischen Opportunitäten auszurichten. Wir dürfen uns das nicht aus der Hand nehmen lassen.



*Stauffenberg-Saal im Bundesverteidigungsministerium:
„Wer würde heute einem Tyrannen den Koffer
unter den Tisch stellen?“*

DMZ: Offiziell beruft sich die Bundeswehr auf drei Traditionslinien: den militärischen Widerstand um Stauffenberg, die preußischen Reformer um Scharnhorst und schließlich die bundeswehreigenen Traditionen. Inwiefern sind diese Inhalte heute überhaupt noch traditionsbildend, und wie sieht ihre tatsächliche Umsetzung aus?

Springer: Diese drei Säulen sind gute Säulen. Von „tatsächlicher Umsetzung“ kann aber nicht geredet werden, denn die Bundeswehr lebt keine ihrer Geschichten. Militärgeschichte in der Bundeswehr ist der verkopfte Versuch, sich gegenüber einer von radikalen Schreihälsen bestimmten Öffentlichkeit unangreifbar zu machen. An keiner Stelle in der Bundeswehr werden aus diesen drei Säulen tatsächliche Inhalte destilliert.

Böcker: Viele Errungenschaften der preußischen Heeresreform, darunter das Leistungsprinzip und eine Militärjustiz mit juristisch abgesichertem Beschwerderecht, sind heute selbstverständlich – und das funktioniert im großen und ganzen auch gut. Ob man jedoch mit der Abschaffung der Wehrpflicht, der Überlegung, auch EU-Ausländer zu rekrutieren, und mit den Bestrebungen hin zu einer Europa-Armee noch in den Traditionen der preußischen Reformen steht, wage ich zu bezweifeln. Damit gebe ich keine Wertung über mögliche strategische Notwendigkeiten einer gemeinsamen europäischen Verteidigung oder einer erweiterten Personalgewinnung ab – aber diese Traditionssäule bräche damit weg.

Auch hinsichtlich der Tradition des militärischen Widerstands habe ich Zweifel. Daß sich zum Beispiel während der Debatte um die Themen Franco A., Pfullendorf und Sondershausen sowie nach der Amtsenthebung von General Spindler kein aktiver, nicht selbst betroffener General öffentlichkeitswirksam und entschieden zu Wort meldete, hat mich gewundert. Obwohl wir in einer Demokratie leben und der „Staatsbürger in Uniform“ der Kern unserer Militärphilosophie ist; obwohl das schlimmste zu erwartende Übel für einen General der vorzeitige Ruhestand wäre: Die Generalität hat trotz dieser massiven Erniedrigungen geschwiegen. Nun weiß ich nicht, in welcher Form die Generale intern Kritik an der Ministerin geübt haben, darum frage ich das jetzt mit einiger Zurückhaltung: Aber wer von denen würde einem Tyrannen denn den Koffer unter den Tisch stellen? Ich bin mir da nicht so sicher.

DMZ: Im Traditionserlaß von 1982 wird mit der Kontinuität zwischen Wehrmacht und Bundeswehr gebrochen. Doch wie sieht ein wünschenswerter künftiger Umgang der Bundeswehr mit der Wehrmacht aus?

Kempf: „Ich möchte heute [...] erklären, daß wir alle Waffenträger unseres Volkes, die im Namen der hohen soldatischen Überlieferung ehrenhaft zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft gekämpft haben, anerkennen.“ Das sagte kein Gerin-



*„Der Bundeswehr fehlt die große Erzählung
von Kampf und Gemeinsamkeit“,
erklären die Soldaten im DMZ-Gespräch.*



Foto: privat



Foto: privat



Foto: privat

Hauptmann Martin Böcker (links), Oberleutnant zur See Larsen Kempf (Mitte) und Oberleutnant Felix Springer (rechts) sind aktive Truppenoffiziere der Bundeswehr. Von 2008 bis 2012 studierten sie an der Universität der Bundeswehr in München Staats- und Sozialwissenschaften und sorgten mit kritischen Beiträgen in

der Studentenzeitung Campus bundesweit für Aufsehen. In ihrem 2013 erschienenen Sammelband Soldatentum – Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute vertieften die drei Offiziere diese Diskussion und legten den Finger in die Wunde der mangelnden Ernstfalltauglichkeit der Bundeswehr.

gerer als unser erster Bundeskanzler Konrad Adenauer über die Soldaten der Wehrmacht. Und er schloß auf Nachfrage einige Tage später sogar die Soldaten der Waffen-SS ein, „so weit sie ausschließlich als Soldaten ehrenvoll für Deutschland gekämpft haben“. Im übrigen blicken – das kann ich etwa aus meinen eigenen Erfahrungen mit französischen, nord-europäischen und auch US-amerikanischen Soldaten aus eigener Anschauung ohne Einschränkung feststellen – andere Armeen bis zum heutigen Tag, trotz Anti-Wehrmacht-Ausstellung und eines großangelegten geistigen Feldzuges gegen die Soldaten des Dritten Reiches, mit großer Achtung auf die Leistungen dieser hochprofessionellen Wehrpflichtarmee.

Wenn aber weder unser großer Kanzler Adenauer noch andere Streitkräfte im soldatischen Dienst der Wehrmacht eine Belastung erkennen, dann glaube ich nicht, daß wir hier in Deutschland, oder in der Bundeswehr, eine Korrektur brauchen. Höchstens eine Korrektur zurück!

Springer: Der Traditionserlaß bricht nicht mit der Wehrmacht. Und auch wenn er zur Zeit seiner Entstehung leidenschaftlich debattiert wurde, läßt sich nun mit einigem Abstand sagen, daß er eine für heutige Verhältnisse ungewöhnlich intelligente Lösung findet. Daher wird er ja auch nicht mehr gelesen. Die Bundeswehr ist aus der Wehrmacht entstanden, Gleiches gilt für einen großen Teil ihrer auch heute noch gültigen Doktrin: Und jetzt? Die derzeit in die Kasernen einrückenden Soldaten sind Jahrgang 1999–2000. Denen jetzt das pathologische Elternverhältnis der westdeutschen 68er-Generation aufzuzwingen, ist der sicherste Weg, sie zu gedankenlosen Soldempfängern zu machen. Viele junge Männer gehen – auch aus anderen Gründen – dann lieber zur Polizei oder zum Zoll. Da werden sie nicht mit diesem Unsinn belästigt. Wir müssen uns da entkrampfen. Die Wehrmacht kämpfte für ihre Sache. Gebt unseren jungen Männern eine eigene Sache, eine richtige Sache, die sie stolz macht, dann können wir die Debatte um die Wehrmacht endlich den Historikern überlassen.

DMZ: Sie alle sind aktive Soldaten. Hand aufs Herz: Was fehlt der Bundeswehr wirklich?

Kempf: Neben der Antwort auf die Frage der Identität, die sich unter der derzeitigen Verteidigungsministerin nur um so schärfer stellt, fehlt der Bundeswehr – aber nicht nur ihr – eine ehrliche Debatte über Ziele und Struktur der Streitkräfte. Daß Deutschland, mit einem Wehretat von bald um



Martin Böcker, Larsen Kempf, Felix Springer: **Soldatentum**

Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute. – Die Bundeswehr ist im Wandel, und viele Soldaten fühlen sich von Politik und Gesellschaft mißverstanden. Im Buch wird der Frage nach Identität und Selbstverständnis des „Staatsbürgers in Uniform“ nachgegangen. Die Herausgeber beschäftigen sich dabei mit so komplizierten Themen wie dem Traditionsverständnis und dem Spannungsfeld von Demokratie und Armee. 224 S., geb. Art. 263418 € 29,90

DMZ**DMZ-Versand**Postfach 52 • 24236 Selenit
Tel. 0438/459700



die 40 Milliarden Euro, kein ordentliches Streitkräftegesetz formuliert, ist mindestens beschämend, für Partner in NATO und EU mitunter erschreckend. Führt man sich vor Augen, daß sich Aufstellung und Einsatz – nicht aber das Personalrecht! – der Bundeswehr in interpretationsoffenen Artikeln des Grundgesetzes, einigen Urteilen der höchsten Gerichte sowie ansonsten in Richtlinien, zum Beispiel dem Weißbuch, und Verwaltungsvorschriften unter der Schwelle von Gesetzen erschöpft, dann wird das ganze Dilemma deutlich. Das Bundesverfassungsgericht etwa wird hier als Ersatzgesetzgeber geradezu mißbraucht; die Politik stiehlt sich insgesamt aus ihrer Verantwortung. Und was soll das für eine Parlamentsarmee sein, in der das Parlament seinen Willen, wohin mit seiner Flotte und Truppe, nicht in die Form eines ordentlichen Gesetzes gegossen hat? Das Parlamentsbeteiligungsgesetz 2005 war ein Anfang, in Form und Inhalt jedoch völlig ineffizient. Kurzum: Übrig bleibt ein Stückwerk an unterschiedlichen Normen, das einem fundamentalen Prinzip des Rechtsstaates aus meiner Sicht nicht gerecht wird: nämlich der Gesetzmäßigkeit der Exekutive, zu der die Bundeswehr nun einmal zählt.

DMZ: Jüngsten Medienberichten zufolge plant Ursula von der Leyen den Aufbau einer Europa-Armee. Tatsächlich intensiviert sich die Zusammenarbeit der EU-Staaten auf militärischer Ebene immer weiter. Welche Rolle spielen nationale Traditionen in einer solchen Europa-Armee?

Kempf: Zur Lage ist zu sagen: Europa – sofern diese Realfiction einmal gestattet ist – wird nicht umhinkönnen, die militärischen Fähigkeiten der einzelnen Staaten anzugleichen und Kompetenzen auf strategischer Ebene zu bündeln. Auf absehbare Zeit ist kein Land der EU eine Bedrohung eines anderen. Alle Staaten stehen vor mehr oder

weniger gemeinsamen sicherheitspolitischen Herausforderungen. Dazu kommen steigende Kosten für die militärischen Apparate... womit ich insgesamt andeuten möchte: Innerhalb Europas gibt es gegenwärtig eine Art Schicksalsgemeinschaft, die auch militärischer Kooperation und Absprache bedarf. Jenseits dieser Realpolitik muß es aber immer eine postwendend durchsetzbare Exit-Strategie geben; zumindest für Staaten, die wie Deutschland in relevanter geopolitischer Position verortet sind. Und auch überginge das Konzept einer gemeinsamen europäischen Armee die Tatsache, daß es kein europäisches Volk, sondern nur europäische Völker gibt. Da der Soldat aber in erster Linie Diener seines Volkes, wenn man so sagen darf: dessen waffenfähige Gestalt ist, kann selbst in der gemeinsamen Auslandsverwendung etwa der französische Soldat niemals Kamerad sein – weder im rechtlichen noch im emotionalen oder ethischen Sinne. Das hat freilich unmittelbare Konsequenzen, so ich als Offizier keinem Mann befehlen darf, für einen ausländischen Soldaten Leib und Leben einzusetzen.

Springer: Es ist ohne jede Einschränkung festzustellen, daß derjenige, der anfängt, deutsche Soldaten auf etwas anderes als die Bundesrepublik Deutschland und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes zu vereidigen, politisch bekämpft werden muß. Ohne multinationale Zusammenarbeit unter Bündnispartnern jedoch kann Verteidigung auf absehbare Zeit nicht gedacht werden. Das ist eine politisch-praktische Notwendigkeit, der nationale Identitäten überhaupt nicht entgegenstehen.

DMZ: Herr Hauptmann Böcker, Herr Oberleutnant Springer, Herr Oberleutnant zur See Kempf, vielen Dank für das Gespräch!

„Marder“-Schützenpanzer auf dem Weg ins Manöver: „Ein soldatisches Ethos wird nicht einfach politisch bestimmt. Wir müssen das selber bauen.“





Nunmehr auf Ti

U-Boot-Personal und -Ausrüstung der

Die U-Boot-Waffe ist trotz hoher schmerzhafter Verluste die einzige deutsche Waffengattung der Wehrmacht gewesen, die bis zum Kriegsende einsatzfähig blieb. Das belegt ein Bericht der US-amerikanischen Admiralität, der nach Einstellung der Feindseligkeiten erstellt worden war: „Es darf nicht vergessen werden, daß die deutsche U-Boot-Waffe noch am Tag der Kapitulation eine gefährliche Kampfeinheit darstellte, organisiert, vervollkommen und bereit war, den Krieg fortzuführen.“ Und es dürfe nicht in Vergessenheit geraten, daß die U-Boot-Waffe bis zu jenem Tag gekämpft habe, an dem sie gezwungen war zu kapitulieren, weil es kein Deutschland mehr gab, das sie verteidigen konnte. Einer alten seemännischen Tradition folgend, versenkten U-Boot-Besatzungen eigenhändig über zweihundert ihrer Boote in deutschen Küstengewässern, um sie dem Zugriff der Siegermächte zu entziehen.

Die am 12. November 1955 – dem 200. Geburtstag des preußischen Generals Gerhard von Scharnhorst – erfolgte Gründung der Bundeswehr geschah unter der militärischen Führung und Verantwortung von zehntausenden aus der Wehrmacht übernommenen Offizieren und Unteroffizieren, deren Ausbildungsrichtlinien und Führungsprinzipien auf bewährten soldatischen Tugenden und zudem auf den gewonnenen militärischen Lehren und Erfahrungen beruhten.



Vizeadmiral Brinkmann bei der Indienststellung von U 36 im Jahr 2016: kein Wort von den vorangegangenen Booten mit demselben Namen

Grundlage für die neue Marine

Für die neue deutsche Führungsriege der Waffenträger im blauen Rock wurde ein beträchtlicher Kriegsmarinekadaver ehemaliger U-Boot-Fahrer mit Offizieren und Unteroffizieren „an Bord geholt“, darunter namhafte Ritterkreuzträger und U-Boot-Asse mit verliehenem Eichenlaub, die den Grundstock des neuen U-Boot-Wesens bildeten.

Von den zahlreichen Wehrmachtoffizieren seien hier nur einige genannt. Bereits im Herbst 1952 fand der ehemalige FdU (Führer der U-Boote) West, Korvettenkapitän Hans-Rudolf Rösing, eine Tätigkeit im Bonner Amt Blank, dem Vorläufer des Bundesverteidigungsministeriums. Er wurde Befehlshaber des Territorialkommandos Schleswig-Holstein und schied 1965 als Konteradmiral aus dem Dienst.

Zu den Altgedienten gehörte auch der Kommandant des Weltkriegsbootes U 81, Kapitänleutnant Friedrich Guggenberger, der außer 50.000 BRT Handelsschiffsraum im Mittelmeer auch den englischen Flugzeugträger „Ark Royal“ versenkt hatte, als hervorragender Truppenoffizier den Nachwuchs formte und 1972 als Konteradmiral in den verdienten Ruhestand ging.

Die beiden Kommandeure des aufgestellten Kommandos der Amphibischen Streitkräfte in Wilhelmshaven waren vom 1. November 1958 bis zum 31. März 1962 der Kom-



Bei Kriegsende war die U-Boot-Klasse XXI die modernste der Welt. Wenig verwunderlich, daß die Bundeswehr noch ein Boot mit dem Namen „Wilhelm Bauer“ in Dienst stellte.

efte geschickt

Kriegsmarine in der Bundeswehr

mandant des legendären U 99, Otto Kretschmer, und vom 1. April 1962 bis zum 30. September 1963 der Kommandant von U 57, U 552 und U 2513, Erich Topp, die beide zunächst zu Kapitänen zur See befördert wurden. Ihrem Kommando wurden bis Ende Oktober 1962 auch die ersten U-Boote der Bundesmarine unterstellt. Der mit Schwertern zum Ritterkreuz ausgezeichnete, spätere Flottillenadmiral Otto Kretschmer hatte mit U 99 44 Schiffe mit einem Gesamttonnageraum von 266.629 BRT versenkt und gilt als der „Tonnage-König“ der deutschen U-Boot-Waffe. Er entwickelte eine effiziente Angriffstaktik, indem er sein Boot von vorne in die alliierten Geleitzüge einsacken ließ, des Nachts zwischen den Dampferkolonnen auftauchte und seine Ziele ins Fadenkreuz nahm. Es spricht für ihn, daß er sich nach dem Kriege zunächst als Leiter der wehrpolitischen Abteilung der Arbeitsgemeinschaft demokratischer Kreise engagierte, ehe er, hochangesehen, von 1955 bis 1970 in der Bundesmarine wirkte. Von 1953 bis 1970 war er erster Präsident des neugegründeten Deutschen Marinebundes. Der ebenso mit Schwertern ausgezeichnete Topp war Chef der 27. U-Flottille in Gotenhafen gewesen und Leiter der Erprobungsgruppe

U-Boote, ehe er von 1958 bis 1969 seine Wiederverwendung bei der Bundesmarine fand. In seiner zweiten Karriere gehörte er zunächst zum Stab des DMV (Deutschen Militärischen Vertreters) bei der NATO in Washington, in die Westdeutschland am 8. Mai 1955 aufgenommen worden war, bevor er den amphibischen Streitkräften vorstand. Schließlich diente er als Stellvertretender Inspekteur und Chef des Stabes Marine im Verteidigungsministerium.

Zum ersten Inspekteur an der Spitze der Bundesmarine wurde am 1. März 1956 Vizeadmiral Friedrich Ruge berufen. Er war von November 1944 bis Kriegsende Leiter des Konstruktionsamtes im OKM (Oberkommando der Marine) gewesen und war vorrangig zur Vorbereitung und Schaffung der neuen deutschen Seestreitkräfte herangezogen worden.

Zu den Altgedienten gehörte auch der Kommandant von U 46, U 101, U 650, U 267 und U 2524 Ernst von Witzendorf, zuletzt Kompaniechef des Wachbataillon Musterseeeoffizier bester Schule, Kapitän des Segelschulschiffes der Bundesmarine „Gorch Fock“ die Kadetten-Ausbil-

U 1 in See: Das erste neugebaute U-Boot der Bundesmarine wurde vom U-Boot-As Kretschmer in Dienst gestellt und übernahm die Tradition von dessen Boot aus dem Krieg.





Nicht nur die Ausrüstung, auch das Personal war kriegserprobt: links der Kommandant der „Wilhelm Bauer“, Kapitänleutnant Voss, daneben sein Leitender Ingenieur Stritzel.

derung anvertraut wurde. Gleichfalls wurde der kriegsgediente Offizier Burkhard Hackländer – vormaliger Kommandant von U 454 – Kapitän des Schulschiffes „Deutschland“, das unter seiner Führung als größtes Schiff der jungen Bundesmarine der Ausbildung der Offiziersanwärter und Unteroffiziere diente. Beide wirkten aufgrund ihrer Persönlichkeit und Erfahrung prägend auf die Erziehung des neuen Offiziers- und Mannschaftsnachwuchses ein.

Wiederindienststellung

Der Anfang des Neuaufbaus der U-Boot-Flotte begann mit der Wiederinstandsetzung der in den letzten Kriegstagen in



1956 wurde das ehemalige U-Boot U 2365 im Kattegat gehoben und bei den Kieler Howaldtswerken instandgesetzt, bevor es als „U-Hai“ zur Marine kam.

der Ostsee selbstversenkten und 1956 im Kattegat bei Anholt und vor der Schleimündung gehobenen kleinen Weltkriegs-Küsten-U-Boote U 2365 und U 2367. Die damals noch sehr modernen Typ-XXIII-Boote mit einer Verdrängung von 233 t entsprachen dem „Accord Spezial“ der Pariser Verträge vom 23. Oktober 1954, mit dem der Bundesmarine lediglich U-Boote bis 350 Tonnen zur Verteidigung der Ostseezugänge zugestanden worden waren. Sie wurden Mitte August 1957 als Schulboote „U-Hai“ und „U-Hecht“ wieder in Dienst gestellt. Selbst diese nur zwei U-Boote im Westentaschenformat aus Dönitz' furchterregenden Wolfsrudeln riefen im Ausland offene Ressentiments hervor. Die New



Bis in die 1980er Jahre hinein prägten ehemalige Wehrmachtoffiziere den Charakter und das Selbstverständnis der Bundesmarine.



York Times titelte am 16. August 1957: „Refloated Nazi U-Boats Put Into Operation at Kiel“ – „Wieder flottgemachte Nazi-U-Boote in Kiel in Dienst gestellt“.

Mit der Hebung des von seiner Besatzung bei Kriegsende in der Geltinger Bucht selbstversenkten 1.610 t großen, hochmodernen Typ-XXI-Bootes U 2540 konnte, obwohl der Bundesmarine Tonnagebeschränkungen auferlegt waren, ein weiteres U-Boot mit Sondererlaubnis der Westeuropäischen Union 1960 als „Wilhelm Bauer“ in den Dienst gestellt werden, das nach entsprechenden Umbauten als Schul- und Erprobungsboot bis 1982 genutzt wurde. Offiziere und Bootsmänner der drei Boote stammten vorwiegend aus der alten U-Boot-Waffe. Auf „U-Hai“ fuhr als Obermaschinist sogar ein ehemaliges Besatzungsmitglied von U 99, das unter Kapitänleutnant Kretschmer gedient hatte. Und der erste Kommandant der „Wilhelm Bauer“, Kapitänleutnant Voss, war Wachoffizier auf U 108 unter Korvettenkapitän Klaus Scholtz gewesen. Erster Kommandeur der U-Boot-Lehrgruppe wurde der mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete Nordmeerkommandant von U 255 und Admiralstabsoffizier beim Führer der U-Boote Nord Reinhart Reche. Die Grundlagen für den deutschen U-Boot-Neubau nach dem Krieg schufen zwei darin erfahrene Ingenieure der Kriegsmarine, die damals in führenden Stellungen an der U-Boot-Entwicklung neuer Typen beteiligt gewesen waren: Marinebaurat Christoph Aschmoneit aus dem Hauptamt Kriegsschiffbau und der ehemalige Leitende Ingenieur von U 564 und Hauptabteilungsleiter im U-Boot-Konstruktionsbüro „Glückauf“ in Blankenburg am Harz Professor Ulrich Gabler. Ihre Entwürfe zur dritten U-Boot-Generation erfolgten in Anlehnung an den Typ XXIII. Das von Gabler gegründeten IKL (Ingenieurkontor Lübeck) fiel 1994 der Kieler Howaldtswerke-Deutsche Werft AG zu, die dem deutschen U-Boot-Bau Weltgeltung verschafft hatte.

Am 21. Oktober 1963 hielt Kapitän z.S. Kretschmer für das nach einjähriger Bauzeit bei den Kieler Howaldtswerken aufgeschwommene, 350 t große U 1 die Taufrede. Damit hatte der Zulauf der Neubauten für die Bundesmarine begonnen. Mit Kapitän z.S. Hugo Baldus, der zehn Jahre lang bis Ende September 1980 die U-Flottille geleitet hatte, verließ einer der letzten im Kriege gedienten U-Boot-Leute die Bundesmarine.

Keine ideelle Unterstützung

Ende der 1990er Jahre bemühte sich der Verfasser dieses Berichtes um die Errichtung eines Deutschen U-Boot-Museums im U-Boot-Stützpunkt Eckernförde, das alle U-Boot-Generationen einschließen sollte. Das Flottenkommando in Glücksburg ließ dazu über die Regionalpresse verlautbaren: „Keine ideelle Unterstützung durch die Marine!“ Inzwischen hat auch bei der Deutschen Marine ein Bildersturm eingesetzt. Während 1970 an den Flurwänden der ULG (U-Boot-Lehrgruppe) in Neustadt in Holstein kleingerahmte Erinnerungsfotos aus früheren U-Boot-Fahrer-Tagen anzusehen waren, verschwinden nunmehr selbst in den Klubräumen der U-Boot-Kameradschaften alte zeitgenössische Bilder. Bezeichnenderweise gewährte das Verteidigungsministerium seinem ehemaligen eigenen Admiral und ehemals erfolgreichen, weltweit geachteten U-Boot-Kommandanten Otto Kretschmer 1998 keinen Nachruf. Im Gegensatz dazu würdigte die britische Admira-



Foto: Bundesarchiv Bild 134-C1801

Der Schwererträger Otto Kretschmer nahm bei der Bundesmarine eine zentrale Rolle ein. Nach seinem Tod ließ die Bundeswehr allerdings nicht einmal einen Nachruf drucken.

lität ausdrücklich Mut und Scharfsinn sowie das tadellose Verhalten ihres einstigen Kriegsgegners, und das millionenstarke Blatt *The Daily Telegraph* widmete ihm einen beachtenswerten mehrspaltigen Nachruf.

Infolge der sich bildenden pluralistischen Gesellschaft erging am 20. September 1982 die Richtlinie zum Traditionsverständnis und zur Traditionspflege in der Bundeswehr, die den Erlass von Juli 1965 ablöste und Verbote aufweist, die sich auf die ehemalige Wehrmacht beziehen.

Das inzwischen vom neuen geistigen Klima beseelte Bundesverteidigungsministerium ist seit nahezu zwei Jahrzehnten damit beschäftigt, die offenbar strikt „gebotene Distanz zur ehemaligen Wehrmacht“ zu manifestieren – und sich ebenfalls auch von allen Bindegliedern zur U-Boot-Vergangenheit zu distanzieren. Der gegenwärtige ziemlich geschichtsvergessene und mit Vorurteilen überladene Zeitgeist der politischen Korrektheit scheute auch nicht vor den weltkriegsgedienten und wiederverwendeten honorigen U-Boot-Veteranen zurück. Während der Periode des Kalten Krieges, als es galt, die sowjetisch-imperialistische Rote Flot-



Auch ein U-Boot der Klasse XXI sollte die Bundesmarine in Dienst stellen. Hier ist U 2540 nach der Bergung in Kiel zu sehen.

te in Schach zu halten, gehörten die befähigten, in die höchsten Ränge der Marine und der Stäbe der NATO berufenen ehemaligen Weltkriegs-U-Boot-Offiziere mit anderen hochdekorierten Marineveteranen zum unverzichtbaren Rückgrat des westlichen Verteidigungsbündnisses. Für Generationen neuer, von ihnen direkt und indirekt bis in die 1970er Jahre ausgebildeter und geformter U-Boot-Fahrer waren sie Vorbild und in ihrem Handeln und kameradschaftlichen Auftreten richtungsweisend. Nach dem Ausscheiden der letzten Ritterkreuzträger und dem Fall des Eisernen Vorhanges 1989 sieht die sich alsdann etablierende Deutsche Marine alle Vorzeige- und Gründungssoldaten der vorangegangenen Bundesmarine als Altlast an, die es mit aller Macht in die Tiefe der U-Boot-Geschichte zu schicken gilt.

Zudem hat sich das Aufgabenspektrum der deutschen U-Boote verändert. Die gegenwärtigen sechs modernen U-Boote der Klasse 212 A dienen nicht der klassischen Verteidigung der Ostseeausgänge und des Nordflankenraumes, sondern gelangen im internationalen Einsatz gegen den Terrorismus als „Expeditionsmarine“ an die Küsten Afrikas.

Tabubruch oder Bruch mit der Tradition?

Heutige Stabsoffiziere der Deutschen Marine fürchten die Traditionsfrage gleichsam wie der Beelzebub das Weihwasser. Im Vorfeld zu den Feierlichkeiten für die Veranstaltungen zur Feier „100 Jahre deutsche U-Boote“ im Jahre 2007 hatte die Marineführung in einem mehrseitigen internen „Erlass“ Verhaltensmaßregelungen festgezurr, unter anderem, daß Erfolge deutscher U-Boote zu verschweigen seien, Dönitz nicht erwähnt werden dürfe, aber Verluste und

Opfer auf der gegnerischen Seite besonders zu thematisieren und herauszustellen seien und dergleichen mehr. Entsprechend verhielten sich dann auch die neuzeitlichen Führungschergen der Marine.

Bei der Taufe des neuen mit Brennstoffzellen ausgestatteten Bootes U 35 am feuchtkalten Novembertag 2011 vor der Bauhalle der HDW-Werft in Kiel gab es entsprechend ausgerichtete Reden vom Inspekteur der Marine Vizeadmiral Axel Schimpf, vom Staatssekretär Thomas Kassendey, vom Werftvorstand und vom Oberbürgermeister der Stadt Kiel Torsten Albigh. Der Werftvorsteher erwähnte lediglich, daß es bereits zwei Boote gleichen Namens gegeben habe, aber die anderen Redner verloren darüber kein Wort. Das Musikkorps intonierte die Nationalhymne. Einige auf der Ehrentribüne erhoben sich, nur wenigen Taufgästen fiel es ein, mitzusingen. Andere empfanden Scham vor den ausländischen Gästen, unter denen vier italienische Admirale weilten, die einen anderen Ritus gewohnt sind.

Die Deutsche Marine stellte am 10. Oktober 2016 mit U 36 ihr modernstes und vorerst letztes U-Boot in den Dienst. In seiner Festansprache wies Vizeadmiral Rainer Brinkmann vor den Anwesenden auf die U-Boot-Insassen vergangener Zeit hin, wie es der Nachwelt im fiktionalen Spielfilm *Das Boot* vermittelt worden sei.

Anstelle der Erwähnung tradierter deutscher U-Boot-Geschichte – sprich: Fakten – mußten unauthentische Bilder erhalten. In seiner bemerkenswerten „Vergangenheitsbewältigung“ bezog Brinkmann sich einzig auf die Filmversion, vermied es dagegen im Sinne jener von der neuzeitlichen Deutschen Marine verfügten Political-Correctness-Einstellung, auf die geschichtliche Traditionslinie mit U 36 der kaiserlichen Marine und dem gleichnamigen Vorgängerboot der Kriegsmarine einzugehen. Mit Hinblick auf den rund 500 Millionen Euro teuren neuen „Stolz der Marine“ gipfelte sein in euphorischer Feierlaune abgegebenes Statement darin, „Heizer Johann und seine klappernden Ventile“ seien „endgültig passé“, dabei genüßlich jene vom Filmstreifen geprägten Bilder von verschwitzten, übernachtigten Gestalten mit strähnigen Haaren, rotgeränderten, bängen Augen und irrem Blick von ehemaligen U-Boot-Fahrern ausmalend.

„Zombies sehen so aus!“ verstieg sich der Admiral beifallheischend, seines Zeichens Stellvertretender Inspekteur der Marine und Befehlshaber der Flotte und Unterstützungskräfte.

Unverkennbar fiel ihm nichts Weiteres ein zu jener ihm vorangegangenen U-Boot-Fahrer-Generation, die einst auf gefährvoller See ihre Haut zu Markte getragen hat, im redlichen Glauben, damit Schlimmes von Deutschland abwenden zu können, und die danach maßgebend am Wiederaufstehen der deutschen Marine beteiligt war.

Daß ohne die kriegsgedienten U-Boot-Männer die Bundesmarine nicht hätte aufgebaut werden können, erwähnte er nicht. In der nun so genannten Deutschen Marine will man diesen für ihre eigene Existenz unverzichtbaren Traditionsstrang offensichtlich am liebsten vergessen machen. □

ECKARD WETZEL

Alle nicht anders gekennzeichneten Bilder des Artikels entstammen dem Archiv des Verfassers.

Fachzeitschrift über die Waffen-SS

Überall in
Deutschland, Österreich,
der Schweiz, Luxemburg und
Südtirol im Zeitschriftenhandel



Alles Wissenswerte über die Waffen-SS
finden Sie alle 2 Monate in **DMZ ZEITGESCHICHTE**:

- Verbände
- Führende Köpfe
- Bewaffnung und Uniformierung
- Auszeichnungen
- Kriegsschauplätze
- Nachkriegsschicksale

Informationen über die Waffen-SS gibt es weder im Geschichtsunterricht der Schule noch in Zeitungen oder im Fernsehen. Lediglich das ZDF erweckt den Anschein, in seinen sogenannten Dokumentationen unter der Leitung von Guido Knopp über Geschichte zu informieren. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus: Es handelt sich dabei um blanke Desinformation. Dem stellen wir uns mit **DMZ ZEITGESCHICHTE** entgegen. Diese neue Zeitschrift wendet sich vertieft einer militärischen Eliteeinheit zu, die im Streit der Meinungen hart umkämpft ist. Die Vokabeln reichen von „verbrecherisch“ (Nürnberger Tribunal) bis zu „Soldaten wie andere auch“ (Konrad Adenauer). **DMZ ZEITGESCHICHTE** will sich dieser Diskussion stellen: Mit gut recherchierten Fakten wird über die Waffen-SS und ihre Verbände auf-

geklärt und informiert. Nüchtern, sachlich, historisch einwandfrei. Alle Beiträge sind reich bebildert, die Texte beruhen auf Erlebnisberichten ehemaliger Soldaten und berücksichtigen jüngste Forschungserkenntnisse. 68 S., A4. Eine geballte Ladung an Informationen für nur € 46,80 im Jahr!

Wenn Sie noch heute eine Abonnement-Bestellung tätigen, werden Sie **DMZ ZEITGESCHICHTE** künftig alle zwei Monate druckfrisch in Ihrem Briefkasten finden.

Und um Ihnen die Entscheidung zu erleichtern, gibt es noch zwei attraktive Geschenke für Sie:

- Das Buch „Germanische Freiwillige“ des dänischen SS-Freiwilligen Henry Pedersen im Wert von € 19,95 erhalten Sie als kostenlose Werbeprämie.
- Zusätzlich als kostenloses Geschenk erhalten Sie die legendäre DMZ-Sonderausgabe „Die Waffen-SS“ im Wert von € 9,80.



DMZ

ZEITGESCHICHTE

☐ Ja, ich möchte **DMZ ZEITGESCHICHTE** abonnieren
(6 Hefte jährlich, inkl. Versandkosten)

Inland: Normal-Abo € 46,80 • Schüler- und Studenten-Abo € 39,60 (Kopie des Schüler- oder Studenten-Ausweises mitsenden) • Kombi-Abo (bei gleichzeitigem Bezug der DMZ): € 44,70 • Förder-Abo: € 53,70
Ausland: Normal-Abo € 57,- • Schüler- und Studenten-Abo € 49,80 • Kombi-Abo: € 54,60 • Förder-Abo: € 64,50.

☐ Bitte schicken Sie mir als **kostenlose** Werbeprämie:
– Pedersen, „Germanische Freiwillige“ (Wert € 19,95) und
– DMZ-Sonderheft „Waffen-SS“ (Wert € 9,80)

☐ Abonnement per Rechnung

☒ Gewünschtes
bitte ankreuzen

geb.

Vorname

Name

Tel./E-Post

Straße

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

☐ per Einzugsermächtigung

Einzugsermächtigung

Hiermit ermächtige ich den Verlag, meine Abonnementgebühren ab sofort bis auf Widerruf von nachstehend bezeichnetem Konto abzubuchen.

Bank/Ort

IBAN

BIC

Kontoinhaber

Datum, Unterschrift

Verlag Deutsche Militärzeitschrift • Postfach 52 • D-24236 Selent

Tel.: 04384/59 70-0 • Fax: 04384/59 70-40

E-Post: verlag@deutschemilitaerzeitschrift.de



Der Ehrgeizige

Bereits in der **Luftschlacht** um **England 1940** errang **Johannes Steinhoff** erste Lorbeeren. Bei **Kriegsende** war der Oberst Träger des **Ritterkreuzes** mit **Eichenlaub und Schwertern**. Ein **Unfall** mit dem Strahljäger **Me 262** entstellte den **Soldaten** und fesselte ihn fast **zwei Jahre** lang ans **Bett**. In der **Bundeswehr** inszenierte sich der ambitionierte Steinhoff als **Problemlöser**.

Der Sommer 1966 brachte der Bundeswehr die bis dahin schwerste Krise in ihrer Geschichte. Für die deutsche Luftwaffe verging fast keine Woche, in der nicht der Verlust eines „Starfighters“ gemeldet werden mußte. Luftwaffeninspekteur Werner Panitzki trat schließlich wegen ihm vorenthaltener Kompetenzen zurück – und wenige Tage später reichten auch Generalinspekteur Heinz Trettner und Generalmajor Günther Pape, ebenfalls wegen Kompetenzstreitigkeiten mit der politischen Bundeswehr-Führung, ihren Abschied ein. Die Spannungen drohten sich zu einer Regierungskrise auszuweiten. In dieser brisanten Lage wurde General Johannes Steinhoff aus Frankreich nach Bonn geholt, um die „Starfighter“-Krise zu meistern.

Johannes Steinhoff war am 15. September 1913 in Botten-dorf an der Unstrut als Sohn eines wohlhabenden Mühlenbesitzers geboren worden. An der Klosterschule Roßleben, die auch der spätere Vier-Sterne-General Johann Adolf Graf von Kielmansegg besucht hatte, bestand Steinhoff 1932 seine Reifeprüfung. Er wollte Sportlehrer werden. Als Korporationsstudent an der Universität Jena belegte er die Fächer Germanistik und Sport. 1934 bestand er sein Examen als Diplom-Sportlehrer. Im selben Jahr entschloß er sich, als Offiziersanwärter (Crew 34) in die Reichsmarine einzutreten. 1936 wechselte der begeisterte Segelflieger und Oberfähnrich zur See als Leutnant zu der im Aufbau befindlichen Luftwaffe.

Erste Luftsiege

Bei Kriegsbeginn führte Oberleutnant Steinhoff die erste Nachtjagdstaffel der Luftwaffe, doch schon im Mai 1940 wurde er zum Jagdgeschwader (JG) 52 versetzt, in dem er während der Luftschlacht um England erste Luftsiege errang. Kontinuierlich steigerte der Staffelführer, dessen Geschwader seit Beginn des Rußlandfeldzuges an der Ostfront kämpfte, die Zahl der abgeschossenen gegnerischen Flugzeuge. Nach 35 Luftsiegen wurde Steinhoff am 30. August 1941 mit dem Ritterkreuz geehrt. Gut ein Jahr später hatte sich die Zahl seiner Ab-

Seit Sommer 1941 an der Ostfront eingesetzt, steigerte Steinhoff seine Abschlußzahlen kontinuierlich.

schüsse auf 100 erhöht, und Steinhoff, mittlerweile Hauptmann und Gruppenkommandeur, erhielt das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Als 29-jähriger Major wurde er Ende März 1943 Kommodore des in Nordafrika kämpfenden Jagdgeschwaders 77. Als zwei Monate später das deutsche Afrikakorps kapitulieren mußte, rettete Steinhoff seinen Verband nach Sizilien, von wo aus er weiter versuchte, den erdrückend überlegenden alliierten Luftstreitkräften Paroli zu bieten. Mit dem Mut der Verzweiflung versuchten die Jagdflieger ihr letztes zu geben und erzielten nicht zu unterschätzende Erfolge. So unbarmherzig der Kampf auch tobte, so ritterlich blieb Steinhoffs Handeln. Als Oberstleutnant wurden ihm am 28. Juli 1944 die Schwerter zum Ritterkreuz verliehen. Im Dezember wurde Steinhoff Kommodore des ersten mit der Me 262 ausgerüsteten Düsenjägerschwaders der Welt.



Steinhoff (hier als Oberstleutnant) wurde als 82. Soldat der Wehrmacht mit den Schwertern ausgezeichnet. Den Krieg beendete er als Oberst.



Steinhoff, Kohl, Reagan und Matthew Ridgway (v.l.n.r.) bei der Gedenkfeier auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg 1985: Die Veranstaltung wurde zum Skandal, da auch Soldaten der Waffen-SS dort begraben liegen.

Gemeinsam mit anderen erfolgreichen Jagdfliegeroffizieren, darunter den späteren Bundeswehr-Generalen Johannes Trautloft und Gustav Rödel, bot er am 19. Januar 1945 dem Luftwaffen-Oberbefehlshaber Hermann Göring die Stirn, nachdem sie ihn zuvor mit einem Memorandum über Führungsschwächen, organisatorische und technische Mißstände in der Luftwaffe konfrontiert hatten. Göring forderte von den Jagdfliegern Unmögliches und hatte ihnen Feigheit vorgeworfen. Wie alle an diesem Disput beteiligten Kommodores wurde auch Steinhoff seines Postens enthoben. Er wurde Einsatzchef des staffelgroßen Jagdverbandes 44 unter dem ebenfalls in Ungnade gefallenen Generalleutnant Adolf Galland. Der 31 Jahre alte Oberst Steinhoff, der selbst zwölfmal abgeschossen worden war, hatte in 993 Einsätzen 176 anerkannte Siege in Luftkämpfen erzielt und gehörte damit zu den erfolgreichsten Jagdfliegern überhaupt. Als er am 18. April 1945 in München-Riem zusammen mit Galland und Walter Krupinski, dem späteren Bundeswehr-Generalleutnant, neuerlich zum Einsatz starten wollte, verlor seine Me 262 das linke Fahrgestell, geriet ins Schleudern und prallte aus etwa 150 Metern Höhe gegen eine Straßenböschung. Lebensgefährliche Verbrennungen entstellten Steinhoffs Gesicht bis zur Unkenntlichkeit.

Gezeichnet bis ans Lebensende

Zwei Jahre lang lag Steinhoff in Lazaretten, und die Ärzte versuchten in mehr als 70 Operationen, sein Gesicht wiederherzustellen. Von 1948 an arbeitete er im Keramikhandwerk und später in einer Werbeagentur. Von 1952 an befaßte sich der kriegsversehrte Oberst im Amt Blank mit der Konzeption einer neuen deutschen Luftwaffe und nahm als

Delegationsmitglied an den EVG-Verhandlungen in Paris teil. Steinhoff, dem ein äußerst robustes Selbstvertrauen nachgesagt wurde und der bisweilen als arrogant galt, tat sich schwer, sich dem einstigen Generalstabs-Oberstleutnant und nunmehrigen Leiter der Luftwaffen-Abteilung Werner Panitzki unterzuordnen. Er unternahm einiges, um Panitzkis Autorität zu untergraben. So gab Steinhoff offensichtlich ohne Abstimmung mit Panitzki einer Reihe ihm gewogener ehemaliger Offiziere mündliche Einstellungszusagen. Bei der Frage der künftigen Flugzeugbeschaffung vermengte er sachliche Argumente mit privaten Beziehungen und offenbar eigennützigen Interessen. Steinhoff, dessen brennender Ehrgeiz vielen Kameraden suspekt war, versuchte mit gezielten Indiskretionen, die Fachpresse in seinem Sinne zu beeinflussen, nachdem er sich im Amt Blank mit dem Eintreten für die veraltete Saab „Safir“ isoliert hatte. Mit Steinhoff betrat ein Offizier die Bühne, der als einer der wenigen Soldaten frühzeitig die Bedeutung eines geschickten Umgangs mit der politischen Öffentlichkeit verstand. Er plante systematisch seine Karriere.

Steinhoff plante systematisch seine Karriere.

Im Kameradenkreis brachen aus Kriegszeiten stammende Animositäten auf. Es kursierten

Gerüchte über Steinhoffs Verhalten während seiner Einsatzzeit in Italien. Zudem gab es Fragwürdiges im Zusammenhang mit Versorgungsangelegenheiten nach 1945. Vorbehalte hatte auch der Personalgutachterausschuß, der alle Offiziere vom Oberst an aufwärts auf ihre Eignung als militärische Vorgesetzte prüfte. Erst nach einigem Hin und Her wurde Steinhoffs Einstellung in die Bundeswehr unter der Hauptbedingung akzeptiert, daß er bei der Luftwaffe keinen fliegenden Verband mehr führt.

Höchster Soldat der Luftwaffe

Nach der offiziellen Gründung der Bundeswehr leitete der reaktivierte Oberst die für Führungs- und Ausbildungsfragen zuständige Luftwaffenabteilung im Verteidigungsministerium. 1958 zum Brigadegeneral befördert, vertrat er von 1960 bis 1963 die Bundesrepublik Deutschland im NATO-Militärausschuß in Washington und war damit zugleich zu einem einflußreichen Berater des deutschen Militärausschuß-Vorsitzenden, General Adolf Heusinger, geworden. Für 16 Monate führte Generalmajor Steinhoff dann die 4. Luftwaffendivision in Aurich, der die Luftverteidigung Norddeutschlands oblag. Im April 1965 zum Gene-



rallentant befördert, übernahm er im Mai als erster Deutscher den Posten des Stabschefs der aus sieben NATO-Staaten bestehenden Alliierten Luftstreitkräfte Europa-Mitte im französischen Fontainebleau. Steinhoff war damit gleichzeitig Stellvertreter aller NATO-Luftstreitkräfte zwischen dem Nordkap und Sizilien.

Als Mitte 1966 die „Starfighter“-Krise ihren Höhepunkt erreichte, erwartete der damalige Minister Kai-Uwe von Hassel, daß Steinhoff diese meistern würde. Steinhoff machte keinen Hehl daraus, daß „die Arbeitsweise des Ministeriums mit seinen vielen Zuständigkeiten häufig schnelle Entscheidungen erschwert“. Gerade aber diese benötigte die in Bedrängnis geratene Luftwaffe. Der Generalleutnant erbat sich von Minister Hassel zehn Tage Bedenkzeit, stellte Bedingungen. Dann übernahm er den „Schleudersitz“ des Luftwaffeninspektors von seinem einstigen Widersacher Panitzki.

Johannes Steinhoff, der vier Sprachen fließend sprach, war ein unpathetischer Offizier, der als begeisterter Pilot gleichermaßen technisch versiert wie organisatorisch begabt war und bewiesen hatte, daß er auch ohne Generalstabsausbildung große Stäbe führen konnte. Der hochgewachsene,

temperamentvolle General mit dem unbeugsamen Optimismus galt als ideenreich, hart gegen sich und andere und als Feind von Halbheiten. Gelassenheit und Geradlinigkeit zeichneten diesen sensiblen Intellektuellen aus, der auch auf das Risiko hin, unbequem zu erscheinen, die Mißstände schonungslos beim Namen nannte.

Krisenbewältiger

Nachdem er vor seiner Amtsübernahme Minister von Hassel ein Konzept zur Überwindung der Krise vorgelegt hatte, befahl Steinhoff sofort die Aufhebung der einschneidenden Beschränkungen der Tief- und Nachtflugverbote, verfügte zahlreiche Sicherheitserlasse, schließlich gab der General, der selbst den „Starfighter“ flog, die Parole aus: „Fliegen, fliegen, immer mehr fliegen!“ Hassel, den in tragischer Verkettung einige Jahre später das gleiche Schicksal vieler Pilotenfamilien treffen sollte, als sein einziger Sohn mit einem „Starfighter“ tödlich abstürzte, hatte sogar kurzfristig Startverbot erteilt. Steinhoff indes befahl die Aufhebung dieser Regelungen, um den Piloten mehr Sicherheit beim Fliegen zu geben und so die Unfallquote zu senken. Gleichzeitig ordnete er für die Wartung und Technik auf den Fliegerhorsten ein modernes Industriemanagement an. Und in der Tat, die Abstürze gingen drastisch zurück. Steinhoff verstand sich als Manager eines „Superkonzerns für Landesverteidigung“. Orden an der Uniform, sture Formalausbildung, Gedanken über Offiziersdolche hielt er für „Krampf“. Ihm ging es ausschließlich um Funktionalität. In seiner mehr als vierjährigen Inspektorszeit nutzte der Generalleutnant seine Möglichkeiten optimal und formte die Luftwaffe nachhaltig. Am 31. Dezember 1970 übergab er sein Amt an Generalleutnant Günther Rall, ebenfalls ein ehemaliger Schwerterträger der Wehrmacht.

Hoher NATO-Offizier

Steinhoff wurde in Anerkennung seiner Verdienste am 1. Januar 1971 zum Vier-Sterne-General befördert und übernahm für drei Jahre bis zu seiner Pensionierung am 31. März 1974 den Vorsitz des NATO-Militärausschusses in Brüssel. Er war damit ranghöchster Militär im Bündnis. Für einige Zeit betätigte sich der als Maler und Schriftsteller – seine Bücher *Die Straße von Messina*, *In letzter Stunde* und *Wohin treibt die NATO?* standen monatelang auf den Bestsellerlisten – hervortretende General a.D. noch im Aufsichtsrat des Luftfahrtunternehmens Dornier. In das Licht der Öffentlichkeit trat Steinhoff nochmals am 5. April 1985: Er begleitete beim Staatsbesuch des amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan Bundeskanzler Helmut Kohl zur Versöhnungsfeier auf dem Soldatenfriedhof Bitburg. 1988 leitete der geistig agile pensionierte General, der im Reitsport einen körperlichen Ausgleich fand, nach dem Ramstein-Flugschau-Unglück eine Kommission zum Thema Tiefflug. General a.D. Johannes Steinhoff verstarb 80jährig am 21. Februar 1994 in Wachtberg-Pech bei Bonn. In der Bundeswehr wurde sein Andenken durch die Namensgebung einer Kaserne in Berlin-Gatow und den Traditionsnamen „Steinhoff“ für das Jagdgeschwader 73 im mecklenburgischen Laage gewahrt. □



Foto: wikimedia/Bundesarchiv, Bild 146-1997-041-03/CC-BY-SA 3.0

Steinhoff als „Vier-Sterne“-General. Ab 1974 war er der Vorsitzende des NATO-Militärausschusses.

CLEMENS RANGE



Elite gestern

Brigadegeneral a.D. Reinhard Günzel über

Die besondere Einsatzstärke der KSK-Soldaten gründet nicht zuletzt in ihrem Zusammenhalt als eingeschworene Gemeinschaft – dem „Korpsgeist“. Dieser Korpsgeist muß sich ebenfalls gegen schwere politische Widerstände durchsetzen, denn seit Jahrzehnten wird in der Bundeswehr peinlich genau darauf geachtet, daß er unterdrückt wird. Korpsgeist fußt vor allem auf Traditionsbewußtsein. Immer wieder hat man die alten traditionsreichen Verbände aufgelöst und umstrukturiert. Damit wurden Traditionsstränge sowie eine feste Bindung erfolgreich verhindert, Kasernenumbenennungen spielen hierbei ebenfalls eine große Rolle. Im Ausland ist das völlig anders.

Eingeschworene Gemeinschaft

Ein Vorbild in Sachen Korpsgeist ist die britische Armee. Dort ist es selbstverständlich, daß der britische Soldat „für seinen Kameraden, für seinen Vorgesetzten und für sein Re-

giment“ kämpft. Ein solches Bewußtsein für die eigene Einheit – das Korps – ist in der Bundeswehr kaum noch vorhanden. Dabei gibt dieses Bewußtsein dem Soldaten Halt und Richtung. Es ist – salopp gesagt – das geistige Korsett des bewaffneten Mannes. Die Tradition ist geradezu lebenswichtig für eine militärische Einheit. Wer nicht weiß, wo er herkommt und wer seine Vorväter sind, schwankt wie ein Schilfrohr im Wind. Dies gilt auch für die Bundeswehr. Sie ist allen Strömungen des Zeitgeistes schutzlos ausgesetzt, jeder Beliebigkeit werden soldatische Tugenden geopfert. Der offizielle Traditionserlaß des Bundesverteidigungsministeriums von 1982 ist alles andere als befriedigend, denn er läßt lediglich die Verschwörer des 20. Juli, die preußischen Heeresreformer und die eigene Bundeswehrtradition als offizielle Bindeglieder in die Vergangenheit zu. Das ist mehr als dürftig. Die Geschichte der Bundeswehr, die es erst seit wenigen Jahrzehnten gibt, als „Traditionsstrang“ zu bezeich-

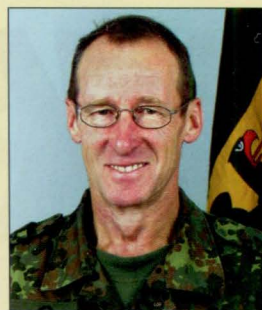
*KSK-Soldaten
beim Manöver*



Foto: Bundeswehr/PZ Heer



und heute



die Wurzeln des KSK in der Wehrmacht

nen, ist ein beispielloser Euphemismus. Ein halbes Jahrhundert Bundeswehr ist keine Tradition, sondern eher eine kleine Firmengeschichte.

Traditionsstrang: „Brandenburger“ und KSK

Bei der Traditionsfrage ist das KSK mit einer besonderen Schwierigkeit konfrontiert. Einerseits braucht es eine feste geistig-historische Grundlage, andererseits wird ihm diese von offizieller Seite verweigert. Anfangs gab es noch intensive Kontakte zum „Kameradenhilfswerk der 78. Sturm- und Infanteriedivision“ der Wehrmacht. Das KSK hatte im Sommer 1996 die Patenschaft übernommen. Die 78. Sturm- und Infanteriedivision war die einzige Sturmdivision der Wehrmacht. Nach den strengen Verbotserlassen des Bundesverteidigungsministeriums noch unter Volker Rühle (CDU)

wurde dieser Kontakt offiziell eingestellt. Traditionsstuben wurden regelrecht ausgeräumt, Vertreter der Veteranenverbände mit Hausverboten in den Kasernen belegt. Dennoch: Freundschaften lassen sich nicht einfach per Erlaß verbieten.

Die Kommandosoldaten des KSK wissen genau, wo ihre Wurzeln liegen. Die Einsätze der „Brandenburger“, der Vorläufer sowohl der GSG 9 als auch des KSK, gelten in der Truppe als geradezu legendär. Die Operationen der Division „Brandenburg“ sind Lehrbeispiele erfolgreicher Kommandoeinsätze. □

REINHARD GÜNZEL

Der Text wurde mit freundlicher Genehmigung des Verlags aus dem Buch *Geheime Krieger* entnommen.

Drei deutsche Eliteeinheiten im Bild

Reinhard
Günzel

Wilhelm
Walther

Ulrich K.
Wegener

Geheime Krieger

Drei deutsche Kommandoverbände im Bild



KSK



Brandenburger



GSG 9

Pour le Mérite

Reinhard Günzel/Wilhelm
Walther/Ulrich K. Wegener

Geheime Krieger

Drei deutsche Kommandoverbände im Bild.

KSK – Brandenburger – GSG 9

Die „Brandenburger“ im Zweiten Weltkrieg waren ihr Vorbild, bekennen freimütig die ehemaligen Kommandeure der Eliteeinheiten Grenzschutzgruppe 9 (GSG 9) und Kommando Spezialkräfte (KSK) Wegener und Günzel. Bei Entstehen des Buches lebte der letzte Regimentskommandeur der „Brandenburger“, Wilhelm Walther, noch. 95jährig öffnete er für dieses Buch seinen Fotoschatz aus der Einsatzzeit 1940–1945, darunter spektakuläre Farbbilder. – Der palästinensische Terror war der Geburtshelfer der GSG 9 dreißig Jahre später. General a.D. Ulrich K. Wegener wertete sogar das kommunistische „Handbuch des Partisanen“ aus, als er die Ausbildungsinhalte der GSG 9 festlegte. – Brigadegeneral a.D. Reinhard Günzel nutzte die Erfahrungen beider Männer beim Aufbau der modernen militärischen Kommandotruppe KSK, die heute weltweit operiert. Die drei Ex-Kommandeure berichten über die Grundsätze ihrer Verbände, ihre meist geheimen Einsätze und das, was sie über die Generationengrenze miteinander verbindet. Großformatige, meist farbige Bebilderung. 160 S., durchgängig farbig, geb. im Atlas-Großformat.

Art. 102298

€ 25,95





„Kämpfen wie

Der israelische Militärhistoriker Prof. Dr.

DMZ

Herr Professor van Creveld, 1982 erschien Ihr Werk *Fighting Power – Kampfkraft*, das sich besonders mit der militärischen Stärke der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg beschäftigt. Trotz der letztlichen Niederlage führte die Wehrmacht ihre Feldzüge der Jahre 1939 bis 1941 mit großem Erfolg. Was war der Grund dafür?

Creveld: Selbst die Kriegsgegner konnten nicht umhin, die erstklassigen Kampffertigkeiten der Wehrmacht anzuerkennen. Die Grundlagen für dieses Potential sind vielfältig und komplex. Prinzipiell kann man aber zwei Hauptfaktoren ausmachen: Erstens ermöglichte es der hohe soziale Status, den das Militär in der Gesellschaft genoß, der Wehrmacht, eine Bestenauslese unter den Rekruten und Offiziersbewerbern zu treffen. Zweitens lag der Fokus der Wehrmacht in

ihrer inneren Organisation in besonderer Weise auf Menschenführung, Zusammenhalt und Kameradschaft. Auch wenn das dem bequemen Bürodienst mancher Offiziere entgegenstand.

DMZ: Im selben Buch urteilten Sie über die Wehrmacht: „Das deutsche Heer war eine vorzügliche Kampforganisation. Im Hinblick auf Moral, Elan, Truppenzusammenhalt und Elastizität war ihm wahrscheinlich unter den Armeen des 20. Jahrhunderts keine ebenbürtig.“ Flossen Bestandteile dieser hohen „Kampfkraft“ der Wehrmacht in den Aufbau der Bundeswehr ein?

Creveld: Bis zu einem bestimmten Punkt kann man schon von einer Kontinuität sprechen. Schließlich wurde die Bundeswehr in ihren frühen Jahren von ehemaligen Wehrmachtoffizieren aufgebaut, ausgebildet und angeführt.



Vormarsch deutscher Panzer:
„Selbst die Kriegsgegner konnten
nicht umhin, die erstklassigen
Kampffertigkeiten der Wehr-
macht anzuerkennen.“

Foto: DMZ-Archiv



ein Deutscher“

Martin van Creveld im DMZ-Gespräch

Trotzdem hat die Bundeswehr nie denselben hohen sozialen Status und die politische Rückendeckung wie seinerzeit die Wehrmacht genossen. Mit fortschreitender Zeit sind diese Probleme nicht einfach verschwunden, sondern verschlimmerten sich. Einen Wendepunkt bildete das Ende des Kalten Krieges, als sich viele Menschen fragten, ob Deutschland in Zukunft überhaupt noch Streitkräfte brauchen würde. Gleichzeitig änderte sich auch die öffentliche Meinung über die Wehrmacht, und das Bild vom Wehrmachtsoldaten als „Verbrecher“ wurde gesellschaftsfähig.

DMZ: Gibt es im Militär eine Notwendigkeit zur Tradition?

Creveld: Aus meiner Sicht ja, unbedingt. Ich habe mein ganzes Buch *Kriegs-Kultur* diesem Thema gewidmet. Um in Bildern zu sprechen: Tradition ist das Korsett, das das Militär zusammenhält. Ohne ein solches Korsett bleibt lediglich eine seelenlose bürokratische Maschine übrig, die nur von Belohnungen und Bestrafungen getragen wird. Und im schlimmsten Fall bleibt nicht mehr übrig als ein Pöbelhaufen.

DMZ: An anderer Stelle äußerten Sie, die Israelischen Verteidigungsstreitkräfte (Israel Defense Forces, IDF) ähnelten der Wehrmacht mehr als jede andere Armee. Wie ist das zu verstehen?

Creveld: Als ich das sagte, dachte ich an die Situation der IDF vor dem Jahr 1979. Dann wurde der Friedensvertrag mit Ägypten geschlossen, was die strategische Ausgangslage entscheidend änderte. Zurück zu den Ähnlichkeiten: Wie das Deutsche Reich von 1871 bis 1945 war auch Israel von Ländern umgeben, die, wenn sie sich erst einmal zusammenschließen würden, den eigenen Streitkräften überlegen gewesen wären. Wie das Deutsche Reich von 1871 bis 1945 bedingte die geographische Lage Israels, seine Armee auf die Taktik der „Inneren Linien“ einzustellen. Das bedeutet, daß das relativ kleine Territorium, das es zu verteidigen galt, den Israelis und Deutschen den Vorteil der kürzeren Wege vom Zentrum an die Peripherie gegeben hat. Wie beim Deutschen Reich von 1871 bis 1945 erforderte es dieser Faktor, den Fokus auf Mobilität zu legen, anstatt sich auf eine stationäre Verteidigung zu verlassen. Gleichzeitig wird damit die Offensive über die Defensive gestellt, die Vernichtung von Feindkräften über deren Abnutzung. Wie im Deutschen Reich von 1871 bis 1945 führte diese Situation dazu, daß man sich in besonderem Maße auf die Reservisten verließ, die so organisiert und ausgebildet waren, daß



Besucher auf einem deutschen Kriegsschiff auf der Kieler Woche. „Wenn die Bürger die Notwendigkeit eines starken Militärs nicht erkennen, ist jede andere Maßnahme nutzlos.“



Eine Aufstellung israelischer Soldaten. Sowohl die israelische Armee wie auch die deutschen Streitkräfte von 1871 bis 1945 waren in besonderem Maße von Reservisten abhängig.



Foto: Inepix/Hugo

*Aufmarsch der Wehrmacht zum Reichskriegertag 1939.
Die Wehrmacht profitierte von ihrem hohen sozialen
Status innerhalb der Gesellschaft.*

sie zum schnellstmöglichen Zeitpunkt in die Kämpfe eingreifen konnten. Schließlich war das Ergebnis – wie im Deutschen Reich 1939 bis 1945 – eine Kombination aus gepanzerten Divisionen und Luftunterstützung, die die Führung eines „Blitzkrieges“ ermöglichte. Zusätzlich kann man noch die Tatsache anführen, daß in beiden Konzepten – dem deutschen und dem israelischen – die Marine eine untergeordnete Rolle spielte, was die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Armeen weiter betont.

DMZ: Ist das in Israel allgemein anerkannt?

Crevel: Als ich im Israel der 50er Jahre aufwuchs, war das größte Lob für einen Soldaten nicht, daß er kämpfte „wie der Teufel“, sondern wie ein Deutscher. Selbst Mosche Dajan, israelischer General und späterer Außenminister, sagte das einmal so. Anders gesagt: Israelis, die sich mit militärischen Themen auseinandersetzen, wissen um die Ähnlichkeiten beider Streitkräfte. In den meisten Fällen behält man aus politischen Überlegungen diese Meinung für sich.

DMZ: Ist Israel deswegen militärisch weitaus erfolgreicher als die meisten anderen westlichen Armeen gewesen?

Crevel: So weit würde ich nicht gehen. Üblicherweise waren israelische Offiziere nicht sonderlich belesen; sie lernten aus der Praxis, nicht aus Büchern über Militärgeschichte. Der wahre Grund, warum Israel so erfolgreich war, ist, daß es als Land, das von vermutlich überlegenen Feinden umzingelt war, keine andere Wahl hatte, als militärisch siegreich zu sein. „En brera“ – „keine Wahl“, wie der hebräische Begriff dafür ist.

DMZ: Ist der aktuelle Bildersturm in der Bundeswehr das Symptom eines tiefer liegenden Problems?

Crevel: Meiner Meinung nach ja. Als Jude und Israeli verstehe ich natürlich, warum viele Deutsche das Militär und besonders die Wehrmacht ablehnen. Ich respektiere das. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß eine Armee oder, besser gesagt, jede Armee Traditionen braucht, wenn sie auch im Kampf erfolgreich sein will.



*Israelische und US-amerikanische F-16-
und F-15-Kampffjets bei einem Manöver.
Israel setzt ebenso wie die Wehrmacht
auf „eine Kombination aus gepanzerten
Divisionen und Luftunterstützung“.*



DMZ: Inwieweit steht das heutige Verständnis einer Streitmacht im Gegensatz zu der traditionellen Rolle der Armee?

Crevel: Wie in meinen Büchern ausführlich beschrieben, hatten westliche Streitkräfte seit dem Westfälischen Frieden nur die Aufgabe, ihresgleichen zu bekämpfen. Aber dem ist nicht mehr so: Ihre heutigen Aufgaben haben die westlichen Armeen zu Polizeikräften gemacht.

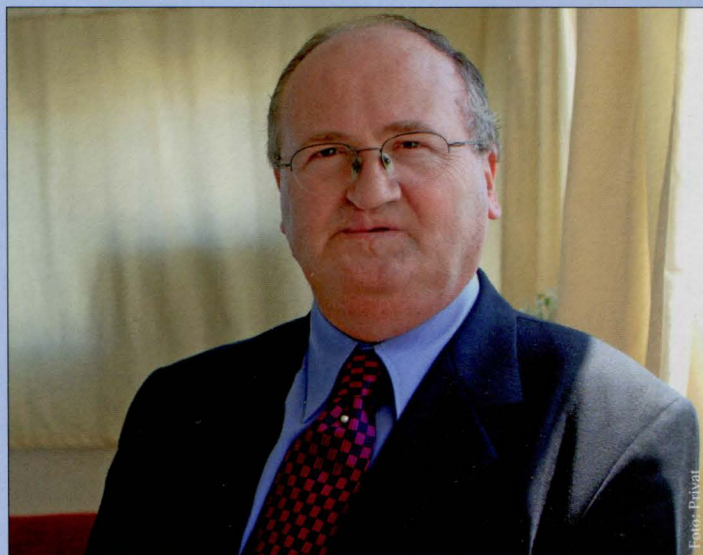
DMZ: Ist die „Entmilitarisierung“ der Streitkräfte ein rein deutsches Problem, oder lassen sich ähnliche Strömungen in anderen Armeen entdecken?

Crevel: Mit Blick auf die jüngere deutsche Geschichte kann man sagen, daß das Problem hier komplizierter ist als anderswo. Jedoch ist Deutschland nicht allein in diesem Dilemma. Kürzlich erst erhielt ich einen Anruf aus dem Pentagon. Die Dame am Telefon gehört zu einer Gruppe, deren Aufgabe es ist, für den Verteidigungsminister herauszufinden, warum die amerikanischen Truppen nicht mehr so schlagkräftig wie früher sind und zunehmend des Kampfes unwillig. Also beschäftigen sich auch andere Staaten mit diesen Problemen.

DMZ: Wenn man die „Entmilitarisierung“ der Streitkräfte auch als ihre „Entprofessionalisierung“ bezeichnen kann, wie könnte Ihrer Meinung nach diese Tendenz gestoppt oder gar umgekehrt werden?

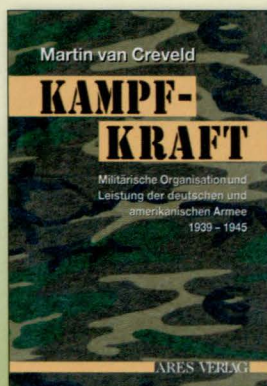
Crevel: Der Wandel muß in der Gesellschaft beginnen, wo das Problem auch seinen Anfang genommen hat. Wenn die Bürger die Notwendigkeit eines starken Militärs nicht erkennen und den Soldaten nicht den Respekt zollen, der ihnen gebührt, ist jede andere Maßnahme nutzlos.

DMZ: Herr Professor van Crevel, vielen Dank für das Gespräch.



*Prof. Dr. Martin van Crevel, geboren 1946 in Rotterdam (Niederlande), ist einer der renommiertesten Militärhistoriker der Welt. Van Crevel erwarb mehrere akademische Abschlüsse an der London School of Economics und der Hebräischen Universität Jerusalem, an deren Historischer Fakultät er von 1971 bis 2008 lehrte. 1986/1987 unterrichtete er an der National Defense University in Washington und 1991/1992 an der Führungsakademie des U.S. Marine Corps. Schwerpunkte seiner publizistischen Tätigkeit sind Militärgeschichte und Strategie. 2017 erschien sein Buch *Wir Weicheier*, in dem er Gründe für die Schwäche und Niederlagen westlicher Streitkräfte in den Konflikten der letzten Jahrzehnte erläutert.*

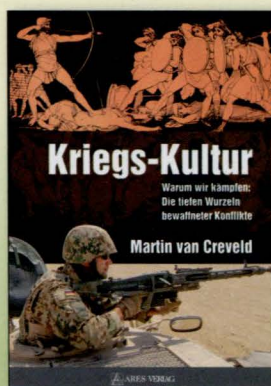
Bücher von Martin van Crevel



Martin van Crevel: **Kampf-kraft**
Militärische Organisation und militärische Leistung 1939–1945. – Der bedeutendste israelische Militärhistoriker belegt: Die Wehrmacht war keine „Verbrecherorganisation“, vielmehr waren Disziplin und Moral des deutschen Landers hervorragend. Van Crevel kommt in seiner wissenschaftlichen Studie zu dem Schluß, daß die Wehrmacht in Sachen Training, Taktik und Organisation den alliierten Armeen überlegen war. 232 S., s/w. Abb., geb.

Art. 227517

€ 19,90



Martin van Crevel: **Wir Weicheier**
Warum wir uns nicht mehr wehren können und was dagegen zu tun ist. – Der renommierte israelische Militärhistoriker prangert die verfehlte Erziehungspolitik des Westens an. Sie produziere eine lebensuntüchtige, schwächliche Jugend ohne Kampfgeist. Des weiteren sorgen Feminisierung der Armeen, die Diffamierung des Kriegerturns sowie das Konstrukt neuer Krankheiten für den Niedergang der Wehrfähigkeit. Erst wenn Pflichten wieder vor den Rechten rangieren, kann der Untergang des Abendlandes noch abgewendet werden. 224 S., geb. im Großformat.

Art. 261438

€ 19,90

Martin van Crevel
Kriegs-Kultur

Warum wir kämpfen: Die tiefen Wurzeln bewaffneter Konflikte. – Der als Militärhistoriker international renommierte Autor erklärt, warum Kriege geführt werden. Der Mensch hat sich in seinen wesentlichen Konstanten nicht geändert: Ob mit Speer oder Schnellfeuergewehr – die Bereitschaft zur gewalttätigen Auseinandersetzung ist tief in ihm verwurzelt und hat eine Kultur des Krieges mit Paraden, Uniformen und Ehrvorstellungen hervorgebracht. 560 S., viele Abb., geb. im Großformat.

Art. 245904

€ 34,90

DMZ

DMZ-Versand

Postfach 52 • 24236 Selent
Tel. 04384/59700



Der Kämpfer

Eigentlich wollte **Hermann Wulf** Arzt werden, doch er wurde **Berufssoldat** der **Wehrmacht**. Während des **Zweiten Weltkrieges** erwarb der **Frontoffizier** das **Eichenlaub** zum **Ritterkreuz** und die **Goldene Nahkampfspange**. Nach **Kriegsende** erfüllte er sich seinen Wunsch vom **Medizinstudium**. Bei der **Bundeswehr** prägte er eine ganze **Generation** von **jungen Offizieren**.

In der Bundeswehr war er allgemein bekannt unter seinem Spitznamen: „Knubben“. Eine große Zahl von ihm ausgebildeter und stark geprägter Offiziere, wie der pensionierte Vier-Sterne-General Helge Hansen (81) oder Generalmajor a.D. Peter-Johannes von Geyso (75), sprechen ein halbes Jahrhundert nach ihren Begegnungen mit „Knubben Wulf“ noch heute voller Hochachtung und Anerkennung von diesem außergewöhnlichen, charismatischen General, der ein markanter Soldat und kein Manager in Uniform war.

Wenn Wulfs Name während seiner aktiven Bundeswehr-Dienstzeit fiel, glänzten die Augen der zumeist jungen Offiziere, und voller Bewunderung, ja Verehrung, fielen Worte wie diese: „eine Führerpersönlichkeit, der wir voll vertrauen konnten und gerne folgten“, „gradlinig und ehrlich“, „setzte sich stets für seine Männer ein“, „hart, aber gerecht“, „Kämpfernatur“, „ein Haudegen“.

Vorbild für ganze Offiziersjahrgänge

In der Tat: Dr. Hermann Wulf war der einzige General in der Bundeswehr, der im Zweiten Weltkrieg die Goldene Nahkampfspange erworben hatte. Von den insgesamt 18 Millionen Wehrmacht-Soldaten wurden nur 631 von ihnen mit dieser hohen Tapferkeitsauszeichnung, die für 50 Nahkampftage verliehen wurde, geehrt.

Ursprünglich hatte der Pastorensohn, der am 25. Juli 1915 im holsteinischen Eichede im Kreis Stormarn zur Welt gekommen war, Medizin studieren wollen, doch dann überzeugten seine Vorgesetzten beim Infanterie-Regiment 6 den Freiwilligen, Soldat zu bleiben – und er sollte ein „Vollblutsoldat“ werden.

Schon im Polenfeldzug 1939 fiel er durch seine Kühnheit auf. Mit einigen Funkern überwältigte er im Nahkampf eine polnische Artilleriebatterie. Im Spätherbst 1941 war es seinem Infanterie-Regiment 76 im Verlauf des Angriffs gegen die Nawa bei Leningrad gelungen, den Ort Gory zu erreichen und damit das Tor für den weiteren Vormarsch auf Schlüsselburg zu öffnen. In erbitterten Gefechten versuchten die Sowjets, die strategisch wichtige Straße zu

sperrten. Es gelang ihnen, die deutsche Vorhut einzuschließen. In dieser kritischen Lage attackierte Oberleutnant Wulf mit seiner Kompanie den überlegenen Feind im Sturmangriff, befreite die deutschen Truppen aus der Umklammerung und hielt die Verbindungsstraße offen, bis eigene Panzer eintrafen. Für diese Tat erhielt er am 13. Oktober 1941 das Ritterkreuz.

Am 14. Januar 1942 wurde Hauptmann Wulf schwer verwundet. Nach einem langen Lazarettaufenthalt führte er als Kommandeur das in Hamburg stationierte Infanterie-Ersatz-Bataillon 76 (mot.) bis April 1943. Dann kehrte er in sein altes Regiment zurück, das nun Grenadier-Regiment 76 (mot.) hieß. Als Kommandeur des III. Bataillons nahm er an den erbitterten Abwehrkämpfen im Raum Orel ebenso wie an der Operation „Zitadelle“ teil.

Beispielgebende Führung

Am 10. März 1944 gelang es Wulf, der mittlerweile zum Major befördert worden war, durch einen kühn geführten Gegenangriff am Bug nördlich von Winniza, einen Umfassungsversuch der Roten Armee zu vereiteln. Die mit starken Kräften angreifenden Sowjets hatten die Stellungen des linken Nachbarn durchbrochen und bedrohten nun den eigenen Regimentsgefechtsstand, wo sich der durch seine schwere Verwundung immer noch gehbehinderte Major Wulf mit seinem Melder gerade aufhielt. Die Gefahr erkennend, kämpfte sich Wulf mit seinem Melder durch die schon im Ort befindlichen Rotarmisten zu seinem Bataillon durch und warf mit seinen tapferen Grenadiern den Feind in seine Ausgangsstellungen zurück. Die ganze Nacht über tobte der Kampf. Erst im Verlauf des nächsten Tages gelang es Wulf, der an der Spitze seiner Grenadiere diese zu einem weiteren Gegenstoß anführte, die verbissen kämpfenden Rotarmisten aus einem Waldstück zu vertreiben und somit die Front zu stabilisieren. Der sowjetische Durchbruchversuch an der Nordflanke des deutschen Korps war gescheitert. Für diese schlachtentscheidende Tat wurde Major Wulf am 3. Juli 1944 als 520. Soldaten der Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz verliehen.



Als Major und Kommandeur des III. Bataillons des Grenadier-Regiments 76 erhielt Hermann Wulf das Eichenlaub. Auf dem Bild ist zudem gut die Goldene Nahkampfspange zu sehen, deren einziger Träger in der Bundeswehr Wulf war.



„Knubben Wulf“, wie er von seinen Schülern genannt wurde, galt als „Kumpeltyp“, dem seine Untergebenen am Herzen lagen.

Mit 29 Jahren war der Eichenlaubträger Hermann Wulf Oberstleutnant und Regimentskommandeur. Das Verwundetenabzeichen in Silber und die Nahkampfspange in Gold waren sichtbarer Ausdruck dafür, daß sein Platz stets inmitten seiner schwer kämpfenden Grenadiere war und er stets von vorne führte.

Kriegsende und Neuanfang

Im Herbst 1944 stellte Wulf Kommando-Einheiten für die geplante Ardennen-Offensive zusammen und bildete diese für Spezialeinsätze hinter den amerikanischen Linien aus. Am 14. Dezember 1944 übergab er den Sonderverband an SS-Obersturmbannführer Otto Skorzeny. Nach der gescheiterten Ardennen-Offensive übernahm Oberstleutnant Wulf als Kommandeur das Führer-Begleit-Regiment 1 und führte dieses in den Rückzugskämpfen in Pommern. 1945 an der Ostfront in sowjetische Gefangenschaft geraten, schlug Wulf sich im Oktober 1945 in einer waghalsigen Flucht nach Hamburg durch. Um sein angestrebtes Medizinstudium zu finanzieren, betrieb er ambitioniert, aber erfolglos zunächst ein Import-/Exportgeschäft mit Waren aus Fernost und arbeitete dann als Schrottaucher, um den Hamburger Hafen von Wracks und Munition zu befreien. 1955 erhielt er seine Approbation und wurde Assistenzarzt an der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf.

Als die Bundeswehr aufgebaut wurde, gab Dr. med. Wulf seine gutdotierte Stellung als Arzt auf, um wieder Soldat zu werden. Der knorrige Offizier stellte in Munster das Panzergrenadierlehrbataillon auf und prägte später als Lehrgruppenkommandeur und Kommandeur der Offiziersschule II in Husum und Hamburg für mehr als ein Jahrzehnt die erste Generation der Leutnante. Nahezu alle Ausbildungsoffiziere waren seinerzeit Kriegsteilnehmer, zum Teil mit hohen Tapferkeitsauszeichnungen. Sie lehrten die jungen Fahnenjunker und Fähnriche neben vielen anderen Dingen eines: das Wesen des Krieges und damit die Bedeutung der Kameradschaft als Voraussetzung für das eigene Überleben.

Brigadegeneral Wulf, er war dies am 22. Dezember 1965 geworden, wurde von seinen Soldaten geradezu als die Inkarnation der Glaubwürdigkeit von Wort und Tat gesehen. Nicht nur der tapfere Soldat beeindruckte die Offiziersanwärter, sondern auch die Tatsache, daß er intellektuell in der Lage war, innerhalb kürzester Zeit auch ein Medizinstudium zu absolvieren. Was Wulf, der etwas Kumpelhafes hatte, tat, war absolut überzeugend. Bei aller bisweilen unnachgiebigen Strenge strahlte Wulf eine große menschliche Wärme und Herzlichkeit aus. Und er war als Mitglied der evangelisch-lutherischen Kirche ein überzeugter Christ. Brigadegeneral Dr. Hermann Wulf schnackte mit seinen Fähnrichen, für die er „Knubben“ war, mit Vorliebe Plattdeutsch. Unter seinen Soldaten wurde er „General Mookt wi“ („Machen wir“) genannt.

Klare Kante gegen links

Für Furore sorgte Wulf Anfang Januar 1968. In der Hamburger Hauptkirche Sankt Michaelis, genannt „Michel“, hatten im Dezember des Vorjahres Linke des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) nach einer Predigt eine Diskussion über Christentum und den Vietnam-Krieg gefordert. Als Wulf davon erfuhr, daß der SDS eine weitere Aktion im „Michel“ plante, erklärte er gegenüber seinen Offizieren: „Meine Herren, wer sich als verantwortlicher Christ fühlt, möge mit mir in die Kirche gehen.“ Wulf mochte nicht untätig zusehen, wie „unsere Ordnung subversiv kaputtgemacht wird“. Daraufhin schlossen sich etwa 50 Offiziere dem General an. Die Zivil tragenden Soldaten postierten sich planmäßig: unterhalb der Kanzel, auf der Empore, hinter dem Eingang und vor dem Altar. Der erwartete Klamauk blieb aus. Mit ihrem Gottesdienstbesuch hatten General Wulf und seine Kameraden die Störung durch SDS-Aktivisten verhindert.

Am 30. September 1971 wurde Brigadegeneral Dr. Wulf im Alter von 56 Jahren aufgrund der damaligen Bestimmungen in den Ruhestand versetzt. Der agile Offizier blieb indes weiterhin aktiv. Als Abgeordneter des Kreises Bad Segeberg vertrat der pensionierte General und Arzt für zwölf Jahre die Interessen der dort lebenden Bürger im Kreistag. Darüber hinaus wirkte er als Geschäftsführer der Bedarfsfluggesellschaft „General Air“ in Hamburg. Brigadegeneral a.D. Dr. Hermann Wulf, „Knubben Wulf“, verstarb am 19. Mai 1990 in Norderstedt bei Hamburg. Er wurde 74 Jahre alt. □

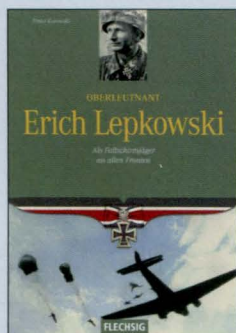
CLEMENS RANGE

Bücher zu den Themen „Bundeswehr“ und „Wehrmacht“



Eckard Wetzel
Ein Jahrhundert unter Wasser
Die Geschichte der deutschen U-Boote. – Deutsche U-Boote standen immer an der Spitze des technischen Fortschritts. Ihre Erfolge in zwei Weltkriegen sind unübertroffen. Der bekannte Fachautor schildert die Entwicklung der deutschen Unterwasserwaffe vom Brandtaucher bis zur Klasse 212 A der Deutschen Marine. Viele, bisher nie gesehene Fotos aus dem Archiv des Verfassers ergänzen diese wertvolle Dokumentation. 206 S., viele s/w. u. farb. Abb., geb. im Atlas-Großformat.
Art. 260477 € 24,90

und weisen zahlreiche Verbrechen der Westalliierten im Italienkrieg 1943–45 nach. 392 S., viele s/w. Abb., geb.
Art. 259936 € 39,80



Roland Kaltenecker
Oberleutnant Erich Lepkowski
Als Fallschirmjäger an allen Fronten. – 1940 zuerst über Korinth abgesprungen, folgte 1941 der Einsatz auf Kreta. Danach kämpfte er bei Stalino, am Wolchow, bei Schitomir und Kirowograd. 1944 in Brest eingeschlossen, erhielt er für eine Befreiungsaktion das Ritterkreuz. 156 S., viele s/w. Abb., geb. im Großformat.
Art. 252791 € 9,95

sig die Kritik, die diese Arbeit gerade von etablierten Historikern erfahren hat. 656 S., s/w. Abb., geb.
Art. 217503 € 48,-



Taschenbuch für den Winterkrieg
Der Winter 1941 hatte der Wehrmacht großen Schaden zugefügt. Die gewonnenen Erkenntnisse fanden Eingang in diesen 1942 erschienenen Ratgeber für den Winterkrieg, der heute noch als aktuell gelten kann, und der als übersichtliches, stark bebildertes Taschenbuch für den praktischen Gebrauch angelegt ist. 192 S., viele s/w. Abb., Pb.
Art.-Nr. 207599 € 14,40



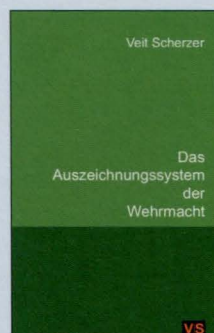
Der Reibert
Das Handbuch für den deutschen Soldaten. – Das Taschenhandbuch vermittelt das Grundwissen über die Bundeswehr, das Rüstzeug für den praktischen Dienst und den Unterricht im Rahmen der militärischen Ausbildung. Daneben ist das Werk auch ein Stück militärische Tradition. 904 S., farb. Abb., Pb.
Art. 203991 € 16,95



Klaus Hammel/Rainer Thesen
Die ungleiche Ahndung von Kriegsverbrechen
Zweierlei Recht. Zweierlei Urteil. – Die Verfasser zeigen, daß Kriegsverbrechen der Sieger nach 1945 strafrechtlich nicht verfolgt wurden. Nur deutsche Soldaten hatten sich Gerichten zu stellen. Die Autoren schildern den Partisanenkrieg vor dem Hintergrund des damals herrschenden Völkerrechts



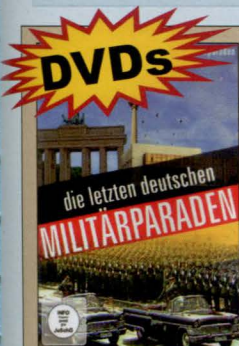
Gerd Schultze-Rhonhof: **1939: Der Krieg, der viele Väter hatte**
Der lange Anlauf zum Zweiten Weltkrieg. – Dieses Werk erscheint inzwischen in 9. Auflage. Es wurde u.a. erweitert um Kapitel zum Münchner Abkommen, zu Hitlers Lebensraumpolitik und zu den deutschen Friedensangeboten. Außerdem widerlegt der Autor schlüssig



Veit Scherzer: **Das Auszeichnungssystem der Wehrmacht**
Das erste systematische Nachschlagewerk ordnet alle Orden und Ehrenzeichen der Wehrmacht streng chronologisch, nennt ihre Stifter, die Einführungsgründe, Tragevorschriften und gibt die Verleihungszahlen an. 265 S., viele s/w. u. farb. Abb., geb. im Großformat.
Art. 258614 € 39,-



Franz Uhle-Wettler: **Rührt Euch! Weg, Leistung und Krise der Bundeswehr**
General Uhle-Wettler ist ein „Mann der ersten Stunde“. Seit ihrer Gründung 1955 gehörte er der Bundeswehr an. Das hier vorgelegte Werk zeichnet nicht nur anhand zahlreicher kaum bekannter Dokumente den Werdegang der neuen deutschen Armee nach – einschließlich ihrer internen Stimmungsschwankungen –, sondern stellt auch die Frage nach dem Quo vadis: Welchen Weg gibt es aus der heutigen Krise? Kann die Bundeswehr ihrem neuen Auftrag überhaupt gerecht werden? Wie sieht ihre Zukunft aus? 256 S., s/w. Abb., geb.
Art. 227793 € 24,90



Die letzten deutschen Militärparaden
Wachaufzug, Zapfentanz und Militärparaden. 81 Min., Farbe. Erleben sie noch einmal die Ehrenparaden 1984 und 1989, den Wachaufzug 1979 und den letzten Zapfentanz 1989 der NVA.
Art. 364456 € 25,95

Die internen Chroniken der Bundeswehr 1961–1964
149 Min. s/w und Farbe. Historische Aufnahmen zeigen alle Waffen und Geräte, die Anfang der 1960er



Jahre angeschafft wurden. Zu sehen ist die

Erprobung des Senkrechters VJ-101 X1, der Kampfpanzer vom Typ „Leopard“ sowie der Kanonenjagdpanzer. Weiterhin die Transall C-160 sowie Zerstörer, Fregatten und U-Boote.
Art. 363860 € 24,80

Die internen Chroniken der Bundeswehr 1965–1985
149 Min., Farbe und s/w. Menschen, Waffen und Partner der Bundeswehr spiegeln die bewegte Zeit des Kalten Krieges wider.
Art. 363873 € 24,80

deswehr spiegeln die bewegte Zeit des Kalten Krieges wider.
Art. 363873 € 24,80



Großmanöver der Bundeswehr „Standhafte Chatten“
– 91 Min., Farbe. Der Film zeigt den Übungsalltag dieses 1977 durchgeführten Großmanövers, an dem 38.000 Soldaten und 3.200 Kettenfahrzeuge teilnahmen. Zu sehen sind u.a. Kampfpanzer „Leopard“, Schützenpanzer „Marder“, Flak- und Piersonpanzer, ebenso amerikanische „Cobra“-Hubschrauber.
Art. 361864 € 19,95

DMZ

DMZ-Versand

Postfach 52 • 24236 Selent
Tel. 04384/59700



Anerkennung

Ordensgesetz von 1957: „Kriegsauszeich

Die lange Dauer des Krieges, die Härte der Kämpfe und das Bestreben, die Leistungen aller Truppengattungen angemessen zu würdigen, hatten im Zweiten Weltkrieg auf deutscher Seite zu einer ungewöhnlichen Vielfalt an Kriegsauszeichnungen geführt. Kaum ein Soldat, der längere Zeit im Einsatz gewesen war, blieb ohne Auszeichnung. Die Siegerwillkür erfaßte unmittelbar nach Kriegsende auch das deutsche Ordenswesen. Sowohl das Tragen als auch die Verleihung aller militärischen und zivilen Auszeichnungen wurden verboten, Orden und Ehrenzeichen sollten aus der deutschen Öffentlichkeit verschwinden. Dessenungeachtet waren die ausdrucksstarken und meist hochwertig gefertigten deutschen Auszeichnungen begehrte Souvenirs der Besatzungssoldaten.

Der FDP-Vorsitzende und Bundesminister für gesamt-deutsche Fragen, Dr. Erich Mende, bei einem feierlichen Empfang. Am 28. Februar 1945 war er mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden und trug dies bei allen sich bietenden Gelegenheiten. Möglich war dies erst nach Verabschiedung des Ordensgesetzes 1957.

Nachdem einige Jahre vergangen waren, erlaubte das Gesetz Nr. 7 der Alliierten Hohen Kommission vom 21. September 1949 zumindest die Stiftung und Verleihung neuer Auszeichnungen. Verboten blieb sowohl das Tragen aller Orden, Ehrenzeichen und Abzeichen aus der Zeit des Dritten Reiches als auch der Auszeichnungen des Ersten Weltkrieges. Dieses Verbot galt auch nach Beendigung des Besatzungsstatuts 1955. Änderungen blieben hier dem nunmehr dafür zuständigen deutschen Gesetzgeber vorbehalten.

Das Gesetz vom 26. Juli 1957

Nicht zuletzt führte der sich abzeichnende Aufbau der Bundeswehr dazu, das alliierte Trageverbot der Kriegsauszeichnungen zu revidieren. Schließlich war die Bildung neuer Streitkräfte nur durch die Mitwirkung ehemaliger Wehrmachtangehöriger möglich. Ihre Professionalität war gefragt, und damit sollten ihre Orden als sichtbarer Ausdruck ihrer Leistung wieder getragen werden dürfen.



Foto: ap/dpa/picture alliance/Siddiutsche Zeitung Photo

der Taten

nungen bleiben ehrwürdig“

Zur Prüfung und Klärung der sich aus der Problematik der Kriegsauszeichnungen ergebenden Fragen berief die Bundesregierung auf Anregung des Bundespräsidenten einen Sachverständigenausschuß ein. Den Vorsitz führte der ehemalige Reichswehrminister von 1920 bis 1928 Dr. Otto Geßler, Angehöriger des Widerstandes im Dritten Reich. Der Ausschuß legte im Herbst 1953 der Bundesregierung ein Gutachten vor. Darin sprach er sich für die uneingeschränkte Wiederzulassung der Auszeichnungen beider Weltkriege aus. Allerdings sollten Kriegsauszeichnungen aus der Zeit von 1939 bis 1945 ohne das Hakenkreuzsymbol getragen werden.

Das Gutachten begann mit der Feststellung: „Kriegs- und Tapferkeitsauszeichnungen sind und bleiben ehrwürdig, die Taten ihrer Träger der Anerkennung wert.“ Der Vorschlag, die Auszeichnungen des Zweiten Weltkrieges zuzulassen, wurde damit begründet, „daß die Taten der Träger von Kriegsauszeichnungen nicht in Verbindung gebracht werden können mit den politischen Zielen, die das nationalsozialistische Regime mit dem Kriege verfolgt hat“. Vor allem sollte nach Auffassung des Sachverständigenausschusses mit der Aufhebung des Trageverbots der Kriegsauszeichnungen „ein weiterer Schritt zur Beseitigung der in dieser Hinsicht noch auf dem deutschen Soldaten liegenden Diffamierung getan werden“. Die Bundesregierung legte am 21. Juni 1956 dem Bundestag den Entwurf eines Gesetzes über Titel, Orden und Ehrenzeichen (Ordensgesetz) vor. Der Regierungsentwurf wurde nach einigen Änderungen vom Bundestag am 28. Juni 1957 verabschiedet. Der Bundesrat stimmte dem neuen Ordensgesetz am 12. Juli 1957 zu.

Heftige Diskussionen hatte es unter anderem über die Frage gegeben, ob Auszeichnungen des Zweiten Weltkrieges, die an einem Ordensband in den Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot getragen worden waren (z.B. Ritterkreuz, Eisernes Kreuz 2. Klasse, Ostmedaille, Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse), nunmehr an einem schwarzrotgoldenen Band getragen werden sollten. Schließlich setzten sich mehrheitlich die Fraktionen durch, die die Ansicht vertraten, daß Auszeichnungen der Vergangenheit nicht mit den neuen Bundesfarben versehen werden sollten. Änderungen an den Kriegsauszeichnungen sollten sich vorrangig auf das Entfernen des Hakenkreuzes beschränken.

Das umfangreiche neue Ordensgesetz befaßt sich im Ersten Abschnitt mit den Grundsätzen für die Verleihung von Titeln, Orden und Ehrenzeichen. Der Zweite Abschnitt enthält dann die besonderen Vorschriften für früher verliehene Or-

den und Ehrenzeichen und bestimmt in Paragraph 6, 3. Absatz, daß „Orden und Ehrenzeichen, die vom 1. September 1939 bis zum 8. Mai 1945 von den zuständigen deutschen Stellen für Verdienste im Zweiten Weltkrieg gestiftet worden sind, einschließlich der Waffenabzeichen und des Verwundetenabzeichens“, getragen werden dürfen. Es folgt der Hinweis, daß die neue Form dieser Auszeichnungen den Mustern zu entsprechen habe, die im Bundesinnenministerium verwahrt werden. Die Beschaffung der Abzeichen wurde den Beliehenen überlassen, ein amtlicher Umtausch war nicht vorgesehen. Ferner war eine Nachverleihung von Auszeichnungen wie nach dem Ersten Weltkrieg unzulässig.

Der Dritte Abschnitt des Ordensgesetzes enthält Bestimmungen zum Besitznachweis und ordnet unter anderem an, daß alle vor dem 8. Mai 1945 verliehenen Orden und Ehrenzeichen auch ohne verlorengegangene Besitzzeugnisse bzw. Verleihungsurkunden getragen werden dürfen, wenn die Verleihung in anderer Weise nachgewiesen werden könne. Der Vierte Abschnitt behandelt Fragen des Ehrensoldes, der Fünfte Abschnitt enthält gemeinsame Bestimmungen wie die Trageweise von Auszeichnungen, die Rückgabe von Orden und Ehrenzeichen und den Vertrieb. Der Sechste und letzte Abschnitt des Gesetzes befaßt sich mit Straf-, Bußgeld- und Schlußbestimmungen.

Zahlreiche Veränderungen

Wie geschildert, wurden sämtliche Orden, die das Hakenkreuz zeigten, entsprechend überarbeitet. Bei der bekanntesten deutschen Auszeichnung, dem Eisernen Kreuz, wurde etwa durch die Einfügung des dreiblättrigen Eichenlaubs (1) an die Stelle des Hakenkreuzes (2) das Eiserner Kreuz auf sein Vorbild von 1813 zurückgeführt.

Wesentlich umfangreicher waren die Modifizierungen beim Deutschen Kreuz. Ein ersatzloses Entfernen des Hakenkreuzes hätte die Auszeichnung völlig verunstaltet. Beim Deutschen Kreuz in Gold ersetzte man daher das Hakenkreuz (3) durch das Eiserner Kreuz (5) und beim Deutschen



Foto: Harald Jaudas



③

Kreuz in Silber (4) durch das Kriegsverdienstkreuz (6). Das ergibt Sinn, weil in der Verleihungspraxis das Deutsche Kreuz in Gold zum Orden in der Wertigkeit zwischen dem Eisernen Kreuz 1. Klasse und dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes lag, während das Deutsche Kreuz in Silber die Lücke zwischen dem Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse und dem Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes schloß.



④

Bei der Ehrenblattspange wurde das Hakenkreuz (7) durch gekreuzte Schwerter (8) ersetzt.

Bei den verschiedenen Stufen des Verwundetenabzeichens wurde das Hakenkreuz (9) ersatzlos entfernt (10). Es entsprach damit im wesentlichen der Ausführung des Ersten Weltkrieges.

Beim Panzerkampfabzeichen (11) aller Stufen, wie auch beim Infanteriesturmabzeichen, wurde nicht nur das Hakenkreuz, sondern aus nicht nachvollziehbaren Gründen auch der Adler ersatzlos entfernt. Die Ausführung von 1957 (12) wirkt deshalb im oberen Teil unvollständig und leer. Auch bei allen Stufen der Nahkampfspange (13) entfiel 1957 nicht nur das Hakenkreuz, sondern auch der Adler (14) ersatzlos.



⑤

Ähnlich beim Krimschild (15): Durch ersatzloses Entfernen von Hakenkreuz und Adler entstand 1957 im oberen Teil des Schildes ein Leerraum (16). Es ging auch anders: Beim Cholschild in der Form von 1957 blieb der Adler erhalten, lediglich das Hakenkreuz wurde aus dem Eisernen Kreuz entfernt (17, 18). Dadurch wirkt die Auszeichnung weitaus geordneter als der Krimschild.

Tragebeispiele gemäß Ordensgesetz von 1957

Auszeichnungen konnten entweder in Originalgröße (nur aus besonderem Anlaß) als Halsorden, an der großen Ordensschnalle oder als Steckorden, sonst als Verkleinerung an der kleinen Ordensschnalle, der Miniaturschnalle oder „Frackkette“ getragen werden.



⑥



⑦



⑧

das Tragen einer „Frackkette“ möglich, an der die verkleinerten Auszeichnungen ohne Band angebracht waren.

Ein Beispiel für die korrekte Trageweise liefert der Ritterkreuzträger und Oberstleutnant der Bundeswehr Walter Tank. Hier (19) trägt er aus besonderem Anlaß seine Kriegsauszeichnungen in Originalgröße. Neben dem Ritterkreuz, dem Eisernen Kreuz 2. Klasse und der Ostmedaille, beide letztgenannten an der großen Ordensschnalle, dem Eisernen Kreuz 1. Klasse und dem Verwundetenabzeichen ist das Panzerkampfabzeichen in Silber erkennbar. Im Knopfloch ist auf dem Band des Eisernen Kreuzes 2. Klasse die Ehrenblattspange angebracht.



⑨



⑩

Das Tragen von Auszeichnungen aus dem Spanischen Bürgerkrieg wurde 1957 nicht mehr zugelassen, weswegen beispielsweise das Spanienkreuz mit Schwertern nicht auf Bundeswehr-Uniformen zu finden war.

Im täglichen Dienst wurden die Auszeichnungen allerdings nicht in ihrer vollen Ausführung getragen, sondern an der kleinen Ordensschnalle für den Dienstanzug. Im Zweiten Weltkrieg waren zudem folgende Auszeichnungen auf den Ärmeln der Uniform angebracht worden: Ärmelbänder, Ärmelschilder, Panzer- und Tieffliegervernichtungsabzeichen, Scharfschützenabzeichen und Kraftfahrbewährungsabzeichen. Diese Trageweise wurde 1957 verboten. Es durften nur Verkleinerungen an der kleinen Ordensschnalle usw. getragen werden.

Schlußbetrachtung

Durch das Ordensgesetz von 1957 wurde das von den Siegermächten verfügte Trageverbot deutscher Kriegsauszeichnungen aufgehoben. Dies allerdings mit der Maßgabe, daß Verdienst- und Tapferkeitsauszeichnungen des Zweiten Weltkrieges nicht mehr das Hakenkreuz enthalten dürfen. Dies erforderte eine mehr oder weniger gravierende Umgestaltung dieser Auszeichnungen. Aus der Geschichte sind nachträgliche Veränderungen der Form verliehener Auszeichnungen durchaus bekannt und sind zum Beispiel in Frankreich, Österreich,

Fotos: wikipedia/PimboIDJ(CC BY SA 3.0)



11



12

Italien und der Slowakei vorgekommen. Man kann einem Staat nicht verwehren, darüber zu entscheiden, welche Symbole er zulässt und welche Symbole in der Öffentlichkeit nicht mehr gezeigt werden dürfen. Das Recht, neue Orden zu stiften, schließt auch das Recht ein, bestehende Orden in ihrer Gestaltung zu verändern.

Die Zielsetzung des Sachverständigenausschusses von 1953, das Tragen von Auszeichnungen der beiden Weltkriege zuzulassen, wurde durch das Ordensgesetz von 1957 verwirklicht. Sein darüber hinausgehendes Ziel, zur Beseitigung der Diffamierung des deutschen Soldaten beizutragen, kann aus heutiger Sicht für die Frühzeit der Bundeswehr als gelungen betrachtet werden. Dies änderte sich dann allerdings Schritt für Schritt mit dem Ausscheiden kriegsgedienter Soldaten aus der Bundeswehr. □

BERND HARTMANN

Alle nicht anders gekennzeichneten Bilder des Artikels stammen aus dem Archiv des Verfassers.



13



14



17



18



19

Foto: privat



15



16



Bernd Hartmann
Die Kriegsauszeichnungen des deutschen Heeres 1939-1945

Das Nachschlagewerk für Sammler vereint alle Details zu den deutschen Kriegsauszeichnungen des Zweiten Weltkrieges: Stiftungserlaß, Beschreibung mit Darstellung der Vorder- und Rückseite in Farbe, Verleihungsvoraussetzungen, Abbildungen von Urkunden, Auszüge aus Soldbüchern sowie Bilder der Trageweise. 480 S., viele s/w. u. farb. Abb., geb. im Großformat. 152 S., s/w. Abb., Pb.,

Art. 255455

€ 79,95

DMZ — DMZ-Versand

Postfach 52 • 24236 Selent
Tel. 04384/59700

Ruhmlose Mi

Deutsche Landser in der Filmgeschichte

Deutscher Soldat“, das hatte einmal einen Klang wie „russische Ballerina“, „französischer Koch“ oder „englischer Adeliger“. Heute klingt nicht nur die Kombination anrühlich, der Begriff „Soldat“ selbst ist es geworden. Einem postheroischen Zeitalter ist er geradezu peinlich, erst recht in der Bundesrepublik Deutschland, wo die Schändung und Umwidmung von Kriegerdenkmälern zum Alltag gehört. Mag das Heroische nun aus der Öffentlichkeit verbannt sein: In den Trivialräumen lebt es weiter und tobt sich etwa in Comics und in Video- oder Rollenspielen aus. Dazu kommt die ambivalente Attraktion der Ästhetik des Krieges, die zuverlässig dafür sorgt, daß Antikriegsfilme nach hinten losgehen.¹ Vergleichbar steht es um den Appeal der „Nazis“.² Schon General George S. Patton soll die Wehrmacht im Hinblick auf ihre Uniformen neidisch als „good looking bastards“ tituiert haben. Ähnliche Bewunderung von seiten der Gegner erfuhren die deutschen Waffenleistungen. Trotzdem werden in der populären Wahrnehmung der grimmige Stahlhelm und das Eiserne Kreuz nicht weniger als Embleme des Bösen identifiziert als die Totenkopf-

embleme der SS. Daran haben nicht nur Agitpropkampagnen à la Reemtsma ihren erklecklichen Anteil, sondern auch die ungezählten Produkte der angloamerikanischen Popkultur, zu deren fixem Inventar der „Nazi“ als stereotyper Erzschorke zählt. Dabei gaben immer wieder deutsche Schauspieler von Maximilian Schell bis Christoph Waltz willig den Bösewicht in Uniform, als eine Art vorgeführter Kolonialbeute aus Buffalo Bills Indianermanege.

Lange Tradition

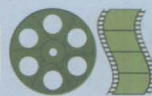
Der zwiespältige Grusel vor den „Hunnen“ tauchte indes schon im Ersten Weltkrieg auf, als Erich von Stroheim in den US-Propagandafilmen mit Nietzschesprüchen auf den Lippen Krankenschwestern schändete und Säuglinge aus dem Fenster warf. Dem sadistischen Monokelträger und hackenzusammenschlagenden Befehlsautomaten stand jedoch schon früh ein komplementäres Bild zur Seite: das des zwar etwas steifen, aber schneidigen und ritterlichen Offiziers, für das vor allem der Mythos des „Roten Barons“ Manfred von Richthofen prägend war. Dieser Typus tauchte auch hin und wieder im angloamerikanischen Kino auf, etwa in Charlie Chaplins *The Great Dictator* (*Der große Diktator*, 1940), Henry Hathaways Rommel-Apotheose *The Desert Fox* (*Der Wüstenfuchs*, 1951), John Sturges *The Eagle Has Landed* (*Der Adler ist gelandet*, 1976) bis hin zu *Operation Valkyrie* (*Operation Walküre*, 2009) mit Tom Cruise als Attentäter Claus von Stauffenberg. In der britischen Produktion *The One That Got Away* (*Einer kam durch*, 1957) spielte Ex-Napola-Schüler Hardy Krüger den Flieger Franz von Werra als sympathischen Luftwaffen-James-Dean mit Eisernem Kreuz auf der schwarzen Lederjacke.

Es gab auch schon früh Hollywoodfilme, die den einfachen Soldaten als normalen Durchschnittsmenschen zeigten, der gegen seinen Willen in den Strudel des Krieges geraten war, und die das „böse“ Teutonentum auf seine fanatischen Vorgesetzten auslagerten: Berühmtestes Beispiel ist Lewis Milestones Remarque-Verfilmung *All Quiet on the Western Front* (*Im Westen nichts Neues*, 1930). Nach dem Zweiten Weltkrieg war der „gute“ deutsche Soldat in der Regel derjenige, der zum Überläufer wurde, weil er die Immoralität seiner eigenen Seite erkannt hatte. Darin unterscheiden sich die entsprechenden Spektakel aus Hollywood im Prinzip kaum von den DDR-Filmen, in denen der Landser irgendwann begreift, daß er für die falsche Seite kämpft, und sich der Roten Armee anschließt. Der Titelheld von *Die*



Foto: DMZ-Archiv

Bevor Erich von Stroheim in *Fünf Gräber bis Kairo* (1943) Rommel spielen sollte, mimte er in den Propaganda-Filmen des Ersten Weltkriegs den „Hunnen“.



stkerle

des 20. Jahrhunderts

Abenteuer des Werner Holt (DDR 1964) schießt am Ende ebenso auf die eigenen Leute wie jener der westdeutsch-amerikanischen Co-Produktion *Steiner – Das eiserne Kreuz II* (1977).

Vorgefertigte Rollen

Alternativ endet der „gute“ deutsche Soldat wie Marlon Brando in Edward Dmytryk's *The Young Lions* (*Die jungen Löwen*, 1958): Dieser zieht mit glühendem Idealismus und wasserstoffblonden Haaren in den Krieg, in dem er auf deutscher Seite Zeuge eines Verbrechens nach dem anderen wird. Darüber verfällt er zunehmend in Depressionen, beginnt zu trinken und verreckt schließlich isoliert, gebrochen und ruhmlos im Dreck, während sein Pendant auf der anderen Seite, der



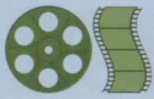
Foto: wikipedia/gemcinet

G.I. Montgomery Clift, ein Konzentrationslager befreit. Den letzten Rest Glamour, den der deutsche Soldat noch haben mochte, versuchte Steven Spielberg in *Saving Private Ryan* (*Der Soldat James Ryan*, 1998) auf perfide Weise zu demonstrieren. Als ein Trupp G.I.s unter der Führung von Tom Hanks einen deutschen Soldaten gefangennimmt und ihn vor Wut töten will, winselt dieser um sein Leben und biedert sich nichtswürdig an, indem er die Namen amerikanischer Filmstars stottert und „Fuck Hitler!“ ruft. Dank der Intervention eines mitleidigen Corporals wird der Gefangene laufengelassen, nur um am Ende des Films während eines Häuserkampfes in Waffen-SS-Uniform (!) wieder aufzutauchen. Er wird erneut gefangengenommen, und als er, frei nach Churchills Spruch „Die Deutschen hat man entweder am Hals oder zu den Füßen“, erneut zu kriechen beginnt, erschießt der Corporal ihn diesmal angewidert.

Vor allem das Hollywood-Kino bedient sich bestimmter Stereotypen bei der Darstellung deutscher Soldaten: Eines davon präsentiert Tom Cruise in Operation Walküre – steif, aber ritterlich.



Foto: DMZ-Archiv



Positive Darstellung deutschen Soldatentums:
Joachim Hansen als Kriegsheld Marseille in *Der Stern von Afrika*.

Quentin Tarantinos *Inglourious Basterds* (2009) schließlich handelte von einem Stoßtrupp jüdischer Rächer, die ins besetzte Frankreich geschickt werden, um hinter den Linien „Nazis zu töten“ (worunter auch jeder einfache Besatzungssoldat verstanden wird), deren Leichen sie verstümmeln und skalpieren. Was auf den ersten Blick wie der enthemmte Gipfel der Niedertracht wirken mag, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als subversive Farce, in der sich „Juden“ und „Nazis“ als austauschbar ruchlos verhalten: Tarantinos unritterliche „Bastarde“ erschlagen unter Hohn- und Gelächter einen deutschen Soldaten mit einem Baseballschläger, weil er sich, trotz der Todesdrohung, weigert, Informationen über seine Kameraden preiszugeben. Tarantino zeigt diesen Soldaten, in genauem Gegensatz zu Spielberg, bewußt als tapfer und würdevoll.³ „Wofür hast Du das bekommen, fürs Judentöten?“ fragt sein Henker, der „Bärenjude“, ein brutaler Riese, mit verächtlichem Blick auf das „Eiserne Kreuz“. „Für Tapferkeit“, antwortet der Deutsche, ehe ihm der Schädel zertrümmert wird. Derlei Doppelbödigkeiten gingen an den deutschen Kritikern ebenso ver-

loren wie wohl am Großteil des Publikums. „Der deutscheste Film, der jemals aus Hollywood kam!“ kommentierte die *Bild*-Zeitung im Hinblick auf die hohe Beteiligung heimischer Stars, und Georg Seeßlen versuchte zu erklären, „warum gerade wir Deutschen dieses Werk brauchen“.⁴ Fern lagen die Zeiten von *Casablanca*, als in der ersten deutschen Synchronfassung (1952) aus Rücksicht auf das bundesdeutsche Publikum sämtliche Szenen entfernt wurden, in denen „Nazis“ und deutsche Soldaten vorkamen – spätestens seit *The Dirty Dozen* (*Das dreckige Dutzend*, 1967), in dem Lee Marvin und Charles Bronson ähnlich operierten wie die „Bastarde“, hatte der deutsche Michel gelernt, frei nach Erich Kästner den Kakao genüßlich zu trinken, durch den man ihn zog.

Der westdeutsche Landserfilm

Und die Deutschen selbst? Im Zuge der Wiederaufrüstung und des NATO-Beitritts Westdeutschlands 1954 entstand das kurzlebige Landserfilm-Genre, das versuchte, die Wehrmacht vom Ruch des Nationalsozialismus zu befreien. Am bekanntesten wurde die *08/15*-Trilogie nach Hans Hellmut Kirst, in deren Mittelpunkt die aufmüßig-schnoddrigen Gefreiten Asch und Kowalski standen. Die antimilitaristischen Töne waren im Gegensatz zur literarischen Vorlage stark gedämpft. Nicht die Armee selbst war schlecht, sondern ihre Kommißköpfe, Schinder und unfähigen, verantwortungslosen Führer. Asch und Kowalski nahmen an dem Krieg ohne Begeisterung teil und waren immun gegen Phrasen und Indoktrinierung. Ebenfalls im Kontext der Wiederaufrüstung entstanden zeitgleich *Der 20. Juli* und *Es geschah am 20. Juli* (beide 1954), die das Opfer des militärischen Widerstands als moralische Wegweisung für das neue Deutschland priesen.

Es trifft sicherlich zu, daß es sich Filme wie *Des Teufels General* (1955), *Der Stern von Afrika* (1957), *Hunde, wollt ihr ewig leben?* (1958) oder *U 47 – Kapitänleutnant Prien* (1958) zu leicht machten, als sie einfache Frontschweine und widerständige Offiziere gegen die verbrecherischen Nazischurken ausspielten. Dies war aber zu diesem Zeitpunkt die einzige Formel, unter der eine halbwegs positive Darstellung überhaupt möglich war, und die habituelle Zeichnung der Soldaten ist in diesen durchweg mittelmäßigen Streifen immer noch realistischer als in der Masse der Hollywoodfilme. Sie waren im Grunde zwar unterm Strich moderate, aber bemühte und gutgemeinte Versuche einer moralischen Bilanz, die natürlich auch ihr Zielpublikum bedienen wollten. Diese Filme waren in einem gewissen Sinne durchaus „verharmlosend“, aber sie verzichteten ebenso darauf, den Gegner von gestern (inklusive der Russen) zu dämonisieren, wenn er denn überhaupt in Erscheinung trat. Selbst wenn die Soldatenfilme eine stärker heroisierende Tendenz hatten, waren sie weder Fisch noch Fleisch. Ihre Anti-Kriegs-Botschaft war genauso halbherzig wie ihre eher



Matthias Schweighöfer als defätistisches Sensibelchen in *Der Rote Baron*: Zwiespältigkeiten, an denen der Film scheitern mußte.

verherrlichenden Momente. Ihre Helden waren Verlierer der letzten Instanz, die auch etappenweise kaum triumphieren durften. Sie verschwanden Anfang der sechziger Jahre nicht nur deswegen von der Leinwand, weil eine neue Generation von Kinogebern nachrückte, sondern auch, weil der erzählerische Zwiespalt, einerseits auf die heroischen Konventionen des Genres angewiesen zu sein, andererseits den Krieg als vergeblich und verderblich schildern zu müssen, auf die Dauer unbefriedigend ausfallen mußte. Und Zwiespältigkeiten sind etwas, was gerade die Deutschen am allerwenigsten ertragen können.⁵

Schweighöfer als Richthofen

An diesem Dilemma scheiterte noch Jahrzehnte später Nikolai Müllerschöns Film *Der Rote Baron* (2007), der es tatsächlich schaffte, ausgerechnet Manfred von Richthofen als kulleräugiges, tendenziell defätistisches Sensibelchen hinstellen, das jeglichem nationalen Pathos abhold ist.

Damit hatten sich die Autoren ein konzeptionelles Eigenor geschossen: Was Müllerschöns Richthofen als „Helden“ auszeichnete, nämlich die zunehmende Einsicht, daß der Krieg verwerflich und kein sportliches Spiel sei, ist so ziemlich exakt das Gegenteil von allem, was seit eh und je die Faszination dieser Gestalt ausmachte. Auf ähnliche Weise unentschlossen war Joseph Vilsmaiers *Stalingrad* (1993), dessen Crux Michael Klonovsky mit einem Satz auf den Punkt brachte: Er stelle „eine Armee dar, die niemals bis Stalingrad gekommen wäre“. Erfolgreicher war die äußerst populäre Fernsehserie *Das Boot* (1981) von Wolfgang Petersen, die im wesentlichen die Konstellationen der Soldatenfilme der fünfziger Jahre wiederholte. Mit dem U-Boot-Krieg war ein weniger belasteter Schauplatz gewählt worden, und man konnte auch auf die übliche Ikonographie von Stahlhelmen und ordenbehangenen Uniformen verzichten. „Wenn die Lage verzweifelt ist“, fragte Frank Böckelmann in einem ironischen Text über „Vierzig Figuren des deutschen Films“ apropos Jürgen Prochnow, „wollen wir dann Darstellern wie Gerhard Schröder und Wolfgang Clement folgen? Moderatorin-



„Der deutsche Michel trinkt genüßlich den Kakao, durch den man ihn zieht“: Quentin Tarantinos *Inglourious Basterds* entpuppt sich als subversive Farce.

nen wie Angela Merkel? Knallchargen wie Joschka Fischer oder Guido Westerwelle?“⁶

Wenn nun der deutsche Soldat kein Held sein durfte, konnte er dann wenigstens ein Mensch, gar ein „Opfer“ sein? So sah die Autorin der *Frau aus Berlin* die geschlagenen Soldaten auf dem Rückzug, gebrochene Jammergestalten, denen der Feind die Frauen geschändet hatte, gleichsam entmannte Männer, nun weit entfernt von dem heroischen Männlichkeitsideal des Dritten Reichs. Es schien ihr sogar, als ob der Mythos „Mann“ selbst ins Wanken geraten war.⁷ In den Trümmernfilmen traten häufig psychisch zerrüttete Heimkehrer auf, die an Depressionen, Alpträumen und Halluzinationen litten. Bei Millionen von deutschen Männern schlug sich die erfahrene und ausgeübte Gewalt in posttraumatischen Syndromen nieder. Die Psychiatrie der Nachkriegszeit hatte noch keine Diagnose für ihr Leiden zur Verfügung; wie die Autoren der Trümmernfilme empfahl sie Zusammenreißen und tatkräftigen Blick nach vorne. Seit Beginn der sechziger Jahre, als sich die heute noch wirksame Rhetorik der „Täter-Opfer“-Dichotomie herausbildete, wurde „das Reden von einem möglichen Opferstatus der Soldaten“, das bis dahin ohnehin eher entmutigt worden war, „so gut wie ausgelöscht“.⁸ □

MARTIN LICHTMESZ

Der Text wurde mit freundlicher Genehmigung des Autors seinem Buch *Besetztes Gelände* (Schnellroda, 2010) entnommen.

- 1 Bernhard Wickis *Die Brücke* (1959) lief in Südamerika angeblich unter dem Titel *Und die Tapferen sterben aufrecht*.
- 2 Vgl. Piotr Uklanski: *The Nazis*. Scalo Publishers 1999.
- 3 Meine eigene Welt. Interview mit Quentin Tarantino, *Der Spiegel* 32/2009.
- 4 *Spiegel Online*, 16.8.2009.
- 5 Für die Wege, die amerikanische Regisseure nach dem verlorenen Krieg in Vietnam einschlugen, fehlten schlicht die Talente, aber auch der Rückenwind des Zeitgeistes.
- 6 *Etappe* 18, 2004/2005.
- 7 *Eine Frau in Berlin*, S. 51.
- 8 Vgl. Svenja Goltermann: *Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg*, München 2009, S. 445ff.



„Aus Recht w

Der Rechtsanwalt und Reserveoffizier

DMZ Herr Baumann, Sie sind Oberstleutnant der Reserve, Chef der „Kurhessischen Marschgruppe Hürtgenwald“ und Beauftragter „Marsch“ in der Kreisgruppe Kurhessen des Reservistenverbandes. Wie ist die Stimmung der Soldaten nach den jüngsten Ereignissen rund um den „Bildersturm“ der Verteidigungsministerin?

Baumann: Schlecht. Der „Bildersturm“ ist Teil des ausufernden „Kampfes gegen rechts“. Dieser ist Bestandteil des „demokratischen Wettbewerbs“ um ministerielle Arbeitsplätze. Es geht um das Profilieren der Ministerin in der Art einer weiteren Marketingkampagne. Zu kurz kommt dabei das, was die Bundeswehr eigentlich braucht: motivierte, zum Kampfesgeschlossene Soldaten, die über vernünftige Ausrüstung verfügen und gesellschaftliche Anerkennung genießen.

DMZ: Nun hat Frau von der Leyen inzwischen doch Gegenwind inner- und außerhalb der Bundeswehr erhalten. Hat sie die Stimmung in der Truppe falsch eingeschätzt?

Baumann: Definitiv. Sowohl intern als auch in der Öffentlichkeit brodelte es, auch im Reservistenverband. Wer Nähe zur Truppe mit Hochglanzbildern nur inszeniert, erreicht

weder Herz noch Hand der Soldaten. Gewünscht hätte ich mir indes mehr Widerspruch aktiver Generale. Ihnen ist die Truppe anvertraut, nicht der Ministerin...

DMZ: Sie haben einst als junger aktiver Offiziersanwärter einen Eid geleistet. Welche Bedeutung hat der Eid für Sie heute?

Baumann: Eidnehmer ist das deutsche Volk, das sich diesen Staat gegeben hat. Diese Bindung besteht ein Leben lang. Das darin zum Ausdruck kommende Treueverhältnis hat nichts mit dem Kommen und Gehen von Ministern zu tun, zumal die Truppe durch deren Unfähigkeit und Schauspielerallüren zu oft enttäuscht wurde.

DMZ: Aber die Generale, deren Widerspruch Sie einfordern, sind doch auch an diesen Eid gebunden?

Baumann: Da unterliegen Sie einem Mißverständnis. In heutigen Zeiten ist es der Eid, der den Widerspruch geradezu herausfordert: Versprochen haben wir alle, „so wahr uns Gott helfe“, Recht und Freiheit zu verteidigen. Wie Sie wissen, bin ich Rechtsanwalt. Als solcher muß ich mich fragen, ob der Eid noch befolgt werden darf, wenn aus Recht Unrecht wird und die Regierung als Verwalterin des Eid-

Ein Zug Panzerhaubitzen 2000 im scharfen Schuß:
Laut Baumann wurden die „Strukturen von Territorial-
Heer und Heimatschutz“ in der Bundeswehr zerschlagen.



Foto: Flickr/Bundeswehr/Jane Schmidt



ird Unrecht“

Otto Baumann im DMZ-Gespräch

nehmers ihre Pflichten gegenüber Volk und Armee mehr als vernachlässigt.

DMZ: Was meinen Sie damit konkret?

Baumann: Sehen Sie, im Zusammenhang mit der „Welcome refugees“-Raserei hat der bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer vom „Unrechtsstaat“ gesprochen. Namhafte Verfassungsrechtler sehen das genau so. Darf ich als Soldat einem „Unrechtsstaat“ dienen? Die Frage haben sich auch von Stauffenberg, von Tresckow und viele andere gestellt. Der Rest ist Geschichte. Offene Grenzen, ungezügelter Eindringen von Wirtschaftsflüchtlings, Einschränkung der Meinungsfreiheit, soll das verteidigt werden? Als Jurist denkt man längst über Artikel 20, Absatz 4 des Grundgesetzes nach: Ist das Recht zum Widerstand nicht längst zur Pflicht geworden?

DMZ: Wie sieht es denn mit dem Demokratieverständnis bei den Streitkräften aus? Anfang des Jahres plante von der Leyen noch, mit dem sogenannten „Maulkorb-erlaß“ oppositionelle Stimmen zum Schweigen zu bringen...

Baumann: Die Bundeswehr ist haargenau auch in diesem Punkt ein Spiegelbild der Gesellschaft. Leider habe ich den Eindruck, daß in beiden die Freiheit nicht zunimmt, das Gegenteil ist der Fall. Diese Ministerin hat nicht die geringste Ahnung von der Bedeutung der Auftragstaktik, die per se die Freiheit für Vorgesetzte und Untergebene voraussetzt. Je mehr Probleme diese Regierung schafft, auch in der Armee, desto größer werden die Anstrengungen, alles unter der Decke zu halten. Die Folgen: Kadavergehorsam, Einschüchterung, Denunziantentum, Duckmäusertum. Ich habe noch eine demokratische Bundeswehr erlebt. Davon entfernt sich die Armee aber zusehends.

DMZ: Abgesehen von den aktuellen Vorfällen – fühlen sich die Reservisten von der Bundeswehr gut behandelt und unterstützt?

Baumann: Unsere Soldaten der Reserve machen nach wie vor viele gute Erfahrungen, wenn ihnen der ansonsten abstrakte Dienstherr „in Fleisch und Blut“ gegenübertritt. Der Fisch stinkt aber vom Kopf her. Da ist viel Wortgetöse, wenig Substanz. Es fehlt an allem. Wie sollte eine Armee ausreichend für ihre Reservisten sorgen, die selbst nicht mehr ernsthaft als abwehrbereit beschrieben werden kann? Wie ich an anderer Stelle schon ausführte: Der Kaiser ist nackt. Wo ist der General in der Rolle des mutigen kleinen Mädchens, der es laut sagt?



Otto Baumann, Jahrgang 1947, ist Rechtsanwalt, Reserveoffizier und Kommunalpolitiker. 1967 trat er als Offizieranwärter in die Panzergrenadiertruppe ein und wurde 1969 zum Leutnant befördert. Anschließend studierte er Geschichte, Politikwissenschaften, Englisch und Rechtswissenschaften. Nach seinem Examen wurde Baumann Leiter einer Rechtsstelle des Deutschen Gewerkschaftsbundes. 1985 machte er sich mit seiner eigenen Kanzlei selbständig. Derweil blieb er als Reserveoffizier tätig und stieg über verschiedene Lehrgänge bis zum Oberstleutnant d.R. auf. Zu seinen Aufgaben gehörte unter anderem die Führung eines 1.100 Mann starken Wehrleit- und Ersatzbataillons. Neben seiner Arbeit und dem Reservedienst engagiert sich Baumann in der Lokalpolitik und saß lange Zeit im Stadtparlament von Witzenhausen (Hessen). Seit 1972 war Baumann Mitglied der SPD, 2013 trat er zur AfD über.

DMZ: Das Reserve-Prinzip hat eine lange Tradition in den deutschen Streitkräften. Die Idee zu „Landwehr“-Einheiten kam von den preußischen Reformern, um die Armee im Bedarfsfall schnell vergrößern zu können.



Baumanns „Kurhessische Marschgruppe Hürtgenwald“ bei einem Übungsmarsch: Vor allem der „Kampf gegen rechts“ geht oftmals zu Lasten der Truppe.



Generaloberst Hans von Seeckt beim Abschreiten einer Ehrenkompanie der Wehrmacht 1936: „Das Konzept von Seeckt sollte Vorbild sein!“

Ähnliche Intentionen hatte der Chef der Heeresleitung Hans von Seeckt, auf dessen Konzeption die Wehrmacht später in hohem Maße zurückgreifen konnte. Sehen Sie dieses Prinzip vernachlässigt? Könnte die Bundeswehr hier wieder auf Traditionen und Erfahrungen der „Vorgänger“-Armeen zurückgreifen?

Baumann: Ohne jede Not, aus der Profilneurose dieses unseligen Verteidigungsministers von Guttenberg heraus,

wurden bewährte, schon als traditionell zu bewertende Strukturen von Territorial-Heer und Heimatschutz zerschlagen. Die paar Regionalen Sicherungs- und Unterstützungskompanien (RSU), Landeskommandos ohne Truppe, die Bezirks- und Kreisverbindungskommandos sind davon nur ein ferner Abglanz. Was wir brauchen, ist die Wiederinkraftsetzung der Wehrpflicht, die Aufstellung zur Landesverteidigung befähigter Verbände aus Reservisten, die Wiederverankerung des Gedankens der Wehrhaftigkeit des Staates in der Gesellschaft. Wer, bar geschichtlicher Kenntnisse, erkennt, daß die Traditionslinien der Bundeswehr über die Wehrmacht, die Reichswehr, die kaiserlichen Heere, die Armeen der preußischen Reformer und weit darüber hinaus reichen, nimmt sich selbst Erkenntnisgewinn. Unsere Vorgängerarmeen haben auch deshalb den Diktator Napoleon geschlagen, weil sie verstanden hatten, daß Angriffsgeist und Fähigkeit zum Kämpfen stehen und fallen mit der Bereitschaft der Reservesoldaten, für das Vaterland auch das höchste Opfer zu erbringen. Die Landwehren der deutschen Staaten des 19. Jahrhunderts und das Konzept von Seeckt sollten Vorbild sein. Vernunft kann niemals historisch kontaminiert sein.

DMZ: 2012 hatte Ihre Marschgruppe für einen „Eklat“ gesorgt. Können Sie uns die Vorfälle noch einmal genau schildern?

Baumann: Ich möchte vorausschicken, daß, wie Sie auch bestens wissen, der „Kampf gegen rechts“ schon damals skurrile Auswirkungen hatte. Regierung und Linksextreme marschieren ja Hand in Hand bewußt gegen alles Rechte. Vorsätzlich wird nicht unterschieden zwischen „rechts“ und „Rechtsextremismus“. Das alles ist über die Jahre noch schlimmer geworden. Um es mit einem leicht abgewandelten Wort von Margot Käßmann zu sagen, sind Sie ja heute schon rechtsextrem, wenn Sie deutsche Vorfahren haben, keinen Ghetto-Slang sprechen, die deutsche Flagge auf dem Grundstück hissen und der Meinung sind, daß der Unterschied zwischen Mann und Frau mit dem bloßen Auge erkennbar ist. Eine solche Ausgangslage gebietet Mitläufer, Denunzianten und Charaktermasken, die unter dem Deckmantel des Demokratieschutzes im wahrsten Sinne des Wortes ihre Geschäfte machen. Uns ist es damals so gegangen wie unzähligen Feuerwehren, Sportvereinen und dergleichen auch: Selbsternannte Demokratiewächter, eher Blockwächter-Naturen, wußten, im Gegensatz zu den Angehörigen unserer Truppe, von einem jungen Mann, der zu irgendeiner uns bis dahin nicht bekannten Gruppierung gehören sollte. Seine „Entdeckung“ wollte das Fernsehen vor laufender Kamera inszenieren. Dazu arbeitete man auch mit dem Mittel der Täuschung. Ich habe gegen diese Machenschaften eine einstweilige Verfügung auf Unterlassung erwirkt. Den jungen Mann habe ich zum Schutze der Marschgruppe suspendiert. Ziel dieser selbst ernannten Jäger war es, alles Militärische an sich zu diffamieren. Es lohnt nicht, dies weiter auszubreiten. Das gehört zur Geschichte unserer Reservistenarbeitsgemeinschaft. Geschadet hat der Diffamierungsversuch unserer Truppe nicht. Wir sind, im besten Sinne, in unserer Heimat Kurhessen verwurzelt. Das wird auch so bleiben. Da bin ich ganz sicher.

DMZ: Herr Baumann, vielen Dank für das Gespräch.



„Kein gültiges Erbe“

Der Traditionserlaß von 1982 brach mit der Wehrmacht

Das aus dem 1965er Traditionserlaß zu entnehmen-
de Bekenntnis zur Traditionswürdigkeit der Wehr-
macht rief auf der politischen Ebene schon früh Gegen-
kräfte auf den Plan, die sich vehement gegen die Einbet-
tung der Streitkräfte des Zweiten Weltkrieges in das
Traditionsgefüge der Bundeswehr stemmten und eine
Aufhebung oder Änderung des ersten Traditionserlasses
forderten. Noch in der Amtszeit von SPD-Verteidigungs-
minister Hans Apel hatte dieser sich aus „breiten Kreisen
der Gesellschaft, nachhaltig gestützt von großen Teilen
der Kirchen und der Gewerkschaften“ (Hans Apel, in:
DMZ Nr. 45), formierte Block damit Erfolg, als am 20. Sep-
tember 1982 die „Richtlinien zum Traditionsverständnis
und zur Traditionspflege in der Bundeswehr“ erlassen
wurden und damit der Erlaß von 1965 deutlich verändert
wurde. Der entscheidende Schlag gegen die Tra-
ditionswürdigkeit der Wehrmacht in der Bundeswehr
wurde aber nicht von diesem linken Block außerhalb der
Truppe, sondern von Personen aus dem Militärgeschicht-

„Weil die Wehrmacht Hitlers Regime überzeugt bejahte,
verbieten sich die Jahre 1933-1945 für eine Traditions-
pflege der Bundeswehr.“

Der Weg war geebnet, und so übernahm der neue Tra-
ditionserlaß exakt diese Argumentation. Die Wehrmacht
wurde nun „in Bausch und Bogen als traditionsunwürdig
behandelt“, so der Militärjurist Erich Schwinge. In Teil I
Ziffer 8 des Erlasses von 1982 hieß es pauschalisierend:
„Die Geschichte deutscher Streitkräfte hat sich nicht ohne
tiefe Einbrüche entwickelt. In den Nationalsozialismus
waren Streitkräfte teils schuldhaft verstrickt, teils wurden
sie schuldhaft mißbraucht. Ein Unrechtsregime, wie das
Dritte Reich, kann Tradition nicht begründen.“

Widerstand aus der Truppe

In seinem Buch „Der Abstieg“ äußerte Hans Apel über
die Umstände: „Am Sonntag, den 10. September, rief
mich der Generalinspekteur an, um mir mitzuteilen, daß
er und seine Kollegen im militärischen Führungsrat nicht

mehr mitspielen möch-
ten bei der Verabschie-
dung der neuen Tra-
ditionsrichtlinien. Sie
würden von der Truppe
nicht angenommen
werden.“

Doch Verteidigungs-
minister Apel setzte
sich einfach über den
Willen der Truppe hin-
weg und unterzeichne-
te den Erlaß. Der an-
gekündigte Widerstand
der Truppe blieb frei-
lich aus. Unter Apels
Nachfolger Manfred
Wörner (CDU), der zu
Beginn seiner Amtszeit
vollmundig die Auf-
hebung dieser 1982er
Richtlinien verkündet
hatte, wurden zwar die

preußischen Militärreformer und die Widerständler des
20. Juli 1944 zurück in das Pantheon der Bundeswehrtra-
dition geführt, nicht jedoch das „heiße Eisen“ Wehrmacht.
Und so diente der Traditionserlaß von 1982 in den kom-
menden Jahrzehnten stets als willkommenes Argument
für den politisch korrekten Bildersturm wider die Wehr-
macht – bis heute! □

MAG. SEBASTIAN PELLA



Foto: wikimedia/gemeinfrei

*Zwei F-4F „Phantom II“ des Jagdgeschwaders 74 „Mölders“:
Der Traditionserlaß von 1982 legte die Grundlage, daß Wehrmachtangehörige wie
Werner Mölders nicht mehr als traditionswürdig angesehen werden konnten.*

lichen Forschungsamt der Bundeswehr von innen geführt.
Bereits am 21. Februar 1981 hatte der dort als Leitender
Historiker angestellte Manfred Messerschmidt in seinem
Artikel „Kein gültiges Erbe“ ausgeführt: „Der ‚Traditions-
erlaß‘ des Bundesverteidigungsministeriums von 1965
verdeckt mit scheinbar eindeutigen Formulierungen die
Probleme, die die ‚Wehrmacht‘ den Traditionsbemühun-
gen der Bundeswehr aufgibt.“ Die einfältige Schlußfolge-
rung des vergangenheitsbewältigenden Messerschmidts:



Der Arzt

Im **Zweiten Weltkrieg** war **Ernst Rebentisch Panzeroffizier**. Nach dem Krieg wurde der **hochdekorierte Soldat Arzt** und trat in die **Bundeswehr** ein. Dort stieg er bis zum **Inspekteur des Sanitätswesens** auf und prägte diese **Truppengattung**.

Ernst Rebentisch, am 31. Januar 1920 in Offenbach am Main geboren, war das jüngste von sechs Kindern des Medizinalrates Erich Rebentisch und seiner Frau Magdalena. Mit 17 trat Ernst Rebentisch als Offiziersanwärter in die Panzerabwehr-Abteilung 23 in Potsdam ein und kam nach dem Frankreichfeldzug, in dem er das Eiserne Kreuz 1. Klasse erwarb, zur Panzertruppe. Mit seinem Panzer-Regiment 201, das später die Nummer 23 erhielt, stieß er bis in den Kaukasus vor, kämpfte in der Südukraine, Rumänien, Polen und Ungarn. Für insgesamt 77 Einsätze wurde er mit der zweithöchsten Stufe des Panzerkampfabzeichens ausgezeichnet. Über die Einsätze berichtete Rebentisch: „Ich selbst habe keinen einzigen Feindpanzer abgeschossen, sondern dies meinem ausgezeichneten Richtschützen überlassen. Als Kompaniechef und später als Abteilungskommandeur sah ich meine Aufgabe darin, den Verband so zielstrebig und wenig verlustreich zu führen,

den Feind in den Flanken zu fassen und die eingegrabenen Panzer aus ihren Stellungen zu vertreiben, um sie dann ab-schießen zu können. Diese Taktik war in jeder Hinsicht erfolgreich. Dennoch führte ich den Verband nicht von hinten, sondern von vorn.“

Mehrfach ausgezeichnet

Während der mehrwöchigen Panzerschlacht in der ost-ungarischen Puszta im Oktober 1944 zeichnete sich der 24jährige Major Rebentisch als Führer seines Panzer-Regiments 23 durch klug geführte Angriffsoperationen und beweglich geführte Abwehrmaßnahmen besonders aus. Zum zweiten Mal wurde der für seine Tapferkeit mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnete Panzeroffizier namentlich im Wehrmachtbericht genannt. Gleich zweimal wurde er zur Verleihung des Ritterkreuzes vorgeschlagen, doch die Anträge wurden abgelehnt. Statt dessen erhielt Rebentisch eine Anerkennungsurkunde Adolf Hitlers und wurde um ein weiteres Jahr vorpatentiert. Erneut verwundet, erlebte er nach seiner Genesung das Kriegsende in dem ausgelagerten Stab des Oberkommandos des Heeres (OKH) beim Chef der „Schnellen Truppen“ in Berchtesgaden.

Nach der Entlassung aus der amerikanischen Gefangenschaft schrieb er sich an der Münchner Universität für das Fach Humanmedizin ein. Ende 1950 schloß Rebentisch sein Studium dann mit der Note „sehr gut“ ab. Seine Assistentenzeit begann er im Stadtkrankenhaus Offenbach, in dem auch schon sein Vater als Ärztlicher Direktor gewirkt hatte. 1952 wurde Ernst Rebentisch zum Doktor der Medizin promoviert. Es schlossen sich Tätigkeiten in Kliniken und Landarzt-Praxen an. Rebentisch, der längst seine neue Berufung gefunden und seine chirurgische Facharztprüfung abgelegt hatte, wurde Anfang 1959 Oberarzt im Kreis-krankenhaus Gelnhausen.

Seit etwa 1953 erlebte Dr. Rebentisch „hautnah die heftigen Diskussionen der Soldaten der ehemaligen Wehrmacht aller Dienstgrade mit, ob sie sich erneut einer Armee zur Verfügung stellen sollten oder nicht. Die ablehnende Haltung vieler basierte“, so Rebentisch, „auf der Art, wie es zu dieser Armee kam und wie sie sogleich zu einem unter-



Angesichts der umfassenden Krisen in den 60er Jahren entwarf Ernst Rebentisch eine kriegsnahe Konzeption des Sanitätswesens.



drückten Instrument der Politik und der Beamtenschaft wurde“. Er erhielt von Generalstabsoffizieren seiner alten Division „viele unschöne Hinweise, wie die im Amt Blank angestellten ehemaligen Offiziere mit ihren an späterer Einstellung interessierten Kameraden umgingen. Das war ähnlich unwürdig wie in der letzten Phase vor dem endgültigen Zusammenbruch und während der Nürnberger Prozesse“, erinnerte er sich später. Lange, sehr lange zögerte der einstige Panzermajor, doch dann gab er dem Drängen seiner alten Kameraden nach. Im Oktober 1959 trat Ernst Rebentisch in die Bundeswehr ein, die unter einem großen Ärztemangel litt – als Oberstabsarzt.

Prägend im Sanitätswesen

Innerhalb weniger Jahre erlebte er sodann eine fulminante Karriere. Zehn Jahre nachdem er wieder Soldat geworden war, wurde Dr. med. Rebentisch zum Generalarzt befördert. Gleich zu Beginn seiner Laufbahn entwarf er angesichts der Krisenereignisse von 1961 und 1962 (Bau der Berliner Mauer; Kuba-Krise, die die Welt an den Rand eines Atomkrieges führte) erste Pläne zur Zusammenfassung der Sanitätsdienste im Wehrbereichskommando I und der drei Teilstreitkräfte, um verwundete und kranke Soldaten frühzeitig über die Elbe nach Westen abtransportieren zu können. Er entwickelte zudem erste Planungen für die im Kriegsfall benötigte Einrichtung deutscher Reservelazarette in Schleswig-Holstein, Dänemark, Norwegen und Großbritannien. Als Referatsleiter im Verteidigungsministerium dehnte er diese Planungen auf Belgien, Frankreich und Portugal aus. Es folgte die Verwendung als Divisionsarzt der 12. Panzerdivision und Kommandeur des Sanitätsbataillons 12 in Veitshöchheim. In dieser Funktion veranlaßte er, daß in allen Sanitätseinheiten der Division erstmals durch halbjährliche Übungen eine kriegsnahe Ausbildung stattfand. Rebentisch, der als hochdekoriertes Troupier eine überaus wertvolle Kriegs- und Kampferfahrung besaß, war aufgrund seiner klaren Anweisungen sowohl bei Untergebenen als auch einigen Vorgesetzten „gefürchtet“.

Internationale Anerkennung erlangte der engagierte Generalarzt und Kommandeur der Sanitätsakademie während der Olympischen Spiele 1972 in München, als er in vorbildlicher Weise den Sanitätseinsatz leitete. Erstmals waren Kräfte des Roten Kreuzes, der Malteser und Johanniter mit Sanitätspersonal der Bundeswehr unter militärischer Führung in den Sport- und Trainingsstätten und in einem 200-Betten-Lazarett im Einsatz.

Höchster Mediziner der Bundeswehr

1973 wurde Rebentisch Stellvertreter des Inspektors des Sanitäts- und Gesundheitswesens – und dies, obwohl der Inspekteur, Admiraloberstabsarzt Dr. Hans-Georg Stemmann, diese Personalentscheidung verhindern wollte. Das Zusammenwirken beider Ärzte war folglich nicht ganz spannungsfrei. Rebentisch stellte sich selbst die Aufgabe, die Leistungsfähigkeit des Sanitätsdienstes zu heben. Er entwickelte das „Sanitätsmodell 1“, das die Zusammenfassung der Sanitätsdienste von Heer, Luftwaffe und Marine zum Inhalt hatte. Schließlich wurde Rebentisch, der seit 1975 Honorarprofessor für Wehr- und Katastrophenmedizin an der Tech-



Sanitätsübung der Bundeswehr: Wegen angeblicher Kompetenzüberschreitungen gab es interne Reibereien, letztendlich setzte sich Rebentisch jedoch durch.

nischen Universität München war, Nachfolger von Stemmann. Er stand nun an der Spitze des Sanitäts- und Gesundheitswesens der Bundeswehr. In dieser Funktion scheute er sich nicht, auch auf Mängel hinzuweisen und Mißstände zu thematisieren. Sein von Verteidigungsminister Georg Leber gebilligtes „Sanitätsmodell 1“ wurde indes durch Lebers Nachfolger Hans Apel torpediert. Besondere Verdienste erwarb sich Rebentisch dabei, die Zusammenarbeit des militärischen Sanitätswesens und der zivilen Einrichtungen zu vertiefen. Dreieinhalb Jahre lang wirkte Professor Rebentisch als Inspekteur und setzte Maßstäbe. Am 31. März 1980 wurde der dynamische Generaloberstabsarzt, aus dem aktiven Dienst der Bundeswehr entlassen.

Professor Rebentisch widmete sich nun noch intensiver seinem Herzensanliegen: der Katastrophenmedizin. Zusammen mit Generalarzt Dr. Hansjoachim Linde und einigen anderen Ärzten gründete er die „Gesellschaft für Katastrophenmedizin“. Besonders setzte er sich auch jetzt für die Sicherheit der gesamten Bevölkerung ein. Dabei kam es immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen mit Vertretern der deutschen Sektion der „Ärzte gegen den Atomkrieg“ (IPPNW). Rebentisch stellte gegenüber seinen Berufskollegen stets fest, daß kein Arzt den Atomkrieg wolle, es aber dennoch in einer ausschließlich von der Politik zu verantwortenden nuklearen Auseinandersetzung hilfsbedürftige Überlebende geben werde. Und er erinnerte sie daran, daß jeder approbierte Arzt dann die Pflicht habe, diesen Mitmenschen zu helfen, so lange er dazu in der Lage sei. Ethische Bedenken der IPPNW und anderer Ärzte gegen den Vorschlag, bei gleichzeitigem Anfallen einer großen Zahl an Schadensopfern die ärztliche Hilfe nach Sichtung und Dringlichkeit zu leisten, wies Rebentisch zurück. Das inzwischen allgemeingültige Prinzip des Einsatzes leitender Notärzte und der Sichtung bei verlustreichen Unfällen und Katastrophen bestätigten Rebentischs damalige Forderungen.

Professor Ernst Rebentisch lebte zurückgezogen in Kronberg. Zu seinen Hobbys gehörten das Reisen und die Genealogie. Im Alter von 93 Jahren verschied er am 3. Dezember 2013. □

CLEMENS RANGE



„Die besten Sol

Ausländische Militärexperten über die

Ich habe mit einer gewissen Verwunderung festgestellt, daß man sich in Deutschland immer noch ernsthaft die Frage nach der Rolle der Wehrmacht in der deutschen Militärgeschichte und damit nach ihren Beziehungen zur Bundeswehr stellt. Die Wehrmacht [hat] während des Zweiten Weltkrieges Dinge vollbracht hat, die zu den außergewöhnlichsten der Militärgeschichte der Welt gehören. Die Invasion Frankreichs im Jahr 1940, die Schlachten um Kiew, Brjansk, die Krim und so weiter waren militärische Unternehmen, denen wenige Armeen gleiches gegenüberstellen können. Die deutschen Soldaten können sich ohne zu zögern am Beispiel ihrer Väter orientieren“, schrieb der italienische Professor Rosario Romeo 1986 in einem Leserbrief in der FAZ den Soldaten der Bundeswehr ins Stammbuch und steht damit in einer Reihe mit zahlreichen Historikern, Militärs und Politikern, die die Traditionswürdigkeit der Wehrmacht für die Bundeswehr hochhalten. Bereits 1964 hatte der bekannte französische Journalist Alain Roy in seinem Artikel *Zur Diskussion um die Innere Führung* (in: *Der Deutsche Fallschirmjäger*) ausgeführt, daß die Bundeswehr mit gutem Gewissen an die Taten der Wehrmacht anknüpfen könne: „Sie kann und muß

daraus ihren Glauben und ihren Enthusiasmus schöpfen und ihre Erbin und ihre Fortsetzung sein. So muß meiner Meinung nach ihre Zukunft aussehen. Dann wird sie sicher das werden, was sie sein muß: eine ihres Namens würdige Armee.“

„Bestorganisierte Armee der Welt“

Ob Journalisten, Militärhistoriker oder kriegserfahrene Truppenführer: der Wehrmacht widerfuhr in den Nachkriegsjahrzehnten stets anerkennende Hochachtung für ihre Kampfkraft. Wenn der Oberbefehlshaber der US-amerikanischen Luftstreitkräfte, General Henry H. Arnold, die Wehrmacht als „eine der bestorganisierten und bestdisziplinierten Armeen der Welt“ (zit. in: Schwinge, *Bundeswehr und Wehrmacht*) bezeichnete oder der sowjetische General Artemenko, Kommandierender General des XXVII. Armeekorps, bei seiner Gefangennahme im Herbst 1941 ausführte, die SS-Division „Wiking“ habe „an Kampfkraft alles Dagewesene übertroffen“ (zit. in: Höhne, *Der Orden unter dem Totenkopf*), so sind dies nur zwei von unzähligen überlieferten Aussagen von unmittelbar am Zweiten Weltkrieg beteiligten Militärs. Der britische Militärhistoriker Michael Reynolds stellte in

„Die deutsche Armee durfte 1944 immer noch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, qualitativ die beste der Welt zu sein. Ihre Eigenart lag in der Feuerkraft.“
(US-Militärhistoriker Russel F. Weigley)



daten der Welt“

enorme Kampfkraft der Wehrmacht

seinem Werk *Ein Gegner wie Stahl* anerkennend fest: „Die deutschen Soldaten der Wehrmacht waren bewundernswert, dergleichen werden wir wohl niemals wiedersehen.“ Und auch aus jüngster Zeit finden sich Verlautbarungen, die aufhorchen lassen. „Wenn ihr Deutsche mir ein Regiment Waffen-SS schicken würdet, die in der Normandie so großartig gegen uns gekämpft hat, hätte ich die Taliban in einer Woche weggefezt“, äußerte der Oberkommandierende der US-Truppen in Afghanistan, US-General David D. McKiernan, im Jahr 2008 (zit. in: *Preußische Allgemeine Zeitung*, 14.2.2009).

„Die deutschen Soldaten waren die besten der Welt“, urteilte bereits 1985 der britische Diplomat Sir John Colville in seinen *Downing-Street-Tagebüchern*. Mit dieser Aussage bewegt sich der ehemalige Sekretär des britischen Premierministers Winston Churchill im Fahrwasser der Kommentare ausländischer Fachleute über die Wehrmacht. Einer der führenden Militärhistoriker Frankreichs, Professor Dr. Philippe Masson, bezeichnete in seinem 1996 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch *Die deutsche Armee* die Wehrmacht als „eines der besten militärischen Instrumente der Geschichte“. Weiter schreibt Masson: „Die deutsche Armee hat mit ungewöhnlichem Mut bis zum bitteren Ende einer riesigen Koalition die Stirn geboten, ohne jemals schwach zu werden. Der deutsche Soldat hat von 1939 bis 1945 eine Leistung erbracht, die der seines Vorgängers von 1914 bis 1918 wahrscheinlich noch überlegen ist. Man kann feststellen, daß die Wehrmacht sich in allen ihren Teilen und an allen Fronten – oft auch unter unsagbar schweren klimatischen Bedingungen – mit einer Hingabe und Ausdauer geschlagen hat, die große Achtung abnötigt.“

Vorbild einer zukünftigen europäischen Armee?

Zum 40. Jahrestag des Kriegsendes beschrieb der britische Militärhistoriker Professor Max Hastings am 7. Mai 1985 in *The Sun* die Wehrmacht als beste Armee des Zweiten Weltkrieges und erklärte: „Die besten Männer haben nicht gesiegt.“ Bereits ein Jahr zuvor hatte Hastings sein Werk *Overlord – D-Day and the Battle for Normandy* vorgelegt, in dem er die Kampfkraft der die Normandie verteidigenden Wehrmachtverbände analysierte: „Wo auch immer alliierte Truppen auf deutsche Truppen von ungefähr gleicher Stärke stießen, behielten die Deutschen fast immer die Oberhand. Die Alliierten trafen in der Normandie auf die am besten kämpfende Truppe des Krieges, eine der größten, die die Welt je gesehen hat. Um einem Vorbild in einem zukünftigen europäischen Krieg zu folgen, wird es notwendig sein, sich die



US-General McKiernan, 2008: „Wenn ihr Deutsche mir ein Regiment Waffen-SS schicken würdet, hätte ich die Taliban in einer Woche weggefezt.“

deutsche Armee anzusehen und die außergewöhnliche Verteidigungsleistung dieser Männer.“ Zu gleicher Zeit sorgte in den Vereinigten Staaten eine Studie des Verteidigungsministeriums über die Wehrmacht für Schlagzeilen, die konstatierte: „Die deutschen Streitkräfte waren ein überragendes Kampfinstrument. Im Hinblick auf Moral, Elan, Zusammenhalt der Truppenteile gab es wahrscheinlich kein Äquivalent unter den Streitkräften des Zwanzigsten Jahrhunderts.“ In seiner weltweit bekannten Studie *Kampfkraft* (1983) hatte der Militärexperte Martin van Creveld eben jene „Kampfkraft“ der Streitkräfte des Zweiten Weltkriegs verglichen und kam zu dem Ergebnis: „Den Nachteil, einen ‚Arme-Leute-Krieg‘ führen zu müssen, glich die Wehrmacht durch die Entwicklung eines hohen Maßes an Kampfkraft aus, die sie dazu befähigte, Frankreich trotz zahlenmäßiger und materieller Unterlegenheit innerhalb von sechs Wochen zu besiegen, im Gegensatz zu den vier Monaten, die die erdrückend überlegenen alliierten Kräfte benötigten, um sie wieder zu vertrei-



ben. In Rußland brauchte eine stark unterlegene Wehrmacht nur fünf Monate, um die Tore Moskaus zu erreichen; um sie auf ihre Ausgangslage zurückzuwerfen, brauchte der bis dahin grenzenlos überlegene Gegner volle zweieinhalb Jahre.“ Weiter kommt der israelische Militärtheoretiker zu einem ähnlichen Urteil wie oben zitierte US-Studie: „Die Wehrmacht war ein großartiger Kampfverband, der hinsichtlich Moral, Elan und innerem Zusammenhalt unter den Armeen des 20. Jahrhunderts nicht seinesgleichen fand.“

Noch während des Krieges äußerte der britische Unterstaatssekretär Alexander Cadogan, die Wehrmachtsoldaten seien „prächtige Kämpfer und ihr Generalstab besteht aus wahren Meistern der Kriegskunst“ (zit. in: Adolph Aufferberg-Komarow, *Die besten Soldaten der Welt*). Und auch Churchills enger Berater Lord Ismay warnte bereits 1943, eine Invasion auf dem Kontinent als leichte Aufgabe anzusehen, denn an der französischen Küste stünden mit den Landsern der Wehrmacht „die hervorragendsten Soldaten Europas“ (zit. in: Schwinge, ebd.).

„Stolze militärische Tradition“

Doch nicht nur ausländische Militärhistoriker und Politiker äußerten ihre wohlwollende Meinung über die Wehrmacht, auch und gerade aus Reihen führender alliierter Militärs sind zahlreiche derartige Äußerungen belegt. Ob der britische Chef des Empire-Generalstabs, Feldmarschall Lord Alan Francis Alanbrooke, der am 23. Mai 1940 seinem Tagebuch anvertraute: „Die Deutschen sind ohne Frage die wunderbarsten Soldaten“ (zit. in: Schwinge, ebd.), oder Harald Alexander, britischer Feldmarschall und Oberbefehlshaber der alliierten Truppen auf dem italienischen Kriegsschauplatz, der eingestand „Wir kämpften gegen die besten Soldaten der Welt“ (zit. in: Boschmann, *Die grünen Teufel von Monte Cassino*) – in der britischen Generalität herrschte Bewunderung für die Kampfkraft der Wehrmacht. An anderer Stelle äußerte besagter Alexander: „Der deutsche Soldat hat sich als tapfer und tüchtig erwiesen. Die deutschen Soldaten sind von einem starken Sinn für Pflicht und Disziplin beseelt gewesen und haben überall tapfer und zäh gekämpft. Ihre hohe Kampfmoral haben sie sich bis zuletzt bewahrt“ (zit. in: Buchner, *Das Handbuch der deutschen Infanterie 1939–1945*). Der Generalstabschef der peruanischen Armee im Zweiten Weltkrieg, Hum-

berto B. Miranda, kam zu der Einschätzung: „Die Leistungen des deutschen Soldaten – vaterlandsliebend, tüchtig, selbst-aufopfernd – nötigten mir Bewunderung ab“ (zit. in: Thompson/Strutz, *Doenitz at Nuremberg*). Auch von US-amerikanischer Seite herrschen Worte des Lobes für die Wehrmacht vor: „Wir können auch von einem rein professionellen Gesichtspunkt aus die Organisation und die Leistungsfähigkeit der Deutschen in ihrer Kriegsführung bewundern“, so der US-Generalstabsoffizier und Leiter der kriegswissenschaftlichen Abteilung der American Battle Monuments Commission Joseph B. Mitchell in seinem Buch *20 entscheidende Schlachten der Weltgeschichte*. Und auch US-General George Patton empfand „große Achtung für die deutschen Soldaten“ und ihre „stolze militärische Tradition“ (zit. in: *The Patton Papers*), die sich in der Wehrmacht versinnbildlicht hätte.

Anerkennende Worte erfährt die Wehrmacht aber nicht nur in bezug auf ihre Bewährung im Kampf, sondern auch was die allgemeine Kriegsführung angeht. „Ob wir in Afrika, Italien oder in Frankreich auf die deutsche Wehrmacht stießen, immer fanden wir in ihr einen anständigen Gegner“, der „ein großes Maß an Zurückhaltung und Disziplin an den Tag gelegt“ (zit. in: Saunders, *Forum der Rache*) hat, führte der britische Jurist und Politiker Reginald Paget aus. Auch die Aussagen am Krieg beteiligter Soldaten, die der deutschen Streitmacht dies bescheinigen, sind Legion.

„Supersoldiers“

Bemerkenswert sind die Einlassungen alliierter Kriegsgegner, wenn sie die Überlegenheit der Wehrmacht-Verbände thematisieren. So äußerte der britische Feldmarschall Michael Carver in seinem 1972 erschienenen Buch *Tobruk*: „Kein Zweifel, daß die Deutschen aller Dienstgrade ihr Kriegshandwerk besser als die Briten verstanden haben. Ihre Kenntnis der Waffen, die ihnen zur Verfügung standen, und deren Anwendung war in fast allen Fällen überlegen. Sie waren zähe, geschickte, entschlußkräftige und wohldisziplinierte Soldaten.“ Diese Einschätzung des gedienten Offiziers stützt auch der englische Militärforscher Christopher Chant in seinem Werk *Hitlers Generale und ihre Schlachten*, worin er bezogen auf das Offizierskorps ausführt: „Alles in allem kann man durchaus sagen, daß die Armeen aller gegen Hitlerdeutschland im Kampf stehenden Verbündeten zusammen nicht so viele hochtalentierten Generale hervorbrachten, wie sie das deutsche Heer allein aufzuweisen hatte.“ Der bekannte britische Militärschriftsteller und General John F.C. Fuller schrieb in seinem Werk *Military History*: „Was der deutsche Soldat, gänzlich unvorbereitet auf einen Winterfeldzug, geleistet hat, ist eines der größten Beispiele für Belastbarkeit, von dem die Kriegsgeschichte berichtet.“ Nach der Landung in der Normandie 1944 waren die Westalliierten sprachlos über den Widerstandswillen der Wehrmachtverbände, die trotz des nunmehrigen Zweifrontenkrieges ihre Kampfkraft bewahrten. „Es war für viele unfassbar, daß der Feind bei seinen schwer mitgenommenen Verbänden genügend Widerstandskraft zu entfachen vermochte, um der militärischen Macht die Stirn bieten zu können, die wir an der Ostfront in unseren sieben Armeen konzentriert hatten“, so US-General Omar Bradley (zit. in: Schwinge, ebd.).

Aufschlußreich sind auch die Forschungsergebnisse des US-Professors an der Militärakademie West Point, Oberst



„Die deutschen Soldaten haben überall tapfer und zäh gekämpft.“ (britischer Feldmarschall Harald Alexander)

a.D. Trevor N. Dupuy, der computergestützt Hunderte an Schlachten und Gefechten in den weltweiten Kriegen seit 1807 untersucht hat und zu dem Ergebnis kam, daß der deutsche Soldat denjenigen anderer Streitkräfte qualitativ überlegen gewesen sei, insbesondere im Zweiten Weltkrieg. In seinem Buch *A Genius of War* (1977) konstatiert Dupuy: „Die Deutschen waren bessere Soldaten als wir“, die Wehrmacht eine „hervorragende“ Streitmacht, die den „Spitzenplatz in der Geschichte“ bewaffneter Verbände einnehme, und die Soldaten der Wehrmacht bezeichnet er als „supersoldiers“.

„Leistungsstärkste Armee der Welt“

Gestützt werden derlei makroskopische Forschungsergebnisse von Betrachtungen der kämpfenden Truppe in der Mikroperspektive: „Diese Truppen waren in jeder Hinsicht erstklassig, hatten meist Einsatzerfahrungen und waren besonders geschickt in der Verteidigung. Die Offiziere waren tapfere, hervorragende Führer“, hielt der britische Offizier Donald Gurrey in einem Beitrag für *Der Deutsche Fallschirmjäger* 1977 über seine Kampferfahrungen mit deutschen Soldaten in Nordafrika fest. Sir John Hackett, im Zweiten Weltkrieg Kommandeur der 4. britischen Fallschirmjägerbrigade und anschließend Oberbefehlshaber der britischen Rheinarmee, schrieb in seinem Buch *Das Waffenhandwerk* 1983: „Es besteht kein Zweifel, wem der erste Preis gebührt: den Deutschen. Im Zweiten Weltkrieg waren sie sehr, sehr gut, von Norwegen bis Sizilien, von der Normandie bis Nordafrika. Wo auch immer sie fochten, sie wurden im ganzen gut geführt; sie hielten Disziplin, sie benahmen sich auch gut. [...] Unsere Operation schlug fehl. Die Gegenwehr der leistungsstärksten Armee, die die Welt bis dahin gesehen hatte, bewirkte dies.“ US-General Dwight D. Eisenhower erörtere in einem Brief an den US-Generalstabschef George C. Marshall, warum es nach der Invasion in Frankreich 1944 nur langsam voranging. Hauptursache seien die „kämpferischen Eigenschaften“ der Wehrmachtsoldaten: „Während der letzten Monate haben die Deutschen eine bemerkenswerte Fähigkeit an den Tag gelegt, neue Divisionen aufzustellen und auszurüsten. Die derzeitige Gegenoffensive ist ein ausgezeichnetes Beispiel für ihre Fähigkeit, sich von verlorenen Schlachten zu erholen und ihren entschlossenen Widerstand gegen die Alliierten zu erneuern“ (zit. in: *The Papers of Dwight D. Eisenhower*). Der spätere US-Außenminister George C. Marshall selbst fällt das Urteil: „Die Deutschen sind natürliche Kämpfer, das müssen wir zugeben. Sie waren geborene Soldaten. Und sie waren hervorragend ausgebildet, sehr geschickt, vor allem was das Unteroffizierskorps betraf. Die Basis ihrer Disziplin war unerschütterlich.“ (zit. in: Poque, *George C. Marshall*) Sogar von sowjetischer Seite – der Kreml hatte wohlwollende Äußerungen über die Wehrmacht eigentlich untersagt – zollte man der Armee des deutschen Kriegsgegners Respekt. In seinen *Erinnerungen und Gedanken* (1969) urteilt der sowjetische Marschall Georgi K. Schukow: „Die Kampftüchtigkeit der deutschen Soldaten und Offiziere, ihre fachliche Ausbildung und Gefechterziehung erreichten in allen Waffengattungen, besonders in der Panzertruppe und bei der Luftwaffe, ein hohes Niveau. Der deutsche Soldat kannte seine Pflicht im Gefecht und im Felddienst und war ausdauernd, selbstsicher und diszipliniert.“



„Der deutsche Soldat war ausdauernd, selbstsicher und diszipliniert.“ Auch Sowjet-Marschall Schukow (rechts) zollte der Kampfkraft des Kriegsgegners Anerkennung.

Der Militärwissenschaftlicher Stephen B. Richey veröffentlichte 1984 eine Studie im *Military Review*, in der er resümierte: „Die Leistungen des deutschen Heeres im taktischen und operativen Bereich bleiben bewundernswert.“ Auch der US-Militärhistoriker Russel F. Weigley schrieb in seinem Buch *Eisenhower's Lieutenant* (1981): „Die deutsche Armee durfte 1944 immer noch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, qualitativ die beste der Welt zu sein. Ihre Eigenart lag in der Feuerkraft, verstärkt durch überlegenes professionelles Können unter den Offizieren, überragende tüchtige Kampfführung und unübertroffenen Mut unter den Mannschaften.“

Schlüssel des Erfolgs: Kampfgruppen

Zusammenfassend lassen sich die Aussagen ausländischer Militärs, Politiker und Historiker auf einen Nenner bringen: Die Heeresverbände der Wehrmacht, eingeschlossen der Waffen-SS, waren den feindlichen Streitkräften an allen Fronten sowohl auf der taktischen als auch der operativen Ebene eindeutig überlegen. Begründet wird dies einhellig mit einem professionellen Unteroffiziers- und Offizierskorps. Bei einigen Militärexperten werden die Kampfkraft und der Kampfwert der Wehrmachtverbände der Fokussierung auf sogenannte Primärgruppen, also kleine Kampfeinheiten, zugeschrieben. Die militärische Führung hatte bis zum Kriegsende versucht, in ihren Verbänden eine Kontinuität an Zusammensetzung, Ausrüstung und Personal zu bewerkstelligen, um die jeweiligen „alten Haufen“ zusammenzuhalten. In den militärsoziologischen Analysen gilt dies als Erfolgsmodell für den bis 1945 anhaltenden Widerstands- und Kampfeswillen der Wehrmachtangehörigen. Am besten auf den Punkt bringt es der bereits zitierte Philippe Masson, wenn er ausführt: „Und trotzdem: Die Wehrmacht des Zweiten Weltkriegs hinterläßt eine unauslöschliche Spur in der Geschichte und die Erinnerung an ein außerordentliches Instrument des Kampfes. Von 1939 bis 1942 hat die deutsche Armee einer verblüfften Welt alle Facetten des modernen Blitzkrieges vorgeführt und als Modell für die anderen großen Armeen der Welt gedient.“ □

MAG. SEBASTIAN PELLA



Wie andere a

Waffen-SS-Soldaten im Bundeswehr-

Den Politikern und Spitzenmilitärs in der jungen Bonner Republik war es ein besonderes moralisches Anliegen, die Bundeswehr von „braunen Flecken“ freizuhalten. Auf Anregung des Personalgutachterausschusses (PGA), der alle Soldaten mit dem Dienstgrad vom Oberst an aufwärts auf ihre qualitative, politische und moralische Eignung für die Bundeswehr bewertete, richtete Verteidigungsminister Franz Josef Strauß 1956 in seinem Ministerium eine besondere Prüfstelle für die Übernahme ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS ein. Diese Stelle überprüfte bis Ende 1963 insgesamt 602 Bewerber aller Dienstgrade. 299 Anträge wurden gebilligt. Unter diesen 299 einstigen Waffen-SS-Soldaten befanden sich auch die sechs späteren Generale Baer, Deckert, Günther, Kendziora, Lange und Schwab. Sie waren 1945 zwischen 15 und 21 Jahre jung gewesen.

Angehöriger der „Leibstandarte“

Günter Baer, geboren am 19. Oktober 1923, war 1943 als Freiwilliger in die „Leibstandarte SS Adolf Hitler“ (LSSAH) eingetreten. In der Sturmgeschütz-Abteilung LSSAH kämpfte er in Rußland und Italien. Am 17. März 1945 wurde er zum SS-Untersturmführer befördert. Baer, fünfmal verwundet, mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse und der Nahkampfspange in Silber ausgezeichnet, geriet 1945 in sowjetische, später in US-amerikanische Kriegsgefangenschaft.

Nach der Entlassung arbeitete er in Niedersachsen zunächst als Landes-Angestellter und später in der Zollverwaltung. Am 1. Juni 1951 trat Baer in den Bundesgrenzschutz (BGS) ein und begann seine Laufbahn mit einer Verfehlung, denn er hatte in der Bewerbung seine Zugehörigkeit zur Waffen-SS verschwiegen. Zwei Tage nach Dienstantritt meldete er unaufgefordert seine Unterlassung. Baer schilderte, daß er ebenso wie seine Braut seine Familie verloren hatte und in der Gefangenschaft schwerstens mißhandelt worden war. „Das Gespenst der Internierung wich nicht von uns“, schrieb er. „Ich wollte nicht ewig das schwarze Schaf sein, weil ich SS-Offizier gewesen bin, und verheimlichte nunmehr diese Tatsache.“ Nach eingehender Prüfung der Umstände kamen Baers BGS-Vorgesetzte am 16. November 1951 zu dem Ergebnis, von seiner Entlassung abzusehen.

Baer diente bis Ende Juni 1956 im BGS. Er gehörte zu jenen 9.572 BGS-Beamten, die am 1. Juli 1956 als Kaderpersonal in die Bundeswehr übertraten. Der reine Troupier und Panzerfachmann durchlief alle Ebenen der Truppenführung. Im Oktober 1974 wurde er Kommandeur des Panzer-

regiments 200, das er später erfolgreich zur Panzerbrigade 28 umgliederte.

Im August 1977 brach über die Brigade 28 ein „Liederskandal“ herein. Im Panzergrenadierbataillon 282 in Dornstadt hatte der Bataillonskommandeur das *Lied der Panzergrenadiere* mit dem Refrain „wie einst in Polen und in Flandern – und im heißen Wüstensand“ als Marschgesang befohlen. Das Lied war in den vorangegangenen 20 Jahren in erster Linie von der Nachkriegsgeneration in der Bundeswehr gesungen worden – und niemand hatte an dem Text Anstoß genommen. Nachdem der „Liederskandal“ beigelegt war, wurde in der Öffentlichkeit bekannt, daß Oberst Baer im Kriege in der Waffen-SS gedient hatte. Obwohl sich Baers Divisionskommandeur, Dr. Günter Kießling, kraftvoll für ihn einsetzte, ließ der Kommandierende General des II. Korps, Generalleutnant Carl-Gero von Ilse, den Brigadekommandeur fallen. Baer wurde mit einer untergeordneten Stelle betraut. Als General Kießling später in der Personalabteilung tätig war, hatte er die Möglichkeit, auf Baers Laufbahn Einfluß zu nehmen. So wurde Baer noch am 1. April 1981 zum Brigadegeneral befördert und zugleich stellvertretender Kommandeur der 1. Panzergrenadierdivision in Hannover. Günter Baer wurde am 31. März 1984 pensioniert und starb am 4. April 2012 im Alter von 88 Jahren.

Erster Bundeswehrgeneral

Gerhard Deckert (geb. 5. April 1924) war der erste Bundeswehr-General, der aus der Waffen-SS stammte. Er hatte seit Ende Mai 1941 der Waffen-SS angehört, wurde 1943 Untersturmführer und 1945 Batterieführer im SS-Artillerie-Regiment 2 „Das Reich“. Bis August 1947 verblieb er in Gefangenschaft. Danach wurde er Chemielaborant in den Bunawerken Schkopau, flüchtete aus der Ostzone und trat Ende Mai 1951 als Ordonnanzoffizier in den BGS ein. Am 1. Juli 1956 wechselte er als Hauptmann zur Bundeswehr.

Dort wurde er Generalstabsoffizier und im Oktober 1972 Kommandeur der Luftlandebrigade 25. Als 51-jähriger avancierte Deckert zum Chef des Stabes des I. Korps und wurde zum Brigadegeneral befördert. In der Einsatzplanung für Norddeutschland konnte Deckert seine operativen Fähigkeiten entfalten. Im Oktober 1979 wurde er zum wohl wichtigsten Abteilungsleiter im Führungsstab des Heeres (FüH) berufen, der mit der Ausbildung und Einsatzvorbereitung das Herzstück des Heeres bildete. Mit der Übernahme seines Postens als Chef des Stabes FüH am 1. April 1981 erhielt

uch

Generalsrang

*Weniger bekannt und von
offizieller Seite verschwiegen:
Soldaten der Waffen-SS stiegen
bei der Bundeswehr bis in die
höchsten Ränge auf.*



Foto: Archiv Translines-Media

Generalmajor Gerhard Deckert (hier als Brigadegeneral) war der erste ehemalige Waffen-SS-Angehörige, der zum Bundeswehr-General befördert wurde.

Deckert seinen zweiten goldenen Stern. Bis zu seinem Ausscheiden im Juni 1983 gehörte Generalmajor Gerhard Deckert zu den engsten Mitarbeitern der Heeresinspektoren Johannes Poeppel und Meinhard Glanz. Der 93jährige Gerhard Deckert lebt heute in Hannover.

Logistik-Spezialist

Ingo Günther war als 17jähriger Führeranwärter im August 1944 in die Waffen-SS eingetreten. Im SS-Panzer grenadier-Regiment 23 „Norge“ (norw. Nr. 1) wurde er als SS-Sturmann Ende Januar 1945 in Kurland durch Stecksplinter in der Lunge schwer verwundet. Fast ein Jahr Lazarettzeit folgte. Im Dezember 1945 floh er nach Berlin und arbeitete dort als Dolmetscher und Quartiermeister im Amt für Verwaltung und Eigentumswerte – einer britischen Dienststelle.

Am 1. Mai 1956 trat Günther als Fahnenjunker in die Bundeswehr ein, absolvierte den Generalstabslehrgang und wurde zum Fachmann für Logistikfragen. Es folgten Verwendungen in hohen NATO- und Bundeswehrstäben. Der Logistikspezialist wurde am 1. Oktober 1979 Chef des Materialamtes der Bundeswehr in Sankt Augustin und damit zum Brigadegeneral befördert. Am 13. April 1982 reichte der 55jährige aus gesundheitlichen Gründen sein Abschiedsgesuch ein. Darin hieß es: „Meine körperliche Einschränkung – Kriegsverletzung und zusätzliche Behinderung – beträgt 70 Prozent. Verschlimmert wird meine Lage dadurch, daß meine erkrankte Frau viel persönliche Zuwendung braucht.“ Brigadegeneral Ingo Günther wurde am 31. Oktober 1982 pensioniert; er starb Silvester 1998, einen Tag vor seinem 72. Geburtstag.

Überdurchschnittliche Leistungen

Der am 12. Februar 1925 geborene Alfred Kendziora hatte seine Laufbahn bei der Waffen-SS als Wehrpflichtiger begonnen. Als Zugführer in der Sturmgeschütz-Abteilung der Division „Das Reich“ nahm er am Unternehmen „Zitadelle“



Foto: Archiv Translines-Media

Brigadegeneral Ingo Günther kämpfte als Teil der 11. SS-Freiwilligen-Panzer grenadier-Division „Nordland“ in Kurland.

teil. Zweimal verwundet und mit dem EK II ausgezeichnet, wurde Kendziora am 17. März 1945 zum SS-Untersturmführer der Reserve befördert. Kurz danach geriet er in tschechische Gefangenschaft, konnte fliehen und mußte bis Februar 1948 in US-amerikanischer, später britischer Internierung verbringen.

Als Hilfsarbeiter begann er sich eine Existenz aufzubauen, später wurde er im Bergbau Hauer und Steiger. Daneben holte er sein Abitur nach, absolvierte ein Bergbaustudium und wurde graduerter Bergbau-Ingenieur. Während seiner Tätigkeit als „Kumpel“ erlebte Kendziora auch ein Grubenunglück mit, bei dem er für 80 Stunden – über drei Tage lang – in der Tiefe eingeschlossen war.

Kendziora, der stets als Soldat fühlte, bewarb sich bei der Bundeswehr und wurde am 1. Juli 1960 als Oberleutnant eingestellt. Der Panzeroffizier machte Karriere, wurde Bataillonskommandeur, stellvertretender Kommandeur der Panzerbrigade 8 und am 1. Oktober 1979 Kommandeur des Heimatschutzkommandos 15, das er zur Heimatschutzbrigade 53 umgliederte und bis zu seinem Dienstende insgesamt fünfeinhalb Jahre lang führte. In Anerkennung seiner überdurchschnittlichen Leistungen wurde Kendziora am 1. April 1983 zum Brigadegeneral befördert. Nach seiner Pensionierung am 31. Mai 1985 mußte Kendziora erleben, daß er und seine Familie immer wieder von linken Gruppierungen belästigt wurden. Alfred Kendziora starb am 27. August 2011 im Alter von 86 Jahren.

Einschneidendes Kriegserlebnis

Die Familie von Werner Lange (geb. 28. September 1929) hatte im Januar 1945 im Rahmen der Zwangsevakuierung ihre Heimat verlassen müssen. Ihr 15jähriger Sohn Werner mußte indes als HJ-Angehöriger in Pommern verbleiben und wurde zum Volkssturm einberufen. Sein HJ-Panzerjagdkommando 1/9 kam bei der 28. SS-Freiwilligen-Gre-



Eher zufällig gelangte der spätere Generalleutnant Werner Lange zur Waffen-SS, als seine Volkssturm-Einheit in eine SS-Division eingegliedert wurde.

nadier-Division „Wallonien“ zum Fronteinsatz. SS-Offiziere gliederten diese „Hitler-Jungen“-Kampfeinheit in ihre Truppe ein und händigten ihnen Soldbücher aus, um ihnen bei einer Gefangennahme den Kombattantenstatus zu sichern. Somit wurde Werner Lange Soldat der Waffen-SS. Er geriet in britische Gefangenschaft.

Lange absolvierte eine Buchhändlerlehre und war zuletzt Abteilungsleiter in einem Buch- und Zeitschriftenverlag. Am 2. Juli 1956 trat Lange als Offiziersanwärter in die Panzerjägertruppe der Bundeswehr ein. Nach der Generalstabsausbildung wechselten sich Truppen- und Stabsverwendungen ab. Als Chef des Stabes des III. Korps in Koblenz wurde er mit 47 Jahren Brigadegeneral. Es schlossen sich Verwendungen als Kommandeur der Schule für Innere Führung und als Kommandeur der 10. Panzerdivision an. 1983 wurde Lange Generalleutnant und Kommandierender General des II. Korps in Ulm, das er fünfeinhalb Jahre lang führte. Ausgezeichnet mit dem Großen Bundesverdienstkreuz, wurde er am 31. März 1989 aus dem aktiven Dienst verabschiedet. Im Jahr 2012 erklärte Lange: „Ich verdanke mein Leben der Tatsache, daß ich in den Waffen-SS-Verband unter dem erfahrenen SS-Standartenführer Léon Degrelle eingegliedert wurde und diese kampferprobten Soldaten sich mit uns ‚Kindersoldaten‘ nach Westen durchschlugen. Alleine wären wir im Strudel der sowjetischen Offensive hoffnungslos untergegangen.“ Generalleutnant a.D. Werner Lange starb 85jährig am 15. November 2014 in Ulm.

Vorbilder für viele Soldaten

Michael Schwab (geb. 9. Mai 1927) war am 1. März 1944 als Führeranwärter in die Waffen-SS eingetreten. Als Zugführer im SS-Panzergrenadier-Regiment 11 wurde Schwab, der zweimal verwundet wurde, für seine Tapferkeit mit dem EK I ausgezeichnet. In der Nähe von Prag geriet der



Als Führer eines Zuges Sturmgeschütze bewährte sich der spätere Bundeswehr-Brigadegeneral Alfred Kendziora an der Ostfront.

SS-Standartenoberjunker im Mai 1945 in sowjetische Gefangenschaft, aus der er im August floh.

Aus US-amerikanischer Internierung zurückgekehrt, nahm er das Studium der Staatswissenschaften und der Philologie auf. Schwab legte die Lehramtsprüfung ab, promovierte 1953 zum Dr. phil. und arbeitete anschließend bei zwei Banken in München.

Am 1. Oktober 1956 trat Dr. Michael Schwab als Oberfeldwebel (Offiziersanwärter) in die Bundeswehr ein. 1964 schloß Schwab den Generalstabslehrgang ab. Nach einigen Stabsverwendungen wurde er 1975 Kommandeur der Jägerbrigade 10 in Weiden in der Oberpfalz. Dort wurde Dr. Schwab am 1. April 1980 zum Brigadegeneral befördert. Von 1982 bis 1985 war er stellvertretender Kommandeur der 2. Panzergrenadierdivision in Kassel. Am 1. April 1985 wurde Schwab Generalmajor. In Koblenz wirkte er bis zu seinem Dienstende am 30. September 1987 als stellvertretender Kommandierender General des III. Korps. Generalmajor a.D. Dr. Michael Schwab verstarb am 17. April 1996 im Alter von 68 Jahren.

Bis auf Alfred Kendziora wurden alle einstigen Waffen-SS-Soldaten unter den SPD-Verteidigungsministern Georg Leber und Hans Apel zu Generalen befördert. Apel soll hierzu einmal erklärt haben, ihn interessiere es nicht, ob jemand als Jugendlicher der Waffen-SS angehört habe, wichtig sei, daß dieser Mensch in der Demokratie gegenüber der Bundesrepublik Deutschland treu und pflichtbewußt diene. Die einstigen 299 Angehörigen der Waffen-SS wurden in ihrer Bundeswehrlaufbahn zusammen mit den etwa 40.000 früheren Wehrmachtsoldaten weitgehend gleich behandelt und ihren Fähigkeiten entsprechend gefördert. Sie gelangten ebenso wie ihre übrigen Kameraden bis in Spitzenpositionen und prägten durch ihr Vorbild viele Soldaten. □

JOCHEN DÜRING



„Einseitige D

Der Historiker Walter Post über den Einf

DMZ Herr Dr. Post, mit dem neuerlichen „Bildersturm“ bei der Bundeswehr versucht die Bundesverteidigungsministerin Ursula von der Leyen, die letzten Traditionsreste der Wehrmacht in der Bundeswehr zu tilgen. Allerdings ergibt sich aus dem Traditionserlaß von 1982 eine rote Linie...

Post: Um die „rote Linie“ zu verstehen, muß man zeitlich noch weiter zurückgehen, nämlich zum Traditionserlaß von 1965. Dieser war sehr zurückhaltend formuliert und stellte die Traditionswürdigkeit der Wehrmacht grundsätzlich nicht in Frage. Er enthielt im wesentlichen nur eine allgemein gehaltene Würdigung der Offiziere des 20. Juli, und er bestimmte weiter, daß Symbole, die das Hakenkreuz enthalten, nicht gezeigt und daß Traditionen ehemaliger Truppenteile der Wehrmacht nicht an Bundeswehr-Truppenteile verliehen werden durften.

DMZ: In der Aufbauphase der Bundeswehr ab 1956 waren mehr als 13.000 Offiziere und etwa 30.000 Unteroffi-

ziere der Wehrmacht reaktiviert worden. Die US-Amerikaner hat dies keineswegs gestört, im Gegenteil, sie wünschten sich deutsche Soldaten, die insbesondere über Kampferfahrung von der Ostfront verfügten.

Post: 1965 waren die ehemaligen Wehrmachtangehörigen für die Bundeswehr schlichtweg unentbehrlich, und ich möchte an dieser Stelle ein kleines Beispiel anführen, welches Selbstverständnis damals noch in Teilen der Truppe herrschte: Der hochdekorierte Jagdflieger Erich Hartmann, Träger der Ritterkreuze mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten, war seit 1959 Kommandeur des Jagdgeschwaders 71 „Richthofen“. Die Canadair F-86 „Sabre“ dieses Verbandes waren an Bug und Seitenleitwerk mit dem gleichen schwarzen Tulpenmuster bemalt wie Hartmanns letzte Messerschmitt Bf 109 während des Zweiten Weltkrieges.

Im Verlauf der siebziger Jahre schieden die Angehörigen der Kriegsgeneration nach und nach aus der Bundeswehr aus, und der Zeitgeist verschob sich unter der soziallibera-

Jan Philipp Reemtsma stellt 2001 die zweite Wehrmachtausstellung vor. Aus der Sicht von Dr. Walter Post verfolgte das Projekt unter anderem den Zweck, die Kriegsgeneration wie auch die Bundeswehr zu diskreditieren.



„arstellung“

luß der Anti-Wehrmacht-Ausstellungen

len Koalition zunehmend nach links, was sich schließlich im Traditionserlaß von 1982 niederschlug, der die Wehrmacht nur noch sehr selektiv für traditionswürdig erklärte.

DMZ: Wie es von einigen Stellen auch gefordert wurde...

Post: Die Protagonisten dieser Entwicklung übersehen dabei, wie eng die Verbindungen zwischen Wehrmacht und Bundeswehr in den fünfziger und sechziger Jahren waren, das heißt, wenn man die Erinnerungen an die Wehrmacht liquidiert, dann amputiert man unvermeidlich die Frühgeschichte bzw. die Tradition der Bundeswehr.

DMZ: In kaum einer anderen Armee ist das Verhältnis zur Tradition so gestört wie in der Bundeswehr. Woher rührt dieser Umstand?

Post: Für diese Entwicklung gibt es mehrere Ursachen. Am Anfang steht natürlich die Niederlage von 1945, die aus nachvollziehbaren Gründen in der deutschen Gesellschaft einen weitverbreiteten Pazifismus zur Folge hatte. Die Wiederbewaffnung der fünfziger Jahre geschah auf Wunsch der US-amerikanischen Regierung und mußte von der Bundesregierung unter Konrad Adenauer gegen erhebliche Widerstände in der deutschen Gesellschaft durchgesetzt werden.

Wegen der zahlenmäßigen Schwäche des amerikanischen Heeres in der Verteidigung Europas gab es die sogenannte „konventionelle Lücke“, die mit Hilfe der zwölf Panzer- und Panzergrenadierdivisionen der Bundeswehr geschlossen werden sollte.

DMZ: Was bedeutete das für Westdeutschland?

Post: Dieses Vorhaben bestärkte die deutschen Pazifisten in ihren Überzeugungen, und die sich daraus ergebende Friedensbewegung wurde organisatorisch wie finanziell von Moskau und von Ost-Berlin gefördert. Das politische Ziel in den Hauptstädten des Ostblocks war damals die Zersetzung des Verteidigungswillens in den westlichen Staaten, und in diesem Zusammenhang spielten auch die angeblichen und tatsächlichen deutschen Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg eine wichtige Rolle, die von der kommunistischen Propaganda hartnäckig thematisiert und von der bundesdeutschen Linken dankbar aufgegriffen wurden.

DMZ: In Ihrem 1999 erschienenen Buch *Die verleumdete Armee* weisen Sie auf die Verknüpfung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes der Bundeswehr mit den Machern der sogenannten „Wehrmachtausstellung“ hin. Können Sie uns diesen Zusammenhang erklären?

Post: Bereits in den 1970er Jahren etablierte sich im Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr eine Grup-



Foto: Privat

Dr. Walter Post, geboren 1954 in München, studierte nach dem Abitur Politische Wissenschaften, Neuere Geschichte und Philosophie. 1990 promovierte er mit dem Thema „Sowjetische Chinapolitik in der Ära Breschnew“ zum Dr. phil. 1990 bis 1994 folgte ein Lehrauftrag für das Fach „Internationale Politik“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seit 1995 ist er als freier Publizist tätig. Sein neuestes Buch Wehrmacht und Holocaust erschien im Jahr 2016.

pe von Historikern um Manfred Messerschmidt, Wolfram Wette und Gerd Überschar, die der Fernsehjournalist und ehemalige Jagdflieger Rüdiger Proske als „Rote Zelle“ bezeichnete. Die Publikationen der „Roten Zelle“ lehnten sich bis zu einem gewissen Grad an die östliche Propaganda an,



Foto: wikimedia/gemeinfrei

F-86 des Jagdgeschwaders 71 „Richthofen“: Völlig selbstverständlich zierte den Bug dasselbe Muster wie die Maschine Erich Hartmanns im Zweiten Weltkrieg.

verfolgten aber durchaus eigenständige Ziele. Die angeblichen oder tatsächlichen Verbrechen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg erschienen als probates Mittel, sowohl die Kriegsgeneration wie auch die Bundeswehr zu diskreditieren und damit der Forderung nach einer neuen Gesellschaftsordnung nach linken Vorstellungen Nachdruck zu verleihen.

Im Ergebnis nahm die Zahl der Publikationen, die das Verhalten der Wehrmacht in der Sowjetunion, auf dem Balkan und in Italien vor allem als Aneinanderreihung von Kriegsverbrechen interpretierten, allmählich zu, während

die Veröffentlichungen, die dem dort gezeichneten einseitigen Bild differenziertere Darstellungen entgegensetzten, weniger wurden.

DMZ: Und von dort war es dann nur noch ein kleiner Schritt bis zur „Wehrmachtausstellung“?

Post: Genau. 1984 gründete Jan Philipp Reemtsma das Hamburger Institut für Sozialforschung, das unter anderem die Theorie und Geschichte der Gewalt zu einem seiner Forschungsschwerpunkte machte. Anfang der neunziger Jahre lernte Reemtsma den Filmemacher und Publizisten Hannes Heer kennen, der gerade an einem Filmprojekt über die Tätigkeit der SS-Einsatzgruppen in Weißrußland arbeitete. Durch diesen persönlichen Kontakt entstand die Idee, eine Ausstellung zum Thema „Verbrechen der Wehrmacht“ zu machen, deren Leitung 1993 Hannes Heer übertragen wurde.

Im März 1995 trat diese Ausstellung unter dem Titel „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ in Hamburg an die Öffentlichkeit und wurde anschließend in 34 Städten in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich gezeigt. Die Ausstellung löste nach kurzer Zeit in der Öffentlichkeit heftige Kontroversen aus, die auch von der Politik aufgegriffen wurden. Die Macher der Reemtsma-Ausstellung haben von den Inhalten her auf dem aufgebaut, was die sogenannte „Rote Zelle“ und mit ihr sympathisierende Historiker und Publizisten bereits Jahrzehnte zuvor zu Papier gebracht hatten.

DMZ: Welchen Zweck verfolgte die Ausstellung?

Post: Reemtsma und seine Mitarbeiter betrachten sich als Teil des linksliberalen kulturellen Establishments. In diesen Kreisen hatte man schon in den späten sechziger Jahren das Konzept des Marxisten und Mitbegründers der Kommunistischen Partei Italiens Antonio Gramsci aufgegriffen, dem-



Foto: Flickr/Fraktion DIE LINKE im Bundestag/Uwe Siebert

Hannes Heer (Mitte) auf der Bühne neben Michel Friedman. 1993 übernahm Heer die Leitung über das Projekt zu den Wehrmachtausstellungen.



zufolge die Linke zur Erringung der politischen Herrschaft zunächst die „kulturelle Hegemonie“, das heißt die Dominanz über die Diskussion bzw. Meinungsbildung in den staatlichen und ideologischen Apparaten von Bildung, Medien, Parteien und Interessenvertretungen erringen müsse. Ist diese erreicht, kann man Staat und Gesellschaft gemäß den eigenen Vorstellungen umgestalten.

DMZ: Was läßt sich zur Arbeitsweise und Methodik der Verantwortlichen sagen?

Post: Reemtsma und Heer hatten Mitte der neunziger Jahre leichtes Spiel; wären sie mit ihrer Ausstellung zehn Jahre früher an die Öffentlichkeit getreten, dann hätten sie sich in einer der damals beliebten Fernseh-Talksendungen mit den noch lebenden Nürnberger Verteidigern auseinandersetzen müssen, und diese hätten den Ausstellern in kürzester Zeit ihre völlige Inkompetenz nachgewiesen und sie schlicht lächerlich gemacht. All die Fragen des Kriegsvölkerrechts sind in der ersten Reemtsma-Ausstellung überhaupt nicht und in der zweiten nur unvollständig und in teilweise irreführender Weise behandelt worden.

Das Kriegsvölkerrecht unterscheidet sich fundamental vom normalen innerstaatlichen Recht, das heißt, Dinge, die dem normalen Rechtsempfinden als Verbrechen erscheinen, sind nach Haager Landkriegsordnung, Völkergewohnheitsrecht oder den Genfer Konventionen von 1929 und 1949 tatsächlich legale Kriegshandlungen.

Die große Resonanz in der Öffentlichkeit war aber darauf zurückzuführen, daß es sich um eine Foto-Ausstellung handelte, die natürlich vor allem durch die Macht der Bilder wirkt. Dabei ist jedem Kenner der Materie bewußt, wie problematisch die korrekte Zuordnung historischer Fotografien ist.

DMZ: Wie kann man das verstehen?

Post: Ein Foto, das die Erschießung von Zivilisten durch deutsche Uniformträger zeigt, ist für sich noch lange kein Beweis für ein Kriegsverbrechen. Wenn diese Zivilisten Partisanen waren, konnte die Erschießung völlig legal sein, da Freischärler nach damaligem Kriegsvölkerrecht praktisch vogelfrei waren. Bis zur Verabschiedung der Genfer Konventionen von 1949 war es nicht einmal notwendig, sie vorher von einem Kriegsgericht aburteilen zu lassen. Sogar Geiseler-schießungen konnten nach Völkergewohnheitsrecht bis 1949 unter gewissen Voraussetzungen legal sein.

Auf vielen Fotos sind die Uniformen von Wehrmacht, Waffen-SS, Polizei oder SD nicht oder nur mit großer Mühe zu unterscheiden. Und so sind Fotos, die in Wirklichkeit Aktionen des SD, der Polizei oder sogar von landeseigenen Hilfspolizisten zeigen, von den Ausstellern einfach der Wehrmacht zugeordnet worden.

Die Ausstellungsmacher haben diese Unterscheidungen entweder vorsätzlich oder aus Unkenntnis verwischt, wobei ihnen natürlich die zunehmende zeitliche Distanz zu den Ereignissen und das Fehlen von kompetenten Kritikern zu Hilfe kamen.

DMZ: Wie würden Sie den Einfluß der Ausstellung – speziell auf die Bundeswehr – bewerten?

Post: Eine Armee ist immer auch ein Spiegelbild der Gesellschaft, die sie hervorbringt. Und wenn der Mainstream der bundesdeutschen Gesellschaft sich entschließt, die These



Deutsche Feldgendarmen im Osten:
„Freischärler waren nach dem damaligen
Kriegsvölkerrecht praktisch vogelfrei.“



Vereidigung von James Mattis (rechts): „Während
in den USA mit James Mattis ein hochqualifizierter
General mit Kriegserfahrung als Verteidigungsminister
fungiert, haben wir Frau von der Leyen.“



Bundeskanzler Helmut Kohl: „geistig-moralische Wende“ gegen linksliberale Kräfte?

von der „verbrecherischen Wehrmacht“ zu akzeptieren, dann ist es für die Bundeswehr sehr schwer, sich dagegen zu positionieren, vor allem, wenn die politische Führung sich nicht hinter sie stellt.

Die Tatsache, daß das Fehlen von Tradition und Korpsgeist den Zusammenhalt und damit auch die Kampfkraft schwächt, scheint die politisch Verantwortlichen nicht zu interessieren. Das Ganze ist also auch eine Frage der außen- und sicherheitspolitischen Rahmenbedingungen.

DMZ: Wie kann es sein, daß sich das Bild von der „mordenden“ Wehrmacht so nachhaltig in der Gesellschaft einnistet?

Post: Das ist sehr einfach: Es gibt in der bundesdeutschen veröffentlichten Meinung keinen Widerspruch mehr. Zum einen ist die Kriegsgeneration, die von dieser moralischen Diskreditierung ja direkt betroffen ist, zum größten Teil weggestorben und kann sich nicht mehr wehren. Zum anderen haben es die Unionsparteien in den vergangenen Jahrzehnten weitgehend versäumt, konservative Kräfte in den Universitäten und den Medien, insbesondere den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, unterzubringen. Man hat dieses Feld völlig der SPD und den Grünen überlassen.

Anfang der achtziger Jahre gab es in Großbritannien und den USA nach den Wahlsiegen von Margaret Thatcher und Ronald Reagan einen großen Aufschwung für die konservativen Kräfte, aber die Bundesrepublik Deutschland hat diese Entwicklung nicht mitvollzogen. Der jüngst verstorbene Bundeskanzler Helmut Kohl hat 1982 zwar die „geistig-moralische Wende“ angekündigt, sie aber in seiner langen Regierungszeit nicht umgesetzt. Zwar sind die linksliberalen Kräfte im angelsächsischen Raum auch heute noch sehr stark, aber wenn Sie genauer hinschauen, dann sind die Unterschiede zu den deutschen Verhältnissen beträchtlich. Während in den USA mit dem „Krieger-Mönch“ James Mattis ein hochqualifizierter General des Marine Corps mit persönlicher Kriegserfahrung als Verteidigungsminister fungiert, haben wir in Berlin eine Frau von der Leyen, die mit ihrer Qualifikation als Fachärztin vielleicht das Lazarettwesen der Bundeswehr leiten könnte, mit dem Verteidigungsministerium aber ganz offensichtlich überfordert ist.

DMZ: Herr Dr. Post, vielen Dank für das Gespräch!

Deutsche Wehrmacht: Eine Verbrecherbande?

Walter Post

Wehrmacht und Holocaust

War das Heer 1941 an „Judenaktionen“ beteiligt?



Pour le Mérite

macht gingen allein auf den Fall der 707. ID zurück. Eine spektakuläre Studie zur Ehrenrettung der Wehrmacht! 336 S., zahlreiche s/w. -Fotos und Karten, geb. im Großformat. Art. 102722

€ 25,95

Walter Post

Wehrmacht und Holocaust

War das Heer 1941 an „Judenaktionen“ beteiligt? – Je länger der Zweite Weltkrieg zurückliegt, desto schärfer werden die Beschuldigungen gegen die deutsche Wehrmacht, zuletzt in der Rede des damaligen Bundespräsidenten Gauck zum 70. Jahrestag des Kriegsendes. Sogar ihre angebliche Beteiligung am Holocaust steht im Raum. Dem Autor ist es gelungen, diese Anschuldigung auf die Urheberchaft von Hannes Heer (Anti-Wehrmacht-Ausstellung) zurückzuführen, der der 707. Infanterie-Division (ID), die sich zur Sicherung der Bahnstrecke Warschau–Minsk in Weißrußland befand, direkte Anordnungen zu Judenerschießungen unterstellte. Der Autor kann jedoch nachweisen, daß die sogenannten „Judenaktionen“ von einem – nicht der Wehrmacht unterstellten – Polizeibataillon und litauischen Schutz-

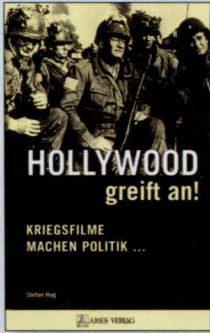


DMZ

DMZ-Versand

Postfach 52 • 24236 Selent
Tel. 04384/59700

Bücher zu den Themen „Bundeswehr“ und „Wehrmacht“

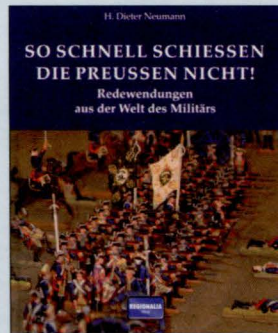


Stefan Hug
Hollywood greift an!
Kriegsfilme machen Politik. – Immer einen lockeren Spruch auf den Lippen, stets eine lässige Haltung einnehmend und die Waffe schnell zur Hand – so kennt man den US-Soldaten von der Filmleinwand. Ganz nebenbei flattert die US-Flagge als Banner der Freiheit durchs Bild. Diese eindrucksvolle Studie zeigt den Aufstieg Hollywoods als das „Maß aller Dinge“ im weltweiten Filmgeschäft und die propagandistische Macht seiner Filmkartelle. Die „Politik an den Kinokassen“ wirkt dank staatlicher Filmförderung besonders gut beim Bundesbürger. 184 S., s/w. Abb., geb.
Art. 240084 € 19,90



Franz Uhle-Wettler
Höhe- und Wendepunkte deutscher Militärgeschichte
Von Leuthen bis Stalingrad. – Eines der brilliantesten Bücher zur Militärgeschichte ist jetzt mit umfangreichen Erweiterungen endlich wie-

der lieferbar. Der Verfasser analysiert neun Schlachten von Leuthen 1757 bis Stalingrad 1942/43. Im Vordergrund steht dabei ihre Einordnung in die deutsche Geschichte, die Würdigung der jeweiligen Heerführer und ihrer Heere. Unge- mein lesbar und spannend geschrieben, besonders empfehlenswert! 416 S., viele s/w. Abb., geb. im Großformat.
Art. 203005 € 19,90



H. Dieter Neumann
So schnell schießen die Preußen nicht!
Redewendungen aus der Welt des Militärs. – „Jemandem eine Zigarre verpassen“, „Gewehr bei Fuß stehen“, „08/15“, „auf Vordermann bringen“, „ins Hintertreffen geraten“, „Heißsporn“, „rin in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln“. Über die Ursprünge und Hintergründe dieser und vieler anderer Redewendungen aus der Welt der Soldaten gibt das Buch ebenso informativ wie unterhaltsam Auskunft. 128 S., viele s/w. Abb., geb.
Art. 261148 € 4,95

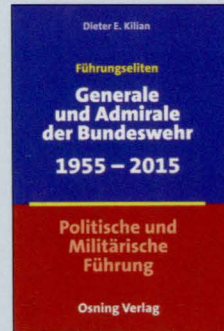
Dieter E. Kilian: Führungs- eliten: Generale und Admirale der Bundeswehr 1955–2015
Politische und militärische Führung. – Der Autor und Oberst a.D. beschreibt in Kurzbiographien das Führungspersonal der Bundeswehr, analysiert Aufbau und Entwicklung der Armee, schildert die politischen Rahmenbedingungen und geht auf die Skandale ein – Stichworte: Krupinski, Günzel, Schultze-Rhonhof–,

Gegen die US-Kriegstreiber

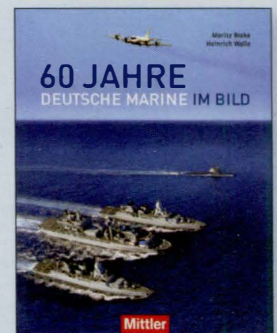


Alexander Dugin
Konflikte der Zukunft

Die Rückkehr der Geopolitik. – Krieg in Syrien, Irak, Libyen, Palästina, Ukraine mit gewaltigen Flüchtlingsströmen nach Mitteleuropa – und überall mischen die USA ganz offiziell oder im Hintergrund mit. Der weltweite Führungsanspruch der amerikanischen Finanzeliten ist ungebrochen; Liberalismus und Kapitalismus werden Staaten in aller Welt mit teils subversiven Methoden wie „orangenen Revolutionen“ aufgezungen. Wer sich zersetzenden Doktrinen wie Homo- lobbyismus, Gender Mainstreaming, Frei- handel, Plünderung von Mittelstand und Privatvermögen nicht freiwillig unterwirft, wird mit inszenierten Volksaufständen und Krieg überzogen. Der russische Politologe und Philosoph Prof. Alexander Dugin lehnt dieses Eine-Welt- Konzept unter Führung der USA ab und entwirft in seinem neuen Buch das Konzept einer multipolaren Weltordnung. Bis vor kurzem nur den Lesern des *Deutschen Nachrichtenmagazins* ZUERST! bekannt, ist der Moskauer Universitätsprofessor im Rahmen der Ukraine-Krise in deutschen Medien zum Oberbösewicht und Einflüsterer des russischen Präsidenten Wladimir Putin avanciert. Und im russischen Fernsehen gilt längst: Keine Talkshow ohne Dugin! 208 S., viele Abb., geb.
Art. 112912 € 19,95



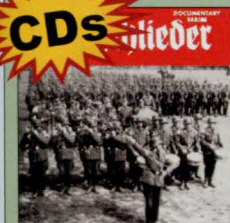
marine gegründeten Flotte dar. Im Kalten Krieg Teil der Abschreckungsdoktrin der NATO, wandelte sie sich seit den 1990er Jahren zur



die immer wieder den Gedanken aufkommen lassen, daß „Innere Führung“ kaum mehr ist als ein Werbespruch. 668 S., s/w. Abb., geb. im Großformat.
Art. 256836 € 64,–

Moritz Brake/Heinrich Walle
60 Jahre Deutsche Marine im Bild
Der Band stellt in Bild und Text die Geschichte der 1956 als Bundes-

Eingreif- und Überwachungstruppe bei internationalen Krisen. Die nie gesehenen Aufnahmen vermitteln einen authentischen Eindruck vom Leben an Bord. 144 S., viele s/w. u. farb. Abb., geb. im Atlas-Großformat.
Art. 261890 € 29,95



Marschlieder
Originalaufnahmen von Musikzügen der Wehrmacht. „Flieg, deutsche Fahne“, „Legion Condor“, „Veronika“ „Reserve hat Ruh“ u.v.a.
2 CD, Art. 400581 € 35,90

Das Vaterland ruft
Vaterländische Lieder: „Burschen heraus“, „Flamme empor“, „Wenn alle untreu werden“, „Ich hat' einen Kameraden“, „Zu Man- tua in Banden“ u.v.a.
2 CD, Art. 400653 € 35,90



Üb' immer Treu und Redlichkeit
Militärmärsche mit den Musikkorps der Alten Arme: „Preußenmarsch“, u.a.; dazu das Glocken- spiel der Potsdamer Gar- nisonkirche, u.v.m.
2 CD, Art. 400640 € 35,90

In Treue Allezeit
Lieder und Märsche der Wehrmacht. „Fliegerfanfare“, „U-Boote am Feind“, „Marsch der Leibstandarte“, „Die Sturmartillerie“ u.v.a.
2 CD, Art. 400666 € 35,90



Wunschkonzert für die Wehrmacht
Berühmte Solisten (Ma- rika Röck, Paul Hörbi- ger) singen u.a. „Das kann doch einen See- mann nicht erschüt- tern“, Antje, mein blondes Kind“, u.v.a.
Art. 400594 € 18,–

Musik vom Deutschlandsender für unsere Soldaten
Originalaufnahmen be- kannter Orchester und Solisten. „Westerwald- lied“, „Schön ist es, Sol- dat zu sein“ u.v.a.
2 CD, Art. 400611 € 35,90





Springer wid

Trotz Verwundung und Krankheit bric

Der Sprung aus den Wolken ist für alle Fallschirmjäger eine Herausforderung. Für die meisten Soldaten bedeutet der Sprung in die Ungewißheit des Einsatzes eine immer wiederkehrende Selbstüberwindung. Für manch einen von ihnen ist der Sprung zudem ein sportliches Abenteuer, bei dem Extreme, ja Grenzen berührt oder gar überschritten werden.

Der Aufbau von Fallschirmjägertruppen wurde schon 1918 gefordert und zwischen dem Ersten und Zweiten Welt-

krieg heftig diskutiert. In größerem Umfang traten solche Formationen dann zuerst in der Sowjetunion in Erscheinung. In Deutschland wurde unter der Führung von General Kurt Student seit 1936 eine Fallschirmtruppe aufgestellt. Die nach einem modernen Konzept ausgebildeten Fallschirmjäger spielten 1940 erstmals eine kriegsentscheidende Rolle im Westfeldzug beim schnellen Vordringen nach Belgien und Holland. Auch die 1941 als deutsche Luftlandeoperation stattfindende Eroberung der Mittelmeerinsel Kreta war in der Geschichte einzigartig. Im Verlauf des Krieges bewiesen die Fallschirmjäger vor allem in den Schlachten um den Monte Cassino 1944 ihren enormen Kampfwert.

Fallschirmjäger helfen beim Wiederaufbau

Mit der Aufstellung der Bundeswehr entstand nach Prüfung aller militärstrategischen Zusammenhänge auch wieder eine deutsche Fallschirmjägertruppe. Zunächst wurden eine Fallschirmjägerbrigade und eine Luftlandeschule errichtet. Im Januar 1957 formierte sich der Stab der zur 1. Luftlandedivision erweiterten Spezialtruppe. Die ersten Kader dieser neu aufzustellenden Verbände bestanden aus kriegserfahrenen, oft hochausgezeichneten Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften.

Mit dem Aufbau der 1. Luftlandedivision wurde Oberst Bern von Baer beauftragt, im Krieg Chef des Stabes des Fallschirm-Panzerkorps und Eichenlaubträger. Anfang September 1957 übernahm die Division Generalmajor Hans Kroh, im Krieg Kommandeur der 2. Fallschirm-Division und Schwererträger. Ihm folgte als dritter Kommandeur im Oktober 1962 Walter Gericke, im Krieg Führer der 11. Fallschirm-Division und Eichenlaubträger. Nahezu alle wichtigen Funktionen im Stab waren in der Aufbauphase mit Ritterkreuzträgern besetzt. Zu ihnen gehörten Harry Herrmann und Franz Pöschl (stellvertretende Divisionskommandeure), Gerhard Schacht und Hans-Gotthard Pestke (beide Chef des Stabes) sowie als weitere Generalstabs-offiziere Hans Teusen und Otto Wohlfeil.

Erster Kommandeur der Fallschirmjägerbrigade 25 war Oberst Gerhart Schirmer, im Krieg Kommandeur des Fallschirmjäger-Regiments 16 und Eichenlaubträger. Sein Stellvertreter war Oberstleutnant Manfred Beutner, im Krieg bei der Panzerjägertruppe und Ritterkreuzträger. Zu den ersten Kommandeuren der Fallschirmjägerbataillone gehörten die Ritterkreuzträger Alfred Genz, Erich Timm, Reino Hamer und Günther Straehler-Pohl.



Foto: DMZ-Archiv

Als Leutnant und Führer der 5. Kompanie des Fallschirmjäger-Regiments 2 erhielt Erich Lepkowski am 8. August 1944 das Ritterkreuz.



er Willen



ht ein Ritterkreuzträger alle Rekorde

Draufgänger der Wehrmacht

Neben diesen Führungskräften versah eine Vielzahl weiterer hochdekorierten Soldaten ihren Dienst in der Fallschirmtruppe. Zu ihnen stieß – relativ spät – am 1. April 1960 Erich Lepkowski. Der aus dem Unteroffizierkorps stammende Tapferkeitsoffizier hatte sich 1944 das Ritterkreuz erworben. Lepkowski, der sechsmal verwundet worden war und ein Auge verloren hatte, fiel während des Krieges immer wieder durch

besonders kühn geführte Taten auf. Nach dem Krieg hatte er sich eine Existenz als selbständiger Fabrikant im Holzwarenhandel sowie in der Kunststoffverarbeitung aufgebaut.

Bei seiner Einstellung in die Bundeswehr wurde Hauptmann Lepkowski ausdrücklich darauf hingewiesen, daß er wegen seiner Verwundungen (eine Erkrankung des rechten Auges schränkte das räumliche Sehen ein, und zudem befand sich ein Granatsplitter im Herzmuskel) dienstlich nicht mit



Junkers Ju 52 beim Absetzen deutscher Fallschirmjäger: Auch beim Luftlandeunternehmen auf Kreta war Lepkowski mit dabei – damals noch als Gefreiter.



Foto: wikimedia/Astrid von Bach/CC BY SA 3.0

Der spätere Generalmajor Bern von Baer – hier als Oberstleutnant – baute die 1. Luftlandedivision der Bundeswehr auf.

dem Fallschirm springen durfte. So fand der dynamische Haudegen und begeisterte Fallschirmspringer nur noch in Stäben der Fallschirmjägerbrigade 26, der 1. Luftlandedivision sowie des Fallschirmjägerbataillons 313 in Wildeshausen Verwendung. Lepkowski, der vor seinem Eintritt in die Bundeswehr privat 48 Fallschirmsprünge absolviert hatte und außer Dienst weiterhin regelmäßig sprang, rebellierte. Der Rausch des freien Falls faszinierte ihn und hatte ihn längst in seinen Bann gezogen. Lepkowski entwickelte sich zu einem Extremsportler.

Rekord trotz Verwundung

Am 25. Oktober 1962 brach er zusammen mit fünf zivilen Fallschirmspringern den bis dahin bestehenden deutschen Fallschirmrekord aus einer Höhe von 6.300 Metern durch Absprung aus 7.200 Metern. Hierbei ließ sich Hauptmann Lepkowski 6.700 Meter frei durchfallen. Erst nach zwei Minuten und zehn Sekunden öffnete er den Fallschirm. Sein Brigadekommandeur, General Otto Uechtritz, erteilte Lepkowski für seine hervorragende sportliche und soldatische Leistung sowie für seinen persönlichen Einsatz eine förmliche Anerkennung.

Im Jahr 1964 sorgte Lepkowski dann für Schlagzeilen, die rund um den Globus gingen: Er wollte aus einer Höhe von



Foto: DMZ-Archiv

Hauptmann Lepkowski nach einer seiner zahlreichen Landungen. Anfangs erhielt er von der Bundeswehr ein Sprungverbot.

mehr als 8.000 Metern abspringen – bei Nacht. Das wäre neuer Weltrekord im Nachtfallschirm-Springen.

Die „Noratlas“-Transportmaschine benötigte allein zwei Stunden, um den Extremspringer in eine Zone zu bringen, in der ein Mensch ohne Sauerstoff-Maske nicht mehr leben kann. Um 22.30 Uhr stürzt sich der 45jährige acht Kilometer über dem Flugplatz Ahlhorn in Niedersachsen aus dem Flugzeug. Mit einer Geschwindigkeit von 50 Metern pro Sekunde rast er im freien Fall der Erde entgegen. Plötzlich gerät Lepko, wie ihn seine Kameraden nennen, in eine Eiswolke. „Meine Springer-Brille war vereist, 4.000 Meter bin ich blind gefallen“, wird er später berichten. Dann sieht er das rotierende Blaulicht, das den Landepunkt markiert. Knapp 500 Meter über Grund zieht Lepkowski die Reißleine, sein Schirm öffnet sich, und er schwebt der Zielmarkierung entgegen. Der Fallschirm-Nachtsprung-Rekord gehört ihm.

Einsatzgrundsätze der Fernspäher

Derweil war seit November 1961 an der Luftlandeschule in Altenstadt-Schongau unter der Führung von Major Rittmeyer in der Lehrgruppe „R“ (für Rittmeyer) mit dem Aufbau der Fernspähtruppe begonnen worden. Konrad Rittmeyer hatte sich im Krieg als Leutnant der Reserve in der Panzeraufklärungstruppe das Ritterkreuz erworben und



hatte einen legendären Ruf, da er in Afrika und Rußland oft hinter den feindlichen Linien erfolgreich operiert hatte. Er wurde bis Ende 1955 von den Sowjets in Sibirien festgehalten.

In der Bundeswehr entwickelte der Spezialist für erfolgreiche Spähaufträge tief im Rücken des Feindes nun ein Ausbildungs- und Einsatzkonzept für diese einzigartige neue Truppe. Die Einsatzgrundsätze der Fernspäher sahen vor, daß kleine Trupps sich unerkannt von den gegnerischen Kräften überrollen lassen oder in deren Hinterland „einsickern“ oder mit dem Fallschirm landen. Dazu war es erforderlich, über einen längeren Zeitraum – oft 150 Kilometer von der eigenen Truppe entfernt – völlig auf sich gestellt wichtige Informationen für die eigene operative Führung, sprich Korpsstäbe, zu gewinnen. Dabei galt es Kampfhandlungen zu vermeiden. Nach Auftragserfüllung sollten die Fernspäher sich dann, abseits von Ortschaften und Wegen, wieder zu den eigenen Truppen durchschlagen. Aus Rittmeyers kleiner Freiwilligentruppe, der Lehrgruppe „R“, entstand im Oktober 1963 die Fernspähkompanie 200. In der Folgezeit stellte diese Einheit auch die Kader für die Fernspähkompanien 100 und 300, die nun jeweils einem der drei deutschen Korps unterstanden.

Probleme mit der Bürokratie

Mit großem Interesse beobachtete Hauptmann Lepkowski den Aufbau der Fernspähtruppe, zu der er drängte. Im April 1965 übernahm er die Führung der Fernspähkompanie 300 in Fritzlar. Doch schon nach vier Monaten gab der eigenwillige Rekord-Fallschirmspringer die Kompanieführung ab. Er wurde fortan erneut in diversen Stäben eingesetzt. Im Oktober 1967 wurde der inzwischen zum Major beförderte Lepkowski Chef der Fernspähkompanie 100 in Braunschweig. Dort wirkte er bis Dezember 1969 und wurde nach einem schweren Unfall abgelöst, wogegen Lepkowski erfolglos Beschwerde einlegte. Es folgten weitere Stabsverwendungen, ehe Lepkowski im Mai 1972 an die Bundeswehr-Sportschule in Warendorf versetzt wurde. Dort bearbeitete er als Oberstleutnant verschiedene Sonderaufgaben. Bei einem Fallschirmjäger-Treffen in Zweibrücken am 31. Mai 1975 wollte er zum Umkleiden noch in sein Hotel fahren. Beim Starten seines Autos

sackte der 55jährige über dem Steuer leblos zusammen. Ein Herzinfarkt hatte das bewegte Leben von Erich Lepkowski beendet.

Lepkowskis Höhenrekord wurde erst 50 Jahre später – im Oktober 2012 – durch den österreichischen Extremsportler und früheren Fallschirmspringer des Österreichischen Bundesheeres Felix Baumgartner gebrochen. Baumgartner sprang aus 39.000 Metern ab. Schon zwei Jahre nach Baumgartner wurde der Höhenrekord erneut gebrochen: Der 57jährige amerikanische Manager Alan Eustace sprang aus rund 41.000 Metern ab und durchbrach im freien Fall zur Erde die Schallmauer. □

HAJO TRULLHEIM

Gemälde eines unbekannten Künstlers: Lepkowski war im Krieg ein Frontkämpfer gewesen, im Friedensbetrieb der Bundeswehr fand er sich nur schwer zurecht.



Foto: DMZ-Archiv



Persilschein-

Der Personalgutachter-Ausschuß du

Nachdem grundsätzlich die politische Entscheidung getroffen worden war, neue Streitkräfte aufzustellen, ergab sich das Problem, die geeigneten Bewerber auszuwählen. Es verstand sich von selbst, daß das Stammpersonal aus kriegsgedienten Soldaten bestehen mußte, die gezeigt hatten, daß sie ihr Handwerk verstehen, nicht vorbestraft und keine Parteigänger der NS-Regierung gewesen waren.

Um diese Männer auszuwählen, wurde der Personalgutachter-Ausschuß (PGA) ins Leben gerufen. Er bestand aus 25 Männern und Frauen, die von der Bundesregierung vorgeschlagen, vom Bundestag ausgewählt und vom Bundespräsidenten berufen wurden. Das Gremium überprüfte alle Bewerber vom Dienstgrad Oberst aufwärts in einem geheimen Verfahren auf ihre Eignung, um sie dem Verteidigungsministerium vorzuschlagen. Der Ausschuß war

nicht an Weisungen gebunden, gab sich seine Geschäftsordnung selbst und definierte die „grundsätzlichen Richtlinien für Beurteilung und Auswahl der ehemaligen Offiziere“ eigenständig. Ablehnungen bedurften keiner Begründung, und eine Einspruchsmöglichkeit gegen eine Entscheidung war nicht gegeben.

Der PGA behandelte 553 Bewerbungen von ehemaligen Wehrmachtoffizieren, die im Dienstgrad eines Obersten oder Generals verwendet werden sollten. 51 wurden abgelehnt, 32 zogen ihre Bewerbung zurück, 470 wurden angenommen. Die personenbezogenen Unterlagen des Personalgutachterausschusses wurden vernichtet, um die Geheimhaltung zu wahren und einen Einblick der Öffentlichkeit in die Überprüfungsakten für immer zu verhindern.

Kritik am Vorgehen des Ausschusses

Dieses intransparente Verfahren hat viel Widerspruch erfahren, und manche Entscheidung löste in der Öffentlichkeit große Diskussionen aus. So geschah es, daß frühere Obristen und Generale, die schon im „Amt Blank“ oder beim Bundesgrenzschutz (BGS) tätig gewesen waren und sich als staatspolitisch zuverlässig erwiesen hatten, für eine Bundeswehrverwendung abgelehnt wurden. Als Einstellungshemmnis wurden zum Beispiel Scheidungen gesehen, denn manche im Krieg geschlossene Ehen erwiesen sich danach nicht mehr als tragfähig. Diese moralisch-ethischen Fragen standen auch in engem Zusammenhang mit „der Bewährung im bürgerlichen Leben nach 1945“. In der Tat hatten aber auch „menschliche“ Fragen, genährt durch Animositäten, die aus der Wehrmachtzeit herrührten, oder „Seilschaften“-Gegensätze gerade bei Meinungsverschiedenheiten nicht unerheblichen Einfluß auf die Auswahl. Sie überlagerten teilweise die berufliche Eignung.

Beispiele für ein solches Vorgehen gibt es genug: Der Oberst i.G. a.D. Wolfgang Falck (1910–2007) hatte 1940 die Nachtjagdwanne aufgebaut. Der Ritterkreuzträger nahm wesentlichen Einfluß auf die Einsatzgrundsätze der Nachtjäger und war zuletzt Generalstabschef beim General der Fliegerausbildung. 1953 versuchte ihn sein im „Amt Blank“ angestellter Fliegerkamerad Günther Freiherr von Maltzahn, verantwortlich für das Luftwaffen-Personalwesen, für den Aufbau der künftigen Luftwaffe zu gewinnen. Der Eichenlaubträger Oberst a.D. von Maltzahn verstarb aber am 24. Juni 1954, und so zerschlugen sich für Falck, der gerne wieder Soldat geworden wäre, vorerst diese Pläne. Mit der Aufstellung der



KdF-Schiff „Wilhelm Gustloff“: Bei der Rettungsaktion flüchtender Deutscher aus den deutschen Ostgebieten tat sich Konteradmiral Eberhard Godt besonders hervor. Trotzdem lehnte ihn die Bundeswehr ab.

Ausschuß?

erschleuchtete höhere Offiziere

Bundeswehr war Falck als Chef des Stabes der künftigen Luftwaffengruppe Nord vorgesehen. Der Pastorensohn scheiterte jedoch vor dem PGA nach eigenen Angaben unter anderem, weil er in „wilder Ehe“ lebte. Wolfgang Falck arbeitete dann als Manager für amerikanische Unternehmen. Von 1966 bis 1983 war er Deutschland-Repräsentant für einen der weltweit größten Flugzeughersteller, den amerikanischen Konzern McDonnell Douglas. Unter Falcks Mitwirkung kam das bis dahin größte getätigte Geschäft der US-Luftfahrtindustrie und der Bundesrepublik Deutschland zustande: Die Bundeswehr kaufte die F-4 „Phantom“.

Seilschaften?

Der Oberst i.G. a.D. Kurt Fett (1910–1980) war bei Kriegsende Chef der Organisationsabteilung im Oberkommando des Heeres. Seit 1951 bearbeitete der Generalssohn im „Amt Blank“ Organisationsfragen im größeren Rahmen der deutschen und europäischen Verteidigung. 1955 übernahm er nach dem Ausscheiden von Oberst a.D. Bogislaw von Bonin die Leitung der Planungsabteilung. 1956 wurde die Wiederverwendung von Fett als Offizier in der Bundeswehr vom PGA zweimal abgelehnt. Fett wurde statt dessen Direktor der Krupp AG und war ein enger Mitarbeiter des Generalbevollmächtigten des Krupp-Konzerns Berthold Beitz.

Ähnlich erging es dem Generalmajor a.D. Rudolf-Christoph Freiherr von Gersdorff (1905–1980): Er war bei Kriegsende Generalstabschef der 7. Armee gewesen. Der Generalssohn und Ritterkreuzträger hatte sich im militärischen Wider-

Verteidigungsminister Franz Josef Strauß bei einem Truppenbesuch zusammen mit ausländischen Offizieren: Besetzte er Schlüsselpositionen mit persönlichen Freunden?





stand bereit erklärt, ein Selbstmordattentat auf Hitler zu verüben. Am 21. März 1943 wollte sich Gersdorff bei einer Ausstellungseröffnung im Berliner Zeughaus mit Hitler in die Luft sprengen. Das Attentat scheiterte, weil der Reichskanzler den Rundgang vorzeitig beendete. So die bis heute umstrittene, hauptsächlich von Gersdorff selbst kolportierte Darstellung.

Mit dem Aufbau der Bundeswehr bewarb sich Gersdorff mehrfach vergeblich um eine Wiederverwendung. Freiherr von Gersdorff setzte bis 1963 seine ehrenamtliche Tätigkeit als Leiter der Johanniter-Unfallhilfe, die er 1951 aufgebaut hatte, fort. Anschließend ging er aus beruflichen Gründen nach München. Eine von einem Reitunfall herrührende Querschnittslähmung fesselte ihn seit 1968 bis zum Ende seines Lebens an den Rollstuhl.

Auf das Konto von Konteradmiral a.D. Eberhard Godt (1900–1995) geht die größte Rettungsoperation in der Geschichte, trotzdem erschien er für den PGA als Bundeswehrsoldat ungeeignet. Godt war vom 1. März 1943 bis Kriegsende Chef der Operationsabteilung (Seekriegsleitung) gewesen. Bis zur Verhaftung der geschäftsführenden Reichsregierung am 23. Mai 1945 arbeitete Godt unter seinem langjährigen Chef und jetzigen letzten Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches, Großadmiral Karl Dönitz. Godt, ein ausgewiesener Stratege in der maritimen Kriegsführung, hatte maßgeblich die dramatische Evakuierung von etwa zwei Millionen Menschen über die Ostsee und damit die größte Rettungsaktion der Menschheitsgeschichte geplant und erfolg-

reich umgesetzt. Godt bewarb sich um Aufnahme in die Bundeswehr. Ende 1956 teilte Vizeadmiral Friedrich Ruge seinem Kameraden mit, daß Godts Treue zu Dönitz als Soldat akzeptiert werde, doch der PGA den Eindruck gewonnen habe, daß sich diese Treue vorbehaltlos auch auf den Politiker Dönitz erstrecke. Deshalb habe der PGA Godt abgelehnt.

Als letzter soll hier noch Generalleutnant a.D. Dr. Karl Mauss (1898–1959) genannt werden. Er war einer von 27 Brillantenträgern, der höchsten Tapferkeitsauszeichnung der Wehrmacht, und bei Kriegsende Kommandeur der legendären 7. Panzer-Division. Bei den Abwehrkämpfen in Ostpreußen wurde er schwer verwundet. Noch auf dem Hauptverbandplatz mußte sein Bein amputiert werden. Nach dem Krieg arbeitete Mauss wieder in seinem alten Beruf als Zahnarzt und bewarb sich 1956 um die Einstellung in die Bundeswehr. Der PGA lehnte ab. Diese Zurückweisung empfand Dr. Mauss als Affront gegen den Frontsoldaten und hat sie bis zu seinem Tod am 2. Februar 1959 nicht verwinden können.

Fragwürdige Zweckmäßigkeit?

Schwierigkeiten, die PGA-Hürden zu überwinden, hatten auch die späteren Generale Adolf Heusinger, Johannes Steinhoff und Albert Schindler. Zu Heusinger stellte der PGA fest, dieser sei als Oberbefehlshaber der Streitkräfte oder des Heeres nicht geeignet. Steinhoffs Einstellung in die Bundeswehr geschah nur unter der Auflage, er dürfe kein Truppenkommando haben. Und Albert Schindler, seit 1951 im „Amt Blank“ angestellt, mußte gar über das Verwal-

Generaloberst Heinz Guderian zusammen mit General der Panzertruppe Walther Wenck: Wenck empfand die Überprüfung durch den PGA als Zumutung. Der Bundeswehr trat er schließlich nicht bei.





tungsgericht seine Einstellung erstreiten, ehe er 1959 in der Bundeswehr wieder Soldat werden konnte.

Der 56jährige charismatische einstige Panzergeneral Walther Wenck erklärte im Mai 1957, nachdem er von Verteidigungsminister Franz Josef Strauß als Generalinspekteur zur Mitarbeit in der Bundeswehr aufgefordert worden war: „Ich bin nicht gewillt, mich dem Personalgutachter-Ausschuß zu stellen. Ich habe bewiesen, daß ich als Soldat und als Zivilist die mir übertragenen Aufgaben und Verantwortung stets zur Zufriedenheit habe lösen können. Die Einrichtung des Personalgutachter-Ausschusses hat das Grundrecht der Gleichheit vor dem Gesetz aufgehoben. Keinem hohen Beamten, der – zumindest im Verteidigungsministerium – dieselbe Verantwortung zu tragen hat wie der Soldat, wird eine derartige Überprüfung zugemutet. Der Soldat wird also zweit-rangig behandelt.“ Der überaus befähigte Panzergeneral Wenck trat deshalb nicht in die Bundeswehr ein.

Auch der berühmte Jagdflieger und Brillantenträger Generalleutnant a.D. Adolf Galland wurde nicht in die Bundeswehr eingestellt, obwohl Theodor Blank ihn als Inspekteur der neu aufzubauenden Luftwaffe berufen wollte. Doch Blank wurde am 16. Oktober 1956 mitten in der Aufbau-phase der Bundeswehr durch den dynamischen Franz Josef Strauß als Verteidigungsminister abgelöst. Und Strauß ernannte seinen bayerischen Landsmann Josef Kammhuber – in der Wehrmacht General der Nachtjagd in der Luftwaffe – zum Luftwaffeninspekteur. □

JOHANNES WOLFGARDT



Foto: wikimedia/Bundesarchiv Bild 146-2005-0033/CC-BY-SA 3.0

Josef Kammhuber als Generalleutnant:
Strauß setzte ihn statt des kriegsverdienten
Adolf Galland an die Spitze der neuen Luftwaffe.

Ein Heldenlied von Treue im Untergang



Heinz Schön

Ostpreußen 1944/45 im Bild

Endkampf – Flucht – Vertreibung. – Noch nie wurde im Bild in so erschütternder Weise der verzweifelte Kampf um Deutschlands östlichste Provinz und seine Menschen gezeigt. Trotz des vorübergehenden Vorstoßes der Roten Armee bereits im Oktober 1944 bis nach Nemmersdorf lag das Land in weiten Teilen noch bis zum Winter in tiefstem Frieden. Nur die Hauptstadt Königsberg war bereits im August 1944 von britischen Bombern in Schutt und Asche gelegt worden. Mit der sowjetischen Großoffensive vom Januar 1945 bricht

das Grauen über das Land herein. Endlose Flüchtlingstrecks versuchen die Ostseehäfen zu erreichen. Wer den Russen in die Hände fällt, ist verloren. Massenvergewaltigungen begleiten die rote Invasion. Während die Marine unter Großadmiral Dönitz über See Hunderttausende von Zivilisten evakuiert, ringt das deutsche Heer verbissen um jeden Quadratmeter deutscher Erde. Dramatische großformatige Fotos – oft in Farbe – zeigen das ganze verzweifelte Geschehen bis zum bitteren Ende. 160 S., s/w. und farb. Abb., geb. im Atlas-Großformat. Art. 110899 € 25,95



Seedienst Ostpreußen



Gegenstoß der SS-Grenadiere



Terrorangriff gegen Königsberg



Ende eines Flüchtlingstrecks

DMZ

DMZ-Versand

Postfach 52 • 24236 Selent
Tel. 04384/59700



„Nur in Mühe

Der Militärhistoriker Prof. Dr. Franz W.

DMZ

Herr Professor Seidler, 2007 erschien Ihr Buch *Das Recht in Siegerhand. Die 13 Nürnberger Prozesse 1945-1949*. Im Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher wurden zwei Generale der Wehrmacht zum Tode und 19 zu Gefängnisstrafen verurteilt. Welche Auswirkungen hatten die Prozesse auf die spätere Bundeswehr?

Seidler: Als das Urteil im Prozeß Oberkommando der Wehrmacht (OKW) am 28. Oktober 1948 ausgesprochen wurde, war das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland bereits in Arbeit. Zu den Vorgaben der alliierten Besatzungsmächte gehörte, daß die Normen der Nürnberger

Prozesse einzubeziehen seien. Angriffskriege, ein Anklagepunkt der Nürnberger Prozesse, sollten ausdrücklich verboten werden. Artikel 26 des Grundgesetzes wurde entsprechend formuliert. Als die Bundeswehr 1955 aufgestellt wurde, konnte jeder Soldat sicher sein, nicht in Angriffskriege verwickelt zu werden. Kein Wehrpflichtiger brauchte Angst zu haben, daß er wegen Teilnahme an einem Angriffskrieg einmal vor Gericht stehen müßte. Als das Grundgesetz 1949 in Kraft trat, war die Bundesrepublik Deutschland der erste Staat auf der Welt, in dem das Völkerrecht, das Kriegsverbrechen als Straftatbestand definierte, über dem Staatsrecht stand. Damit waren in der Bundeswehr Verhaltensweisen, für die die Wehrmachtsgenerale in Nürnberg und viele Offiziere anderenorts verurteilt worden waren, ausgeschlossen. Verbrecherische Befehle, sollten sie gegeben werden, brauchten nicht befolgt zu werden.

Wachbataillon vor dem Bundestag: „Die jungen Männer litten darunter, daß das Ansehen der Bundeswehr in der Öffentlichkeit von Jahr zu Jahr sank.“





und Gefahr“

Seidler im DMZ-Gespräch

DMZ: Welche Bedeutung hatte es in den Anfängen der Bundeswehr, daß die Nürnberger Richter die Wehrmacht nicht zu den verbrecherischen Organisationen des Dritten Reiches zählten?

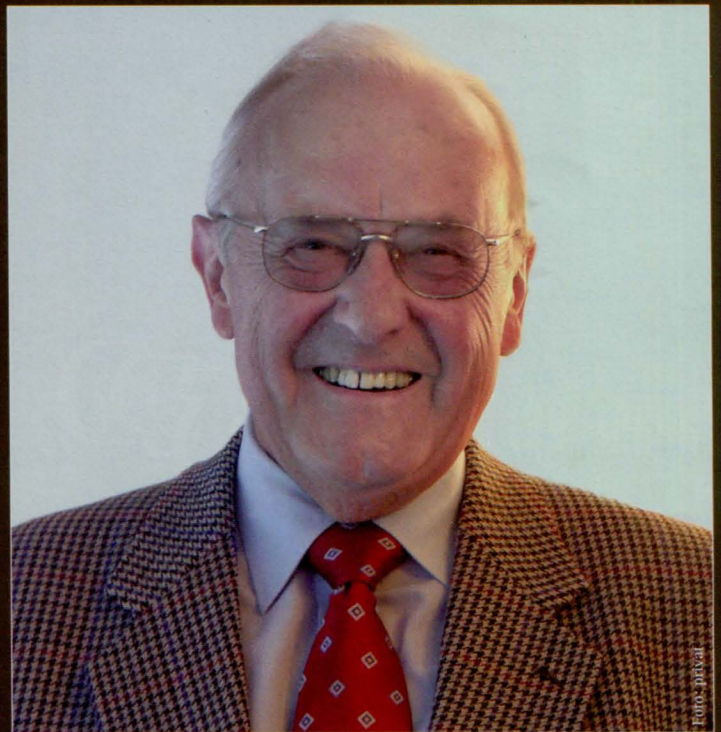
Seidler: Es kamen ja alle Offiziere und Unteroffiziere aus der Wehrmacht. Sie brachten die handwerklichen und organisatorischen Fähigkeiten mit, die sie dort erworben hatten. Ohne ihre Führungsqualitäten wäre die Bundeswehr ein militärisch unbedeutender Haufen ohne Abschreckungscharakter geblieben. Sie garantierten, daß innerhalb kurzer Zeit die Einheiten zur Verfügung standen, die die NATO zur Abwehr eines potentiellen Angriffs aus dem Osten benötigte.

DMZ: Welchen Stellenwert hatte das Nürnberger Urteil für die deutsche Öffentlichkeit?

Seidler: Die große Mehrheit der Bevölkerung reagierte 1950 entsetzt auf die Pläne Adenauers, deutsche Streitkräfte aufzustellen. Tausende demonstrierten unter dem Schlagwort „Ohne mich!“ gegen die Wiederbewaffnung, darunter viele Kriegsversehrte. Drei Viertel der Bundesbürger sprachen sich gegen die Aufstellung eines deutschen Truppenkontingents aus. Nach den Kollektivstrafen der Siegermächte gegen das deutsche Volk während der Besatzungszeit hatten sich die Menschen geschworen: Nie wieder Krieg. Alle hatten erlebt, wie die westlichen Besatzungsmächte in ihren Zonen alle Führer der nationalsozialistischen Organisationen und Verbände und die, die sie für Nazis hielten, einschließlich der Hitler-Jugend-Führer, internierten und später mit Berufsverboten belegten. Nur die Soldaten der Wehrmacht waren nicht betroffen, weil sie nicht Parteianghörige hatten sein dürfen. Während des aktiven Wehrdienstes ruhte die Mitgliedschaft in der NSDAP. Wer von Wehrmachtangehörigen die Gefangenenerlager überstanden hatte, konnte nach der Entlassung seinen Beruf weiter ausüben, unternehmerisch tätig werden, in den öffentlichen Dienst eintreten oder studieren. Später konnte er sich auch entscheiden, zur Bundeswehr zu gehen. Ich habe viele Männer kennengelernt, die nach dem Krieg zivilberuflich sehr erfolgreich waren und 1955 dennoch den Weg in die Bundeswehr fanden.

DMZ: In den 1960er Jahren arbeiteten Sie im Bundesministerium der Verteidigung. Wie war damals die Stimmung und Haltung der Soldaten und Beamten zur Wehrmacht?

Seidler: Als Referent war ich damals eine „kleine Nummer“ und arbeitete streng sachbezogen in der Abteilung Verwaltung und Recht. Ich spürte allerdings die Rivalitäten zwi-



Prof. Dr. Franz W. Seidler, geboren 1933 in Wigstadt (Sudeten-Schlesien), studierte von 1951 bis 1961 Geschichte, Germanistik und Anglistik an den Universitäten München, Cambridge und Paris. Von 1963 bis 1968 war er stellvertretender Direktor der Bundeswehrfachschule Köln, danach unter anderem Referent im Bundesministerium der Verteidigung, Abteilung Verwaltung und Recht, und von 1973 bis zu seiner Emeritierung 1998 Professor für Neuere Geschichte, insbesondere Sozial- und Militärgeschichte, an der Universität der Bundeswehr München.

schen Beamten und Soldaten auf den höheren Ebenen. Das Militär fühlte sich von den Beamten kontrolliert, denn eine gleichberechtigte Militärverwaltung hatte es in der Wehrmacht nicht gegeben. Bundeskanzler Adenauer hatte sie eingerichtet, um zu verhindern, daß „militaristisches Denken“ Platz griff. Auf der Führungsebene der Bundeswehr stritten „Traditionalisten“ und „Reformer“ um die Vorherrschaft. Mit der sogenannten „Inneren Führung“ und dem ersten Traditionserlaß aus dem Jahr 1965 gewannen die letzten die Oberhand, sehr zum Verdruß vieler Offiziere, die



Deutsche gegen Deutsche? Nein!

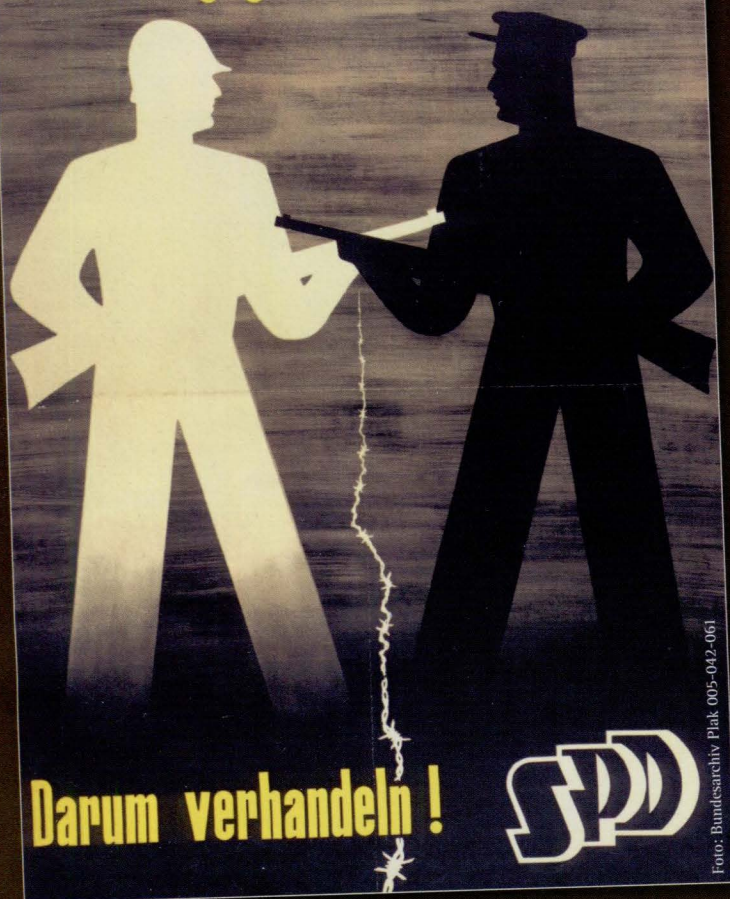


Foto: Bundesarchiv Plak 005-042-061

SPD-Plakat gegen die Wehrpflicht 1957:
Die große Mehrheit der Bevölkerung war von einer
Wiederbewaffnung nicht angetan.

darin eine Aushöhlung des Prinzips von Befehl und Gehorsam und eine Schwächung der Einsatzbereitschaft und Kampfkraft der Streitkräfte sahen. Da der Bundeswehr eine Bewährungsprobe erspart blieb, konnte der Beweis nicht erbracht werden.

DMZ: Wurden mit der Inneren Führung und dem Traditionserlaß bereits damals die Verbindungen zur Wehrmacht gekappt?

Seidler: Nein. Soweit ging man nicht. Das hätte den Zusammenhalt der Bundeswehr gefährdet, kamen doch alle höheren Offiziere aus der Wehrmacht. In einer „Zentralen Dienstvorschrift“ wurden die Grundsätze der Inneren Führung so formuliert, daß alle sich damit arrangieren konnten. Im Traditionserlaß wurden sogar die Pflege kameradschaftlicher Beziehungen zu den ehemaligen Soldaten und „Dankbarkeit und Ehrfurcht vor den Leistungen und Leiden der Vergangenheit“ verlangt. An den „ewigen soldatischen Tugenden“ wagte niemand zu rütteln. Der Traditionserlaß aus dem Jahr 1982 zog dann eine schärfere Trennlinie zwischen Wehrmacht und Bundeswehr. Der vollkommene Bruch passierte erst, als nach der Pensionierung der ehemaligen Wehrmachtangehörigen linkslastige Gedankengänge auch in der Bundeswehr die Oberhand gewannen.

DMZ: Spielen die soldatischen Tugenden in der Bundeswehr heute noch eine Rolle?

Seidler: Es gibt keinen feststehenden Katalog der militärischen Tugenden wie die Zehn Gebote. Am häufigsten werden Mut, Entschlossenheit, Treue und Opferbereitschaft genannt. Andere zählen Disziplin, Ehrlichkeit, Integrität und Tapferkeit dazu. In einer alten Zentralen Dienstvorschrift der Bundeswehr heißt es, daß nur gegenseitiges Verständnis, guter Wille und Hilfsbereitschaft eine Kameradschaft entstehen lassen, die auch größeren Belastungen standhält. „Die soldatischen Tugenden entwickeln sich in den kleinen Gemeinschaften der Truppe. Dort entsteht die Kameradschaft; sie zeigt sich im Einsatz füreinander, besonders in Mühe und Gefahr.“ Ich möchte sagen: „nur in Mühe und Gefahr“. Erst in Situationen, in denen es um Leben oder Tod geht, erweist sich, ob es Kameradschaft gibt. Die militärischen Tugenden sind keine Schönwetter-Eigenschaften, sondern erweisen sich, wenn es ernst wird. Es ist müßig, über die Begriffe zu diskutieren.

DMZ: Sie waren von 1968 bis 1998 dreißig Jahre lang als Sozialwissenschaftler in die Offiziersausbildung eingebunden. Welche Veränderungen bemerkten Sie bei Ihren Studenten in dieser Zeit?

Seidler: Bei den Offiziersanwärtern und jungen Offizieren handelte es sich um ungewöhnlich interessierte und engagierte Männer; Frauen gab es damals noch keine in der Bundeswehr. Bis 1990 gab es zwei Konstanten: die Gefahr aus dem Osten und die Einbindung in die NATO. Nach der Wiedervereinigung waren beide obsolet. Aber in der Bundeswehr änderte sich nichts. Was die politische Orientierung betrifft, war die Bandbreite von der Mitte bis zur nationalen Rechten belegt, aber jeder tolerierte die Anschauungen des anderen. Verbale Ausrutscher nach links oder rechts behielt man für sich. Denunziationen wären auch nicht mit dem Soldatengesetz vereinbar gewesen, das im Paragraphen 12 die Kameradschaft einforderte. Ihrem Eid entsprechend, waren die jungen Männer zur Verteidigung des Vaterlands bereit, aber der Dienst in der Bundeswehr war eigentlich eher ein Friedensdienst. Daß man sein Leben aufs Spiel setzen mußte, wurde von den meisten verdrängt. An Auslandseinsätze, vielleicht sogar in fremdem Interesse, dachte niemand. Weltweite Kämpfe, zum Beispiel „für die Demokratie am Hindukusch“, konnte sich keiner vorstellen. Die jungen Männer litten darunter, daß das Ansehen der Bundeswehr in der Öffentlichkeit von Jahr zu Jahr sank. Viele wagten es nicht, in Uniform auszugehen, weil sie mit Anpöbelungen rechnen mußten. Darunter litt das Berufsverständnis. Manche hatten das Gefühl, außerhalb der Gesellschaft zu stehen, obwohl man sich verpflichtet hatte, für deren Werte sein Leben einzusetzen. Da dachte wohl der eine oder andere daran, welches Ansehen der Soldat früher gehabt hatte, auch der Soldat der Wehrmacht. Am Ende ihrer Verpflichtungszeit – acht oder zwölf Jahre – waren viele froh, ins Zivilleben zu kommen. Mein Resümee ist: Am Beginn meiner Lehrtätigkeit waren die Studenten stolz auf ihren Beruf. Am Ende meiner Lehrtätigkeit stand der Erwerb eines akademischen Titels im Vordergrund.

DMZ: Ihr Buch *Fahnenflucht* stieß 1993 auf heftige Kritik bei den Anhängern der Friedensbewegung und der linken Presse. Warum?



Seidler: Die Kritiker ärgerten sich besonders über meine Ausführungen zu den Deserteuren der Wehrmacht während des Zweiten Weltkriegs. In den 1990er Jahren begannen die Bemühungen, diese Männer als Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus zu heroisieren und ihnen in Parallele zu den zahlreichen Denkmälern für die Gefallenen der beiden Weltkriege Ehrenmale zu bauen. Ich zeigte auf, daß die überwiegende Zahl der Fahnenflüchtigen nicht aus den ehrenwerten Motiven handelte, die ihnen unterstellt wurden.

DMZ: Mit welchen Argumenten betrieb und betreibt man ihre Rehabilitation?

Seidler: Als die meisten Angehörigen der Wehrmacht und wirklichen Zeitzeugen in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts alt oder tot waren, setzte die Umkehr der Werte ein: Die Wehrmacht wurde zum verbrecherischen Haufen, die soldatischen Tugenden wichen den pazifistischen Beteuerungen, die Angehörigen der Wehrmacht wurden als Handlanger Hitlers diffamiert, im Krieg gäbe es keine Helden. Es dauerte nicht lange, da durfte man sagen: „Soldaten sind Mörder.“ Die wirklichen Helden des Zweiten Weltkriegs wurden jetzt die, die sich dem Dienst in dieser angeblich kriminellen Armee entzogen hatten. Desertion war die Widerstandshandlung des kleinen Mannes, so die Argumentation linker Kreise. Solchen Männern so viele Denkmale zu setzen wie möglich, sei eine Verpflichtung der Nachkriegsgeneration. Der PDS-Sympathisant und Autor Gerhard Zwerenz – selber Deserteur – schrieb: „Wenn es überhaupt eine Ehre des Wehrmachtsoldaten gegeben hat, dann stellte sie sich einzig im Widerstand und in der Verweigerung her. Ein Staat mit Verstand und Vernunft zahle nicht den Ritterkreuzträgern Pension, sondern den Deserteuren.“



*Denkmal für Deserteure und Opfer der NS-Justiz in Köln.
Die „moderne Kunst“ macht es Bundeswehrsoldaten schwer, einen positiven Bezug zu ihrem Beruf zu finden.*

DMZ: Eine Ansicht, die zumindest am Anfang wenig mit der in der Bundeswehr gelebten Tradition zu tun hatte...

Seidler: Richtig. Ich kann aus meiner eigenen Erfahrung nur sagen, daß bis 1998 die Teilnahme von Abordnungen der Bundeswehr bei allen Gedenkfeiern am Volkstrauertag selbstverständlich war. Wenn hochrangige Wehrmachtangehörige begraben wurden, ließ die Bundeswehr zumindest einen Kranz niederlegen. Die Anwesenheit der ehemaligen Kameraden aus der Wehrmacht wurde von den Medienvertretern jedoch von Jahr zu Jahr tendenziöser interpretiert. Und wie es gegenwärtig darum bestellt ist, sehen Sie ja selbst.

DMZ: Herr Professor, vielen Dank für das Gespräch.

Wehrmacht im Kreuzfeuer



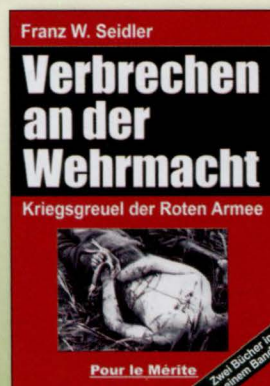
Franz W. Seidler: **Das Recht in Siegerhand**
Die 13 Nürnberger Prozesse 1945–1949. – Mit einer überraschenden Dichte an neuen Einzelheiten widmet sich Prof. Seidler vor allem der menschenverachtenden Behandlung der Angeklagten und den haarsträubenden Zeugen- und Dokumenten-Manipulationen sowie Rechtsbeugungen durch Gericht und Kläger. Angesichts ihrer eigenen Untaten im Kriege spricht der Autor den Alliierten das Recht ab, über Deutsche zu urteilen. 368 S., farb. Bildteil, geb. im Großformat.
Art. 102386

€ 25,95



Franz W. Seidler: **Schuldig!**
Die alliierten Siegerprozesse gegen Soldaten, Polizisten und Zivilisten. – Fliegerprozesse, Malmédy-Prozeß, Oradour-Prozeß, Shanghai-Prozeß. – Zur Kriminalisierung des rechtlosen deutschen Volkes war den Siegern jedes Mittel recht: Propagandalügen, automatischer Arrest für alle Funktionäre, kollektive Beschuldigungen. Mehr als 5.000 Männer und Frauen standen als „Kriegsverbrecher“ vor westalliierten Gerichten. 288 S., viele s/w. Abb., geb. im Großformat.
Art. 102490

€ 19,95



Franz W. Seidler
Verbrechen an der Wehrmacht
Kriegsgreuel der Roten Armee. – Der Arbeit der Wehrmacht-Untersuchungsstelle verdanken wir, daß unzählige grausamste Verbrechen der Roten Armee an deutschen Soldaten ab 1941 an Ort und Stelle untersucht wurden und bis ins kleinste dokumentiert sind. Als schärfste Waffe gegen die verleumderische Anti-Wehrmacht-Ausstellung des Tabakmillionärs Reemtsma erschien dieses Werk 1998/2000 erstmals in zwei Büchern. Jetzt zu einem Band zusammengefaßt. 704 S., viele s/w. Abb., geb. im Großformat.
Art. 102719

€ 24,80

DMZ

DMZ-Versand

Postfach 52 • 24236 Selent
Tel. 04384/59700



Der Wehrbeau

„Parlamentsinquisitor“ oder „Anwalt

Mit der Aufstellung der Bundeswehr als Parlamentsarmee im Jahr 1955 hielt eine neue Instanz Einzug in den politischen und militärischen Betrieb Westdeutschlands: der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages. Ähnlich wie die als Handlungsfundament für die Truppe ausgearbeiteten Grundsätze der „Inneren Führung“ sollte auch der Wehrbeauftragte der Aufrechterhaltung der neuen demokratisch-pluralistischen Werte in den deutschen Streitkräften dienen und vor allem MenschenSchindung sowie die Herausbildung eines „Staates im Staate“ durch das Militär verhindern. Als parlamentarische Kontrollinstanz gegenüber dem Militär, die gleichzeitig als „Anwalt der Soldaten“ wirkt, erfreut er sich heute relativ großen Ansehens – das war nicht immer so.

Umstrittene Institution

Auch die Institution des Wehrbeauftragten wird heute – ähnlich wie die Innere Führung oder der Verteidigungsausschuß des Bundestags – gern angeführt als einer jener unverzichtbaren und bewährten Mechanismen, die eine reaktionäre Truppe verhindern und mithin die demokratisch geprägte Parlamentsarmee Bundeswehr von der Wehrmacht unterscheiden. Tatsächlich hat das Amt des Wehrbeauftragten die parlamentarische Kontrolle gefördert, insbesondere aber im Sinne der Inneren Führung Vorfälle vor allem übertriebener Härte oder sonstiger Verstöße gegen deren Grundsätze aufgedeckt. Das grundsätzliche Kappen der Traditionslinien zur Wehrmacht oder zu vorangegangenen deutschen Streitkräften haben die Wehrbeauftragten – noch

*Im Gespräch mit Zivilisten und Soldaten:
Der SPD-Politiker Hans-Peter Bartels ist seit 2015
Wehrbeauftragter des Deutschen Bundestages.*





beauftragte

der Soldaten“?

bis zum Jahr 1995 (!) hatten alle Wehrbeauftragten selbst in der Wehrmacht gedient – nie als ihre Aufgabe empfunden, wohl aber das Abwenden einer Wiederkehr allzu reaktionären Geistes in der Truppe.

Als die Wiederbewaffnung Westdeutschlands abgemachte Sache war, war man sich in der jungen Demokratie einig: Eine Kontrolle der Armee sollte sein, durfte aber deren Einsatzfähigkeit nicht verringern. Das Amt des Wehrbeauftragten galt seit September 1955 als Schlüssel zur Lösung in dieser Frage. Die Idee geht auf den damaligen SPD-Abgeordneten Ernst Paul zurück, der während des Dritten Reiches als Emigrant in Schweden gelebt hatte. Dort stieß er auf die Instanz des „Militieombudsmans“, der seit 1915 als unabhängiger Wehrbeauftragter in der schwedischen Demokratie fungiert. Die CDU stimmte der Einführung eines solchen Amtes zu, wenngleich mit weniger Kompetenzen – und nur, um die von der SPD geforderte Möglichkeit zu einem speziellen Mißtrauensvotum gegen den Verteidigungsminister zu verhindern. Die Sozialdemokraten ließen sich im Jahre 1956 ihre Zustimmung zu den verfassungsändernden Wehrgesetzen also durch die Einrichtung eines bundesrepublikanischen Wehrbeauftragten honorieren.

Der Wehrbeauftragte wird auf fünf Jahre von den Abgeordneten des Bundestages gewählt. Er ist kein Abgeordneter des Parlaments, gilt aber als Hilfsorgan des Bundestages und wird vom Bundestagspräsidenten ernannt. Der Wehrbeauftragte soll in erster Linie darüber wachen, daß die Grundrechte der Soldaten und die Grundsätze der Inneren Führung nicht verletzt werden. Dazu kann er von allen Dienststellen der Bundeswehr und allen dem Verteidigungsministerium unterstellten Personen Auskünfte und Akteneinsicht verlangen sowie sämtliche Truppenteile, Stäbe und Verwaltungsstellen der Bundeswehr jederzeit angemeldet oder unangemeldet besuchen. Hält er es für nötig, kann er zuständigen Stellen zur Einleitung eines Straf- oder Disziplinarverfahrens mögliche Verstöße zuleiten. Außerdem hat er dem Bundestag einmal jährlich einen schriftlichen Bericht über den Zustand der Truppe vorzulegen – dies ist in der Regel seine Sternstunde, die Berichte genießen einigermaßen öffentliche Aufmerksamkeit.

Schwieriges Fahrwasser

Für die Arbeit des Wehrbeauftragten am wichtigsten ist aber wohl die Möglichkeit für sämtliche Soldaten und auch

Die kriegsgedienten Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages

Helmuth von Grolman (1959–1961, parteilos): Grolman war Offizier und zuletzt Generalleutnant der Wehrmacht. Er diente im Zweiten Weltkrieg unter anderem als Generalstabschef der Heeresgruppe Süd und zuletzt als Kommandeur der 4. Kavallerie-Division.

Hellmuth Heye (1961–1964, CDU): Heye war Marineoffizier und zuletzt Vizeadmiral der Kriegsmarine. Im Zweiten Weltkrieg diente er zunächst als Kommandant auf dem Schweren Kreuzer „Admiral Hipper“. Zuletzt war er Generalreferent Sonderkampfmittel im Oberkommando der Marine und Kommandierender Admiral der Kleinkampfverbände der Kriegsmarine.

Matthias Hoogen (1964–1970, CDU): Hoogen war Jurist und Politiker. Im Zweiten Weltkrieg war er als Reserveoffizier unter anderem an der Ostfront eingesetzt. Zuletzt diente er als Oberstabsrichter der Reserve der Luftwaffe.

Fritz-Rudolf Schultz (1970–1975, FDP): Schultz war Offizier und Politiker. Der Sohn eines Offiziers trat nach dem Abitur 1935 in die Wehrmacht ein. Im Krieg kämpfte er zunächst als Offizier des Panzer-Regiments 35 an West- und Ostfront. Das Kriegsende erlebte der Eichenlaubträger als Major der Reserve und Stabsoffizier der Heeresgruppe A.

Karl-Wilhelm Berkhan (1975–1985, SPD): Berkhan war Lehrer und Politiker. Er trat 1939 in die Luftwaffe ein und war anschließend als Flugzeugmotorschlosser in der Kriegswirtschaft tätig. Als Oberleutnant wechselte er 1942 in die Beamtenlaufbahn der Wehrmacht, wo er zuletzt den Rang eines Fliegeroberingenieurs bekleidete.

Willi Weiskirch (1985–1990, CDU): Weiskirch war Journalist und Politiker. Im Zweiten Weltkrieg diente er ab 1942, zuletzt als Obergefreiter. Er wurde mehrfach verwundet.

Alfred Biehle (1990–1995, CSU): Biehle war Kaufmann und Politiker. Er nahm nach Ende der kaufmännischen Lehre ab 1944 als Mannschaftssoldat (Flieger) der Luftwaffe am Zweiten Weltkrieg teil.

jeden anderen Bürger, sich ohne Einhaltung des Dienstweges direkt an ihn zu wenden und sich über Vorkommnisse in der Bundeswehr zu beschweren.

Dies war auch einer der größten Kritikpunkte, die der Berufung eines Wehrbeauftragten aus der Truppe zunächst entgegenschlugen. Man betrachtete das Amt als zu weit gehende Einmischung des Parlaments in das Militär. Die Offiziere lehnten den Wehrbeauftragten also vehement ab, zeigten sich gar empört über die Kontrolle. Noch im Jahr 1988 schwappte die Ablehnung wieder hoch, als ein Oberstleutnant a.D. sich Kritik auf Basis der Eingaben von Soldaten verbat: Die Bundeswehr sei „ein Hort des Anstandes und der Sauberkeit in einem moralisch verlotterten Um-



feld“. Daß junge Leute Ordnung und Disziplin als zu hart empfinden würden, sei „kein Wunder bei den Vorbildern – man lese nur, was Politiker, Parteizeitungen, Fußballmanager oder Popstars von sich geben“. Tenor: Nur weil es den Wehrbeauftragten überhaupt gebe, kämen „Intriganten und Peiniger“ erst auf die Idee, ihn zu beanspruchen. Zwei aktive Generale und ein pensionierter unterstützten die Kritik postwendend.

Auch eine starke Gruppe innerhalb der Unionsfraktion im Bundestag lehnte den „Parlamentsinquisitor“ (Prof. Theodor Eschenburg) von Anfang an als unnütz ab, er mache nur der Truppe unnötig das Leben schwer. Der ab 1956 amtierende Verteidigungsminister Franz Josef Strauß konnte dem neuen Amt ebenfalls nichts abgewinnen und attackierte den ersten Wehrbeauftragten Helmuth von Grolman nach dessen erstem – nur leicht kritischen – Bericht sofort schwer. Grolman war Generalleutnant a.D. der Wehrmacht, er hatte unter anderem als Generalstabschef der Heeresgruppe Süd und zuletzt als Kommandeur der 4. Kavallerie-Division gedient. Seine durchaus anerkannte militärische Laufbahn nützte ihm allerdings nun gar nichts mehr, der damalige Generalinspekteur Adolf Heusinger zerpfückte den Grolman-Bericht vor dem Verteidigungsausschuß des Bundestages.

Nicht viel besser erging es dem zweiten Wehrbeauftragten Hellmuth Heye: Der Ritterkreuzträger war Vizeadmiral im Zweiten Weltkrieg, er hatte zuletzt als Generalreferent Sonderkampfmittel im Oberkommando der Marine und als Kommandierender Admiral der Kleinkampfverbände gedient, zu denen neben den Kleinst-U-Booten und bemannten Torpedos auch die Marine-Einsatzkommandos, Sprengboote und Kampfschwimmer gehörten. Heye nahm seine Aufgabe als Wehrbeauftragter wohl überaus ernst und erkannte in Einzelfällen eine Tendenz hin zu „unzeitgemäßer und miserabler Menschenführung“ entgegen der Inneren Führung. In einem Illustrierten-Beitrag wettete er: „Wenn wir das Ruder nicht jetzt herumwerfen, entwickelt sich die Bundeswehr zu einer Truppe, wie wir sie nicht gewollt haben. Der Trend zum Staat im Staate ist unverkennbar.“ Zu seiner Motivation mag allerdings auch ein wenig Eitelkeit gehört haben, denn er beschwerte sich an anderer Stelle darüber, daß sich die „Mehrheit des neuen Offizierskorps“ wohl „nicht aus Überzeugung, sondern nur weil es befohlen“ war, zum Wehrbeauftragten bekenne. Die Reaktionen glichen jedenfalls einem Gewitter: Die Offiziere waren entrüstet, Verteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel stellte sich vor die Armee und warf Heye vor, der „Bundesrepublik schweren Schaden zugefügt“ zu haben. Auch die Unionsfraktion im

Reiterstaffel des Zentrums für Gebirgs-tragetierwesen 230 bei der Aufklärung: Inzwischen ist es eine der Hauptaufgaben des Wehrbeauftragten, auf die kritischen Ausrüstungsmängel hinzuweisen.



Foto: Flickr/Bundeswehr/Andrea Beyer



Bundestag tobte. Plötzlich stand die Institution des Wehrbeauftragten wieder ganz in Frage – daß sie die Krise überlebt hat, war keineswegs selbstverständlich.

Rechtsextreme Tendenzen: heiße Luft

Mit zunehmender Akzeptanz der Inneren Führung in der Bundeswehr ebte auch die Kritik am Amt des Wehrbeauftragten stetig ab. Zwar hatten auch die folgenden Wehrbeauftragten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, heute aber ist die Institution sowohl im Parlament als auch in der Truppe anerkannt. In der Konsequenz verlagerte sich auch das Augenmerk der Wehrbeauftragten zunehmend von reaktionären Tendenzen hin zu handfesteren Problemen wie problematisch laufenden oder gar nicht erst in Angriff genommenen Reformen und Rüstungsmängeln. Beschwerden und Eingaben von Soldaten über Vorgesetzte bleiben allerdings bis heute ein Hauptschwerpunkt, wenngleich sie immer „weicher“ werden, da sich die Bundeswehr von tatsächlicher Schleiferei oder fragwürdigen Ausbildungsmethoden längst verabschiedet hat – hin und wieder auftauchende vermeintliche Skandale bleiben letztlich Einzelfälle, so sie sich überhaupt bestätigen.

Größere Aufmerksamkeit erzielten die Berichte der Wehrbeauftragten seit einigen Jahren vor allem auch in linken Kreisen, da in ihnen Vorfälle mit rechtsextremem Hintergrund aufgeführt werden. Von linken bis linksextremen Politikern und Medien werden diese Vorfälle gern aufgegriffen, um der Truppe insgesamt rechtsextreme Tendenzen zu unterstellen und ein allgemeines Problem an die Wand zu malen. Diese Vorwürfe entpuppen sich allerdings bei genauerem Hinsehen als heiße Luft: So hat sich die Anzahl entsprechender Vorfälle von 585 im Jahr 2010 auf 227 im Jahr 2016 zuletzt mehr als halbiert, die wenigsten davon waren ernst zu nehmen und erforderten spürbare Konsequenzen – angesichts von knapp 180.000 Soldaten und noch einmal mehreren zehntausend zivilen Mitarbeitern der Bundeswehr ein lächerlicher Anteil. Die letzten Wehrbeauftragten selbst haben denn auch stets von Einzelfällen gesprochen und grundsätzliche Probleme in dieser Hinsicht zurückgewiesen. Dies spricht auch dafür, daß trotz eines nach wie vor hohen Traditionsverständnisses in vielen Truppenteilen ein grundsätzlicher reaktionärer Geist lange nicht mehr zu verzeichnen ist – und daß die Wehrbeauftragten dies auch erkannt haben.

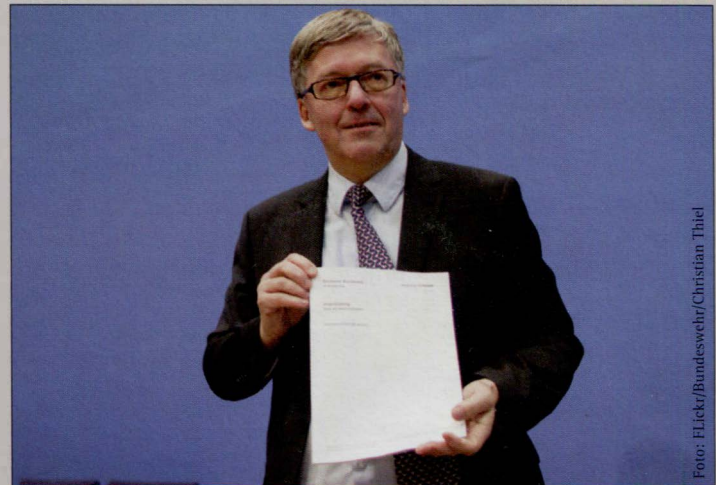
„Anwalt der Soldaten“

Heute schützt der Wehrbeauftragte damit nicht mehr vorrangig Mannschaften vor fiktiven rückwärtsgewandten militärischen Führern und kontrolliert die Vorgesetzten im Sinne der Inneren Führung. Viel mehr Beachtung finden seine Klagen hinsichtlich großer und die Bundeswehr in ihrer Gesamtheit betreffender Probleme wie des derzeitigen eklatanten Ausrüstungsmangels an vielen Fronten. Der Amtsinhaber Hans-Peter Bartels hat dies ebenso deutlich gemacht wie sein Vorgänger Hellmut Königshaus. Der Wehrbeauftragte vertritt damit zunehmend die Ansprüche der Truppe insgesamt vor dem Parlament und ist damit in weiten Teilen vom Parlamentsinquisitor tatsächlich zu einem „Anwalt der Soldaten“ geworden. □

DAVID FENSKE



Auf dem Foto wirkt das Verhältnis zwischen Verteidigungsminister Strauß und dem Wehrbeauftragten von Grolman freundschaftlich, tatsächlich kam es aber zu heftigen Konflikten.



Sternstunde des Wehrbeauftragten ist die jährliche Vorstellung des Jahresberichts, der auch außerhalb der Bundeswehr ein relativ hohes Interesse weckt.



Schwedische Soldaten bei der Winterkampfausbildung: Das Konzept eines Wehrbeauftragten stammt ursprünglich aus Schweden, wo es der SPD-Abgeordnete Ernst Paul im Exil erlebte.



Vom Karabin

Die erste Generation der Handfeuerwaff

Da der deutschen Industrie die Produktion von Waffen und Rüstungsgütern durch die Alliierten bis 1955 verboten war, und da die Bundesrepublik Deutschland Mitte der 1950er Jahre noch ein verhältnismäßig armes Land war, stellte die materielle Ausstattung der „neuen Wehrmacht“ eine beträchtliche Herausforderung dar. Die deutsche Industrie mußte im Rüstungsbereich ab 1955 erst wieder den Anschluß an das internationale Niveau finden, weshalb die Erstausrüstung von schweren Waffen wie Artilleriegeschützen und Panzern ab 1956 durchgehend von den USA geliefert wurde. Die Bundeswehr gelangte damit in kürzester Zeit und zu günstigen Finanzierungsbedingungen wieder auf den aktuellen Stand der Rüstungstechnik. Etwas anders sah es im Bereich der Handfeuerwaffen aus. Amerikaner und Briten belieferten die Bundeswehr in den ersten

Jahren großzügig mit Selbstladegewehren, Repetiergewehren, Maschinenpistolen und Maschinengewehren, die durchaus dem Stand der 1950er Jahre entsprachen und die sie auch in ihren eigenen Streitkräften führten. Dazu gehörten die amerikanischen Selbstladegewehre M1 Garand und M1 Carbine, die Maschinenpistole Thompson M1A1, das MG Browning 1919A6 und das britische Repetiergewehr Lee-Enfield No. 4 MK I. Führung und Truppe der Bundeswehr waren mit dieser Bewaffnung aber aus verschiedenen Gründen nicht zufrieden. Zum einen brachte die Ausstattung mit einer so großen Zahl verschiedener Typen unvermeidlich ein beträchtliches Durcheinander mit sich, zum anderen waren die ehemaligen Wehrmachtangehörigen an ihre deutschen Waffen gewöhnt und hielten diese auch für technisch besser.

Ein MG-Trupp der Bundeswehr 1960: Der Soldat links mit MG 1 im Anschlag, der Soldat rechts sichert mit Gewehr G 3. Im Hintergrund ein Schützenpanzer kurz, SPz 11-2.

er zum G 3

en der Bundeswehr

Überlegungen zu einer Neueinführung

Bereits im Frühjahr 1951 hatte es Überlegungen gegeben, das im Zweiten Weltkrieg in der Wehrmacht eingeführte Sturmgewehr 44 für den Bundesgrenzschutz (BGS) und die Bereitschaftspolizeien der Länder neu zu fertigen. Kurz nach Kriegsende hatten sich in Oberndorf am Neckar viele ehemalige Mitarbeiter der von den Alliierten aufgelösten und demontierten Waffenfabrik Mauser zusammengefunden und die Firma Heckler & Koch gegründet. Diese sah sich in der Lage, die Produktion des Sturmgewehrs 44 wieder aufzunehmen. In der DDR wurde die ab 1948 aufgestellte Kasernierte Volkspolizei von der Sowjetunion mit aus deutschen Beutebeständen stammenden Sturmgewehren 44 ausgestattet, wo sie bis etwa 1956 in Verwendung blieben. Die im Amt Blank angestellten Überlegungen, das Sturmgewehr 44 bei den neuen deutschen Streitkräften einzuführen, wurden aber bald verworfen.

Der entscheidende Grund war der im Dezember 1953 gefaßte Beschluß des amerikanischen Verteidigungsministeriums, die Patrone .30 T-65 – besser bekannt als 7,62 x 51 mm NATO oder .308 Winchester – als neue Standardpatrone im Atlantischen Bündnis einzuführen.

Eine Umkonstruktion des Sturmgewehrs 44 von seiner Mittelpatrone 7,92 x 33 mm kurz auf die Nato-Munition war nicht möglich, das Verschlusssystem war dafür zu schwach. Im Interesse einer Standardisierung erschien daher auch die Ausstattung des BGS und der Polizei mit dem Sturmgewehr 44 und seiner Sondermunition nicht mehr sinnvoll.

Erstes deutsches Gewehr der Bundeswehr war der altgediente Karabiner 98 k, den man aus Beständen des BGS übernahm. Insgesamt waren zwischen 1934 und 1945 etwa 12,8 Millionen Karabiner 98 k hergestellt worden. Diese Repetiergewehre waren als militärische Waffen in den fünfziger Jahren zwar veraltet, aber für Ausbildungszwecke noch sehr brauchbar. Der Karabiner 98 k wurde in der Bundeswehr als „G 21“ geführt und blieb nicht lange im allgemeinen Truppendienst. Er dient aber bis zum heutigen Tage als Waffe für den protokollarischen Dienst im „Wachbataillon“. Für Paradezwecke ist der alte Karabiner, dessen Konstruktion auf das Jahr 1898 zurückgeht, sehr viel besser geeignet als ein modernes Sturmgewehr.

Beliebte Walther-Pistolen für die Bundeswehr

Im Amt Blank war man von Anfang an entschlossen, als Dienstpistole wieder die Walther P 38 der Wehrmacht ein-



Eine frühe P 38, produziert von der Firma Carl Walther in Zella-Mehlis/Thüringen, Baujahr 1940

Foto: Archiv des Autors

zuführen, die als ebenso moderne wie bewährte Konstruktion galt.

1938 hatte sich das Heereswaffenamt für die „Heerespistole“ der Firma Carl Walther als neue Dienstpistole der Wehrmacht entschieden, von der im folgenden Jahr mehr als 10.000 Exemplare für einen großen Truppenversuch gefertigt wurden. Nach einigen Detailänderungen wurde die „Heerespistole“ mit der Bezeichnung „Pistole 38“ oder abgekürzt „P 38“ am 20. Mai 1940 offiziell als neue Ordonnanzwaffe angenommen, im gleichen Jahr lief die Serienfertigung an. Bis zum Kriegsende fertigten Walther sowie Mauser in Oberndorf und die Spreewerke in Grottau im Sudetengebiet rund 1,27 Millionen Exemplare. 1945 floh Fritz Walther mit seiner Familie und einigen Mitarbeitern aus Thüringen in die westlichen Besatzungszonen und ließ sich in Ulm an der Donau nieder, wo er die Firma neu gründete. 1956 erhielt diese den Auftrag für die Fertigung der P 38 für die Bundeswehr, im November des gleichen Jahres begann die Probefertigung. Am 24. April 1957 erfolgte die Genehmigung zur Serienherstellung, und kurz darauf lieferte die Firma die zunächst als P 38 bezeichneten Nachkriegsmodelle aus.

Das Verteidigungsministerium hatte sich einige technische Änderungen gewünscht, die wichtigste davon war, daß das Griffstück der Nachkriegsausführung nicht mehr aus Stahl, sondern aus Leichtmetall gefertigt wurde, weil man eine leichtere Waffe wollte. Schließlich wurde 1963 die Bezeichnung der Pistole offiziell in „P 1“ geändert.

Mit einigen Änderungen der Konstruktion blieb die P 1 bis 1998 die Standardpistole der Bundeswehr und wurde ab dann von der neuen Dienstpistole Heckler & Koch P 8 abgelöst. Bei den Feldjägern und beim „Wachbataillon“ ist sie aber bis zum heutigen Tage im Gebrauch.

1929 hatte Fritz Walther eine für damalige Verhältnisse revolutionäre Taschenpistole im Kaliber 7,65 mm Browning auf den Markt gebracht: die Walter PP (Polizeipistole), die erste Selbstladepistole, die einen Spann- bzw. Revolver-



abzug („Double Action“) besaß und gefahrlos im durchgeladenen Zustand getragen werden konnte. Zwei Jahre später folgte eine kleinere und kompaktere Variante, die Walther PPK (Polizeipistole Kriminal). Beide Modelle erfreuten sich bei Polizei, Parteiorganisationen und der Wehrmacht (insbesondere bei Offizieren) größter Beliebtheit.

Nach Kriegsende fertigte die französische Waffenfabrik „Manufacture de Machines Haute-Rhin“, abgekürzt „Manurhin“, die PP und PPK in Lizenz, ab 1952 bzw. 1955 lief bei Walther in Ulm die Produktion wieder an. 1956 entschied auch das Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), die Walther PPK für die Bundeswehr zu beschaffen, die dort die Bezeichnung „P 21“ erhielt.

Die relativ kleine und bequem verdeckt zu tragende Pistole wurde von Jet-Piloten, Feldjägern, Kurieren oder Beamten des Militärischen Abschirmdienstes (MAD) geführt.

Vom CETME-Gewehr zum G 3

Das erste Sturmgewehr, das BGS und Bundeswehr einführten, war das belgische FN FAL, das die Bezeichnung „G 1“ erhielt. Diese Waffe fand zwar in der NATO weite Verbreitung, überzeugte die deutschen Stellen aber nicht wirklich. Vor allem wollte das BMVg das FN FAL in Deutschland in Lizenz produzieren, was die Belgier aber verweigerten. So begann die Suche nach einer Alternative, die schließlich in dem spanischen CETME-Gewehr gefunden wurde. Dieses ging auf eine deutsche Entwicklung aus dem Zweiten Weltkrieg zurück, die die Bezeichnung Mauser „Gerät 06H“ oder Sturmgewehr 45 trug. Ab 1942 hatte der Leiter der Abteilung für leichte Waffen bei Mauser, Ernst Altenburger, das „Gerät 06“ konstruiert, einen Gasdrucklader mit starr verriegeltem

Rollenverschluß im Kaliber 7,92 x 33 mm kurz, der gleichen Patrone, die auch das Sturmgewehr 44 verwendete. Da die Waffe aber nicht zufriedenstellend funktionierte, wurde sie von Ludwig Vorgrimler und Wilhelm Stähle zum „Gerät 06H“ weiterentwickelt, einem Rückstoßlader mit halbstarrem Rollenverschluß (das „H“ stand für „halbstarr“). Erste Erprobungen mit dem Gerät 06 H verliefen so vielversprechend, daß es als „Sturmgewehr 45 (M)“ (M = Mauser) in Serienproduktion gehen sollte. Für die Waffe sprach, daß sie einfacher zu fertigen war als das Sturmgewehr 44. Es wurden kurz vor Kriegsende noch Teile für eine Nullserie von rund 30 Exemplaren hergestellt, bevor der Einmarsch der Alliierten in Oberndorf im April 1945 dem Projekt ein Ende setzte. Vorgrimler verschlug es 1950 ans „Centro de Estudios Técnicos de Materiales Especiales“ (CETME) in Madrid, wo ein Team deutscher Waffenkonstrukteure an einem neuen Sturmgewehr für die spanischen Streitkräfte arbeitete. 1956 war Vorgrimlers Konstruktion, das „CETME Modelo A“, ein Rückstoßlader mit halbstarrer Verriegelung, bis zur Serienreife gediehen, zahlreiche Tests und Vorführungen im Ausland sorgten für viel Beachtung. Nachdem das CETME für die spanischen Streitkräfte auf die NATO-Munition umgestellt worden war, sprach auch nichts mehr gegen eine Einführung in Deutschland. 1956 beschaffte das BMVg 400 „CETME Modelo A“ im Kaliber 7,62 x 51 mm NATO, die vom Herbst 1956 bis Januar 1957 ausführlichen Truppenversuchen unterzogen wurden.

Die Ergebnisse waren grundsätzlich positiv, es gab aber eine ganze Reihe von Verbesserungsvorschlägen: Neben Änderungen am Handschutz und an der Schulterstütze sollte das Verschlusssystem überarbeitet werden, so daß der

Ein MG-Trupp der Bundeswehr mit MG 3 auf Lafette bei einer Übung 2012: Im Vergleich zu Wehrmachtzeiten hat sich an der Technik der Waffe nur wenig geändert.



Foto: Hieckl/ synaxonag/CC BY 2.0

Schütze die Waffe auch im gesicherten Zustand durchladen konnte. 1959 beschaffte das BMVg schließlich 150.000 Stück dieses stark modifizierten CETME-Gewehrs „Modelo A“, das in der Bundeswehr die Bezeichnung „G 3“ erhielt.

Heckler & Koch und Rheinmetall fertigten für die Bundeswehr etwa 1,5 Millionen Exemplare des G 3, 15 weitere Staaten stellten das Gewehr in Lizenz her, rund 80 Länder beschafften es als Ordonnanzwaffe.

Vom MG 42 zum MG 3

Bereits seit 1940 entwickelte man als Nachfolger für das Standard-MG der Wehrmacht, das MG 34, eine neue Waffe. Diese entstand nicht bei einem der klassischen Waffenhersteller, sondern bei der Metall- und Lackierwarenfabrik Paul Kurt Johannes Großfuß in Döbeln/Sachsen. Der Chefkonstrukteur Dr. Ing. Werner Gruner sowie die Ingenieure Kurt Horn und Hans Joachim Kaltmann legten zunächst das „MG 39“ vor, das sich bei den Erprobungen als den Konkurrenzmodellen von Rheinmetall-Borsig und der Firma Stübben aus Erfurt überlegen erwies.

Es folgte das verbesserte „MG 39/41“, aus dem schließlich das „MG 42“ entstand. Bis zum Kriegsende wurden von verschiedenen Rüstungsbetrieben rund 400.000 Exemplare dieser Waffe produziert.

Das MG 42 erwies sich an allen Fronten als äußerst robust, wenig stör anfällig, gut zu bedienen, und als allen anderen Maschinengewehren weit überlegen. Bemerkenswert war die hohe Kadenz von 1.500 Schuß in der Minute, die zwar für eine enorme Wirkung, aber auch einen exorbitanten Munitionsverbrauch sorgte. Der BGS erhielt bei seiner Aufstellung 1951 zunächst zahlreiche MG 42 aus der Kriegsproduktion, aber für eine Einführung bei der Bundeswehr war allein schon wegen des NATO-Kalibers eine Neufertigung erforderlich. Inhaber der Patente für das MG 42 war Johannes Großfuß, den es nach Kriegsende nach Wiesbaden verschlagen hatte. Der Rheinmetall-Vorstand Erich Mez konnte Großfuß für eine Zusammenarbeit gewinnen, und ab 1957 nahm das Düsseldorfer Unternehmen im Stadtteil Derendorf die Serienfertigung wieder auf. Unter Leitung von Großfuß produzierte Rheinmetall zunächst das MG 42/58 und – nach Detailänderungen – das „MG 42/59“, eine Neufertigung im Kaliber 7,62 x 51 mm NATO. Ende 1960 erhielten diese Waffen die Bezeichnung „MG 1“.

In die Bundeswehr übergetretene Bundesgrenzschützer hatten ihre alten MG 42 aus Wehrmachtbeständen im Originalkaliber 7,92 x 57 mm mitgebracht. Diese alten Weltkriegswaffen wurden durch die Rheinmetall-Tochtergesellschaft Hessische Industriewerke Wetzlar auf das NATO-Standardkaliber umgeändert und fortan als „MG 2“ bezeichnet. Durch einen neuen Rückstoßverstärker wurde das MG 1 zum „MG 1A3“ verbessert, das nun neben deutschen 50-Schuß-Gurten auch amerikanische Zerfallgurte verwenden konnte. Es bildete die Grundlage für das noch weiter verbesserte und bis heute genutzte „MG 3“, das 1966 eingeführt wurde. Rheinmetall produzierte vom MG 3 zwischen 1966 und 1977 für die Bundeswehr rund 139.000 Stück. Ältere Versionen wurden nachträglich auf den Standard des MG 3 gebracht. Die überlegene Feuerkraft des MG 42 und seiner Varianten überzeugte auch die Streitkräfte



Deutscher Soldat mit Sturmgewehr 44 an der Ostfront

te vieler anderer Länder, die sich diese Waffe ebenfalls beschafften oder sie in Lizenz nachbauten. Zu den Nutzerstaaten zählen unter anderem Dänemark, Griechenland, Italien, Iran, Norwegen, Österreich, Pakistan, Portugal, Spanien, Jugoslawien bzw. seine Nachfolgestaaten und die Türkei.

Bewährte Waffen für bewährtes Personal

Die Beschaffung der ersten Generation der Handfeuerwaffen erwies sich für die Bundeswehr als weitgehend unproblematisch, weil sie auf Muster zurückgreifen konnte, die sich bereits im Zweiten Weltkrieg bestens bewährt hatten, wie die P 38 und das MG 42, oder von denen erfolgversprechende Prototypen wie das Gerät 06H bzw. Sturmgewehr 45 existierten.

Auch im Bereich der Handfeuerwaffen hat es bei der Bundeswehr der frühen Jahre wie in allen anderen Bereichen keinen Bruch mit der Wehrmacht gegeben. Unter den Bedingungen des Kalten Krieges und des NATO-Bündnisses war die Bundeswehr nichts anderes als eine evolutionäre Weiterentwicklung der Wehrmacht. Angesichts der materiellen, personellen und psychologischen Voraussetzungen wäre etwas anderes auch gar nicht möglich gewesen. □

DR. WALTER POST



Gefragte Exp

Wehrmachtoffiziere als Militärhelfer in

Sofort nach Überschreiten der deutschen Grenze durch westalliierte Truppen setzte ein Wettrennen zur Sicherung deutscher Techniker und ihres Fachwissens ein. Besonders abgesehen hatten es die Sieger auf die fortschrittliche deutsche Waffenentwicklung. Sie machten Jagd auf

Spezialisten der deutschen Raketenforschung um Wernher von Braun und „überredeten“ sie, in ihre Dienste zu treten. Die Sowjets hingegen verhafteten ganze Forschungsbetriebe und verfrachteten sie nach Osten. Generalmajor Reinhard Gehlen, Chef der Abteilung Fremde Heere Ost, übergab seine Akten geschlossen den Amerikanern und trat in ihre Dienste. Aber auch das Können und die Erfahrung deutscher Frontsoldaten waren gefragt. So gingen Tausende in die französische Fremdenlegion, Hunderte ließen sich aus dem Ausland anwerben. Das betraf vor allem Flieger, die auch die Möglichkeit motivierte, in der Fremde wieder fliegen zu können. An zwei von ihnen soll hier erinnert werden.

Höchstdekorierte Soldat

„Rudel ersetzt alleine eine ganze Division“, soll Generalfeldmarschall Ferdinand Schörner über den Schlachtfieger Hans-Ulrich Rudel gesagt haben. Und Sowjetdiktator Josef Stalin hatte eine Kopfprämie von 100.000 Rubel auf den deutschen Stukapiloten ausgesetzt. Der auch „Adler der Ostfront“ Genannte hatte bis Kriegsende auf 2.530 Feindflügen 519 sowjetische Panzer abgeschossen, außerdem das Schlachtschiff „Marat“ schwer beschädigt, sowie einen Kreuzer, einen Zerstörer und 70 Landungsboote versenkt. Mit seiner „lahmen Ente“ Ju 87 errang er außerdem neun bestätigte Luftsiege. Rudel wurde dreißigmal abgeschossen, fünfmal verwundet, rettete sechs notgelandete Besatzungen – und erhielt als einziger deutscher Soldat das Goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Im Februar 1945 mußte dem Stuka-Oberst nach einem Flaktreffer der rechte Unterschenkel amputiert werden. Trotz nicht ausgeheilter Verwundung flog er weiter. Am 8. Mai 1945 in US-Gefangenschaft geraten, kam Rudel über viele Stationen in ein Lazarett nach Fürth in Bayern, wo seine Amputationswunde versorgt wurde. Nach seiner Mitte April 1946 erfolgten Entlassung betätigte Rudel

*Galland als
Oberst
nach der
Verleihung
der Brillanten.*



erten

Südamerika



Emblem der
argentinischen
Luftwaffe

Foto: DMZ-Archiv

sich als Fuhrunternehmer in Coesfeld/Westfalen. Aber im besetzten Deutschland sah er für sich keine Zukunft mehr. Auf abenteuerlichen Wegen schlug er sich mit zwei Kameraden, darunter der Eichenlaubträger Herbert Bauer, über die Alpen nach Südtirol durch, von dort ging es nach Rom und dann im Juni 1948 nach Cordoba in Argentinien. Wie andere prominente deutsche Flieger war er als Berater der argentinischen Flugzeugindustrie tätig.

Der argentinische Präsident Juan Peron war in den 1930er Jahren unter anderem Militärattaché in Berlin gewesen und bewunderte die Leistungen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Als Staatschef betonte er die Notwendigkeit einer eigenständigen Industrialisierung Argentiniens als wesentliche Grundlage sowohl nationaler Stärke als auch der Verbesserung der sozialen Situation des argentinischen Volkes und warb um deutsche Spezialisten. Seinem Ruf folgten neben Rudel viele weitere ehemalige Wehrmachtsoldaten. Rudel erhielt eine Anstellung im argentinischen Luftfahrtinstitut und kam schnell zu finanziell lukrativen Importlizenzen und Regierungsaufträgen. Als Berater war er außerdem in Chile und Bolivien tätig.

In Südamerika war Rudel Auslandsvertreter für mehrere deutsche Firmen, so auch für den Siemens-Konzern. Dabei betätigte er sich 1973 auch als Vermittler bei Wirtschaftsjointprojekten zwischen Argentinien und Paraguay. Hierbei ging es um das Staudammprojekt Yacyretá am Fluß Paraná.

1976 besuchte Rudel auf Einladung ranghoher Bundeswehroffiziere das Aufklärungsgeschwader „Immelmann“ auf dem Fliegerhorst Bremgarten. Die Bundeswehr hatte sich das Treffen vom Parlamentarischen Staatssekretär Hermann Schmidt (SPD) genehmigen lassen, trotzdem kam es zu einer Skandalisierung in den Medien. Daraufhin versetzte Bundesverteidigungsminister Georg Leber (SPD) die verantwortlichen Generale Walter Krupinski und Karl-Heinz Franke in den einstweiligen Ruhestand.

Als bei Rudels Beisetzung im Dezember 1982 mehrere „Phantom“ und ein „Starfighter“ der Luftwaffe zur Ehrenbezeugung sein Grab überflogen, kam es zum politischen Eklat. Ein Untersuchungsbericht des Verteidigungsministe-

*Oberst Rudel
war der höchst-
dekorierte Soldat
der Wehrmacht.*



Foto: Walter Frenz



riums betonte allerdings später, zur fraglichen Zeit habe „normaler Ausbildungsflugbetrieb“ geherrscht, die Militärmaschinen seien nicht vom vorgegebenen Kurs abgewichen und „in etlicher Entfernung von der Ortschaft“ vorübergeflogen.

Am 19. November 1942 wurde der Jagdflieger Adolf Galland, im Januar bereits mit den Brillanten zum Ritterkreuz ausgezeichnet, zum Generalmajor befördert und avancierte mit 30 Jahren zum jüngsten General der deutschen Wehrmacht. Nachdem Galland im April 1943 den Turbinenjäger Messerschmitt Me 262 getestet hatte, drängte er auf eine baldige Serienproduktion, um der alliierten Bomberoffensive Herr zu werden. 1944 erfolgte die Beförderung zum Generalleutnant, und bei Kriegsende flog er im „Jagdverband 44“ mit zahlreichen anderen hochdekorierten Fliegern in der Me 262 gegen feindliche Bombenflugzeuge.

Das Kriegsende erlebte Galland in einem bayerischen Lazarett und verbrachte die folgenden zwei Jahre in Kriegsgefangenschaft. 1948 folgte auch er dem Ruf Juan Perons und fungierte als Berater der argentinischen Luftwaffe. Seine Aufgabe bestand darin, die Kriegserfahrungen vor allem auf dem Gebiet der Luftverteidigung und des Einsatzes der Düsenflugzeuge zu vermitteln. Besonderes Augenmerk galt der Gefechtsausbildung der Flugzeugbesatzungen, ihrer taktischen Schulung, der Ausarbeitung von Ausbildungs- und Kampfvorschriften. Besonders gefiel Galland die Möglichkeit, nicht einzurosten, nicht brachzuliegen, nicht den Anschluß zu verpassen.

Zu wenig Erfahrung für die Bundeswehr?

1954 kehrte er nach Deutschland zurück und wurde Industrierberater, außerdem Verwaltungsratsvorsitzender dreier Firmen der allgemeinen Luftfahrt und eines bedeutenden Hubschrauber-Einsatzunternehmens. Obwohl das „Amt Blank“ Galland als ersten Inspekteur der Bundesluftwaffe berufen wollte, mußte nach einer Intervention des Oberbefehlshabers der alliierten Streitkräfte in Europa da-

von Abstand genommen werden. Als Grund wurde angegeben, daß Galland während des Krieges nur Aufgaben innegehabt habe, die nie über die Geschwaderebene hinausgegangen seien. Auch als General der Jagdflieger habe er, wenn überhaupt, nur sehr geringen Anteil an der operativen Luftverteidigung des Reichsgebietes gehabt. Wer selbst in einem Jagdflugzeug gegen alliierte Bomber aufsteigt, hat nur „geringen Anteil“ an der Luftverteidigung des Reiches? Immerhin hatte er 104 Luftsiege vorzuweisen! Der wahre Grund war wohl, daß Galland seine reichen Erfahrungen an argentinische Stellen weitergegeben hatte, was diese in den Stand versetzte, eine eigenständige – d.h. ohne Einfluß der USA – Luftfahrtindustrie aufzubauen. Durch Gallands Tätigkeit in Südamerika waren der US-amerikanischen Rüstungsindustrie Aufträge in Millionenhöhe entgangen. Auch der Arbeit der deutschen Spezialisten war es zu verdanken, daß am 27. Juni 1950 ein eigener argentinischer Düsenjäger sich in die Lüfte erhob. □

ROLF HARTUNG

Impressum

Deutsche Militärzeitschrift (DMZ) • Seit 2004 vereinigt mit „Barett“
Verlag Deutsche Militärzeitschrift (VDMZ) • Lesen & Schenken GmbH •
Postfach 52 • D-24236 Selent • Tel.: 04384/59 70-0 • Fax: 04384/59 70-40
E-Post: verlag@deutschemilitaerzeitschrift.de
E-Post: redaktion@deutschemilitaerzeitschrift.de

Chefredakteur:

Guido Kraus (presserechtlich verantwortlich für den Inhalt)
Unter Mitarbeit zahlreicher in- und ausländischer Historiker, Militärhistoriker, Journalisten und freier Mitarbeiter.

Anzeigen:

Gültig ist Anzeigenpreisliste Nr. 20

Verlag und Redaktion freuen sich über Beiträge oder Themenanregungen aus dem Leserkreis. Trotzdem gilt: Für unverlangt eingesandte Fotos und Textbeiträge wird keine Haftung übernommen. Um Beilage von Rückporto wird gebeten. Namentlich gekennzeichnete Artikel und Leserbriefe geben grundsätzlich die Meinung des Verfassers wieder. Sie entsprechen nicht unbedingt der Auffassung des Chefredakteurs oder des Verlages.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Verlages.

Deutschlands tapferste Soldaten



Peter Stockert: **Die Brillantenträger der deutschen Wehrmacht 1941-1945**

Zeitgeschichte in Farbe – Ihr Ruf war legendär, ihr Bekanntheitsgrad enorm: Die Brillantenträger waren die Besten der Besten, und Deutschland blickte mit Stolz auf seine 27 Träger der Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Neben großformatigen farbigen Porträts sind hier zahlreiche weitere Fotos über diese hochdekorierten Soldaten zusammengetragen. 176 S., durchgängig farbig, geb. im Atlas-Großformat.

Art. 102386

€ 25,95



Dieter Vollmer: **Stuka-As Hans-Ulrich Rudel**

Biographie in Bildern. – Nur ein einziger Soldat erhielt während des 2. Weltkrieges die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung: das Goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten. Oberst Hans-Ulrich Rudel war freiwillig in die Luftwaffe eingetreten und machte dort eine steile Karriere. Der Bildband zeigt Leben und Kampf dieses einmaligen Patrioten in großformatigen, oft farbigem Fotos. 144 S., farb. u. s/w. Abb., geb. im Atlas-Großformat.

Art. 110769

€ 25,95

DMZ

DMZ-Versand

Postfach 52 • 24236 Selent
Tel. 04384/59700

"Asyl-Wende" in Skandinavien?

Aus für die Solar-Industrie?

Deutsche Hersteller unter Druck

**„Wir müssen
jetzt handeln.“**
Im Gespräch mit
Alice Weidel (AfD)

Alternative
für
Deutschland

Luxemburg € 7,95 • Italien € 7,95



Alternativos!

Wirklich?

G20 in Hamburg: Willkommen in der Hölle
 Der Linksextremismus endlich ernst nehmen! S. 10

**Die starke
Stimme
für deutsche
Interessen!**

Jeden Monat neu im Zeitschriften- und im Bahnhofsbuchhandel im Umfang von 84 Seiten. **Aber wirklich stark nur durch Ihr Abonnement!** Handeln Sie jetzt: Abonnement, Geschenkabonnement, Leserwerbung!

Bei Abonnement
bis zum 31.10.2017
gibt es das Buch
„Das deutsche Drama“
von Bernhard Radtke
als kostenloses
Geschenk dazu!



ZUERST!
DEUTSCHES NACHRICHTENMAGAZIN

☒ Ja, ich möchte ein Abonnement!

(12 Hefte jährlich, inklusive Versandkosten)


Inland: Normal-Abo € 83,40 • Schüler- und Studenten-Abo € 69,- (Kopie des Schüler- oder Stud.-Ausweises mitsenden) • Kombi-Abo (bei gleichzeitigem Abo der Deutschen Militärzeitschrift (DMZ), siehe Umschlag hinten): € 74,- • Förder-Abo: € 105,-

Ausland: Normal-Abo € 106,- • Schüler- und Studenten-Abo € 91,- • Kombi-Abo: € 96,- • Förder-Abo: € 126,-. **Zutreffendes unterstreichen!**

Zutreffendes unterstreichen!

■ Mit Geschenk „Das deutsche Drama“

■ Mit Sammelordner-Abo zzgl. € 10,-

 **Sammelordner**, einzeln,
ermöglicht das Archivieren von ei-
nem Jahrgang (12 Hefte).
(Stück € 13,95)

☐ Abonnement per Rechnung

☐ Gewünschtes
bitte ankreuzen

Vorname

Name _____

Tel./E-Post

Straße

PLZ, Ort


Datum, Unterschrift

Verlag Deutsches Nachrichtenmagazin ZUERST!

Postfach 100 • D-24236 Selent

Tel.: 04384/59 70-0 • Fax: 04384/59 70-40

E-Post: verlag@zuerst.de

 per Einzugsermächtigung

Einzugsermächtigung
Hiermit ermächtige ich den Verlag, meine Abonnementgebühren ab sofort bis auf Widerruf von nachstehend bezeichnetem Konto abzubuchen.

Bank/Ort

IBAN

BIC

Kontoinhaber

Datum, Unterschrift

Bibliothek der

Tapfersten

Überall in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Luxemburg und Südtirol jetzt im Zeitschriftenhandel.



Mit einer „Säuberung“ – wie einst bei Stalin – der deutschen Kasernen will dieser Tage Bundesverteidigungsministerin Ursula von der Leyen jegliches Andenken an die deutsche Wehrmacht tilgen. Es mag daher mutig erscheinen, ausgerechnet in diesen Tagen eine neue Zeitschrift zu gründen, die das Andenken an die höchstausgezeichneten deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges hochhält. Indes wäre es vermessen, eigenen Mut geltend zu machen angesichts der unermesslichen Qualen und Schmerzen, des Wagemuts und der Entbehrungen, die damalige Soldaten des Weltkrieges ertragen mußten, ehe sie diese hohe Tapferkeitsauszeichnung verliehen bekamen. Statt Bilderstürmerei wie bei der Bundeswehr wird es vielmehr Zeit, sich dieser beeindruckenden Männer und ihrer überragenden Leistungen wieder zu erinnern. – Dieses Anliegen verfolgt die neue Zeitschrift **Schwerterträger**, indem sie vierteljährlich einen dieser hochdekorierten Soldaten in einer umfangreich bebilderten Biographie vorstellt und seine Waffentaten ausführlich würdigt. Die Älteren kennen teilweise noch die Namen; damit aber auch die Kinder und vor allem unsere Enkel und Urenkel eine Vorstellung von den Tapfersten der deutschen Militärgeschichte gewinnen, darum erscheint diese faszinierende Bibliothek.

- Moderne, übersichtliche Aufmachung
- Hochkarätige farbige und s/w. Bebilderung
- Vollständige Biographie mit Fotos und Dokumenten
- Alle Waffentaten sind umfangreich dargestellt

Natürlich können und sollten Sie **Schwerterträger** vom ersten Heft an abonnieren, denn nur so wird Ihre „Bibliothek der Tapfersten“ wirklich vollständig. Wenn Sie jetzt mit Heft 2 zu den ersten Abonnenten gehören, erwartet Sie eine besondere Treueprämie: Das Heft Nr. 1 „Erich Bärenfänger“ bekommen Sie von uns geschenkt. Erst ab Ausgabe Nr. 3 „Joachim Müncheberg“ müssen Sie für Ihr Abonnement bezahlen. Machen Sie jetzt mit, und verschaffen Sie **Schwerterträger** einen fulminanten Start gegen den erbärmlichen herrschenden Zeitgeist. 52 S., A4-Format. Die prachtvollen Hefte gibt es für nur € 39,20 viermal im Jahr.

Einzelheft € 9,80 / Jahresabo € 39,20



☐ Ja, ich möchte **Schwerterträger** ab Januar 2018 abonnieren!
(4 Hefte jährlich, inklusive Versandkosten)
Inland: Normal-Abo € 39,20 • Schüler- und Studenten-Abo € 32,40 (Kopie des Schüler- oder Studenten-Ausweises mitsenden) • Kombi-Abo (bei gleichzeitigem Bezug von DMZ oder DMZ-Zeitschriften): € 37,60 • Förder-Abo: € 45,- • Ausland: Normal-Abo € 46,40 • Schüler- und Studenten-Abo € 38,60 • Kombi-Abo: € 44,40 • Förder-Abo: € 53,40.

☐ Bitte schicken Sie mir als **kostenlose** Werbeprämie das Heft 1 (Generalmajor Erich Bärenfänger) von **Schwerterträger** (Wert € 9,80)

☐ per Rechnung
☒ Gewünschtes bitte ankreuzen

Vorname _____ geb. | | | | |
Name _____
Tel./E-Post _____
Straße _____
PLZ, Ort _____
Datum, Unterschrift _____

☐ per Einzugsermächtigung
Einzugsermächtigung
Hiermit ermächtige ich den Verlag, meine Abonnementgebühren ab sofort bis auf Widerruf von nachstehend bezeichnetem Konto abzubuchen.
Bank/Ort _____
Konto-Nr. _____
Bankleitzahl _____
Kontoinhaber _____
Datum, Unterschrift _____

Verlag Deutsche Militärzeitschrift (VDMZ)
Postfach 52 • D-24236 Selent
Telefon: 04384/59 70-0 • Telefax: 04384/59 70-40
E-Post: verlag@deutschemilitaerzeitschrift.de